Des

Herrn Marquis d'Argens,

Königl. Preuß. Kammerherrns und Direktors der philosophischen Klasse der königl. Akademie der Wissenschaften,

Kabbalistische Briefe,

oder

philosophischer, historischer und kritischer

Briefwechsel

zwischen

zween Kabbalisten, verschiedenen Elementargeistern und dem höllischen Astharoth.

Aus dem Französischen der neuesten Haager Ausgabe übersetzet.

Dritter Theil.

Danzig,

bey Daniel Ludewig Wedel,

1774.

Vorrede.

Ich habe mich seit geraumer Zeit bemühet durch meinen Eifer und durch meine Sorgfalt die gütige Aufnahme zu erwiedern, womit das Publikum meine Werke beehret hat. Ich habe also auch nichts vorbey gelassen, was ich für tüchtig hielt, mir seinen Beyfall zu erwerben, und ich kann mir schmeicheln, daß meine Bemühungen nicht fruchtlos gewesen sind. Wenn der geschwinde Absatz eines Buchs ein Kennzeichen seiner Achtung ist, so müssen gewiß die kabbalistischen Briefe den Beyfall vieler Leser erhalten haben. Sobald ein Band derselben fertig war, wurde er auch gleich verkauft; und je mehr ihre Anzahl wuchs; desto mehr nahm auch ihr Vertrieb zu. Dieser glückliche Fortgang bewog

 mich

mich also bemeldete Briefe weiter fortzusetzen, als ich erst glaubte. Denn anfänglich setzte ich mir vor, mit dem zweyten Bande aufzuhören.

Vielleicht hätte es mehr zu meiner Ruhe beygetragen, wenn sie nicht einen so guten Fortgang gehabt hätten; alsdenn würde mich nicht eine so große Menge Papierverderber und so ein Haufen Heuchler und Mönche mit ihrem ungestümen Murren und großen Beschimpfungen bestürmet haben. So groß auch die Verachtung ist, womit das Publikum diese Misgeburten im Reiche der Gelehrsamkeit belegt; so werden sie doch nicht müde mit ihren Anmerkungen und groben Betrügereyen einen Ekel zu erwecken. Kein Betrug ist so klein, den sie nicht anwenden sollten zu ihrem Zwecke zu kommen; ich begnüge mich nur ein Beyspiel hiervon anzuführen.

Da die Journalisten zu Trevoux wahrscheinlicher Weise nicht gnug Gelegenheit mich zu beschimpfen finden können, wenn sie von meinen Schriften reden, so legen sie mir doch

von

von Zeit zu Zeit einige Werke bey, an denen ich eben so wenig Theil habe, als an dem Verbrechen, weswegen der Jesuit Guignard gehangen wurde. Um nur mit Vergnügen sagen zu können, daß ich weder Tugend noch Religion besäße, haben sie ausgesprengt, ich wäre der Autor von der Historie der Staatsveränderungen in Corsika. Nun kann ich aber behaupten, daß wohl nicht einer in Holland lebt, dem es unbekannt wäre, daß ich nicht der Autor dieses Buchs bin. Man wird vielleicht gern wissen wollen, wie doch diese ehrwürdigen Männer, von einem bloß historischen Werke und dessen Schriftsteller ich kenne, haben Gelegenheit nehmen können, mir es beyzulegen und mir zugleich alle Religion und gute Sitten abzusprechen. Hierauf will ich nur ein Wörtchen antworten: Sie haben meiner bey einer eben so guten Gelegenheit erwähnt, als sie gemeiniglich die Schriftsteller ihrer Societät zu loben pflegen. Denn, wenn sie vom Mahomet reden, so fügen sie ein Lob auf den Sanchez bey; und wenn sie den Virgil anführen, finden sie auch allezeit ein Mittel etwas zum Ruhme des Escobar zu sagen.

gen. Das ist eben eins von den seltnen Talenten dieser ehrwürdigen Väter.

Nachdem sie mir endlich die empfindlichsten Reden gegeben haben, so versichern sie, daß sie eine erlaubte Selbstliebe dazu genöthiget hätte bey meinen Vorwürfen nicht unempfindlich zu seyn. Ich bin in der That gewiß, daß sie die Wirkungen, Bewegungen und Folgen einer wahren Selbstliebe eben so wenig kennen, als die Liebe gegen Gott. Die ganze Welt ist davon überzeugt und die einfältigsten Leute wissen, daß sich diese ehrwürdigen Väter niemals damit allzusehr beschäfftigen, einen ächten Begriff von der Liebe gegen Gott, die zu unsrer Wohlfarth so nothwendig ist, zu verbreiten. Sie studiren eben so wenig diejenigen Materien, welche darauf einige Beziehung haben; als sie sich bemühen demüthige und rechtschaffne Leute zu werden. Unterdessen mögen sie mir erlauben ihnen zu sagen, daß, wofern ich ja diese ihnen so werthe Selbstliebe kreuzigen sollte, sie mir auch dafür großen Dank schuldig sind. Denn indem ich ihr elendes Journal beurtheile, so bringe ich es bey

vielen

vielen Leuten erst wiederum ins Andenken. Ohne mich wüßte man vielleicht in drey Theilen von Europa nicht einmal, daß es drey Jesuiten gäbe, welche alle Monate die verehrungswürdigsten und angesehensten Personen im Reiche der Gelehrsamkeit mißhandeln.

Meine Reden werden diesen ehrwürdigen Herren ohne Zweifel zu hitzig scheinen und ihre Eigenliebe wird sie überreden wollen, daß ich boshafter Weise ihren guten Ruf zu schmälern suche. Es ist mir aber leicht ihnen deutliche Beweise von dem Gegentheile zu geben. Wenn ich sie versichere, daß ihr Journal nicht nur verachtet, sondern auch in ganz Europa unbekannt ist, so berufe ich mich auf eben dieses Europa und führe es zum Zeugen an, die Wahrheit meines Vortrages zu bestätigen. Ich glaube, daß die Buchführer in Deutschland, in der Schweiz, in England und Holland kaum zwanzig Exemplare von diesem unglücklichen Journale absetzen. Man legt in Amsterdam die meisten Romane, Aventüren und andre dergleichen Spielwerkchen wieder auf, die zu Paris, London, Genev ꝛc. ꝛc. heraus

auskommen; aber kein einziger Buchführer wird auch nicht einmal nur sechs Journale von Trevoux verlangen.

Dieses sind Dinge, welche einen jeden andern Scribenten beschämen würden, nur einen jesuitischen Journalisten nicht; allein die erlaubte Selbstliebe nöthiget sie auch solche unangenehme Eindrücke von sich zu entfernen und lehret sie von der Güte ihrer eignen Werke oder von der Achtung, die sie in Europa haben sollen, darnach urtheilen, je nachdem die unterthänigen Sklaven der Societät, als allzuschwache Anbeter der Loiolistischen Thorheiten, viel davon absetzen oder nicht.

Des
Marquis d'Argens
kabbalistische Briefe.

Dritter Theil.

Neun und vierzigster Brief.

Astharoth an den weisen Kabbalisten Abukibak.

Da die Gespräche, die du manchmal von mir erhältst, weiser und gelehrter Abukibak, dir zur Erholung von deinen ernsthaftern Geschäfftigungen dienen können; so hoffe ich mit dem folgenden einigen Dank bey dir zu verdienen.

Gespräch zwischen einem parisischen und holländischen Buchführer.

Der Holländer.

Gestehen Sie es nur offenherzig, mein lieber Herr Safre=Bek, daß die Buchführer in Paris die Gütigkeit meiner Landesleute sehr mißbrauchen. Es vergehen wenig Monate, daß sie nicht einige davon anführen sollten, indessen haben sie doch mit allzu ehrlichen und allzu geduldigen Leuten zu thun, daß diese nicht einmal stutzig darüber werden. Verlangen jene Bücher, so dürfen sie nur befehlen, und

können versichert seyn, daß sie so viel bekommen werden als sie haben wollen. Weil es nun hier durch einen unwiderruflichen Schluß einmal so angeordnet ist, daß unter zwey tausend Buchführern kaum ein einziger ist, der nicht sollte verdammt seyn in diesen erschrecklichen Aufenthalt zu kommen, so hätte man auch zweyerley Wohnungen darinnen anlegen sollen; eine müßte recht sehr beschwerlich seyn, und diese gehörte für die parisischen Buchführer; die andre aber müßte weit bequemer seyn, und dahinein kämen die Holländer.

Der Pariser.

In Wahrheit, Herr Superfin, Sie bringen mich zum Lachen, so betrübt ich auch bin, daß ich mich von dem Posten eines Syndicus so schimpflich heruntergesetzt sehe: und es ist wohl kein Verdammter hier, der nicht in ein eben so lautes Gelächter ausbrechen sollte, wie Demokrit, wenn er ihren Discours mit anhöret. Wenn man Sie reden höret, so sollte man glauben, die holländischen Buchführer wären ganz besondre Heilige und alle mit einander würdig canonisirt zu werden, und sie hätten keine einzige von den üblen Eigenschaften, die Sie denen Parisern vorwerfen. Aber, bey meiner Treu, es läuft bey beyden auf eins hinaus, und man kann mit gutem Rechte den wohlbekannten Vers auf sie anwenden: Jean danse mieux que Pierre, Pierre danse mieux que Jean. Denn wenn es darauf ankommt verschmitzte Streiche vorzunehmen oder einem

nem ein Bein zu stellen, so ist zwischen beyder Verdiensten schwer zu entscheiden.

Mit einem Worte, wenn der Pariser listig ist, so ist der Holländer nicht weniger verschlagen, und das Glück allein muß oft den Ausschlag geben. Sind Sie nicht selbst ein entscheidendes Beyspiel von dergleichen Geschicklichkeit beyder Nationen? Niemals unternahm wohl ein Buchführer ein feineres Stückchen, als sie ersannen, um sich das Vermögen ihres Stiefvaters zuzueignen. Nämlich sie gaben vor, daß dieser ehrliche Mann kindisch geworden wäre; und ohngeachtet er noch seinen völligen Verstand hatte, so fehlte doch wenig, daß sie sich nicht die Erbschafft, wornach sie trachteten, gerichtlich hätten zuschreiben lassen. Das ist kein Narr, mein Herr Superfin, der es so anfängt, und der verschmitzteste Buchführer aus Paris hätte es nicht besser einfädeln können. Aber auf unsern Buchhandel zu kommen, sind Sie nicht hinter das Geheimniß gekommen, ein Buch, wider das ausdrückliche Verbot ihrer Obern, dennoch öffentlich wiederum aufzulegen; und haben Sie dieselben nicht ungestraft zum Besten gehabt, da Sie ihnen auf eine feine Art ein Privilegium über eine gewisse Schmähschrift aus den Händen spielten, die wider ihre Regierung gerichtet war? Das sind Meisterstreiche, an die wir in Paris nicht einmal denken dürfen, Herr Superfin, und wer auch daselbst so etwas wagen wollte, den würde man gar stark auf die Finger klopfen.

Uebri-

Uebrigens verdienen Ihre Mitbrüder ungleich mehr gestraft zu werden, als die meinigen, weil sie ausserdem tausend bequeme und erlaubte Mittel haben Vermögen zu erwerben, deren die Pariser schlechterdings beraubt sind. Die Holländer verstehen sich vortrefflich auf das Nachdrucken der Bücher, sie können sich die schönsten Werke zu eigen machen, die man in Europa ans Licht treten sieht. Und hernach wollen sie sich auch noch durch unerlaubte Wege bereichern? Hingegen dürfen die pariser Buchführer nicht den geringsten Entwurf, nicht den schlechtesten Calender unter die Presse bringen, ohne vorher erhaltene Erlaubniß oder Privilegium. Sobald sie ein Buch verlegen wollen, so erwäget vorher ein strenger Examinator alle Redensarten, und besichtiget alle Ausdrücke darinnen. Ein einziges Wort hintertreibt manchmal den Druck eines ganzen Werks. Wenn der ehrwürdige Pater Rektor nicht damit zufrieden ist, wenn es die Sorbonne für zu kühn erkennt, wenn der Kutscher oder Thorhüter einer Standesperson etwas darinn zu finden glaubt, worüber er sich beklagen könne, so wird es verworfen. In Paris darf man nur diejenigen Bücher drucken, die so viel Glück haben, als wie die allerschönsten Frauenzimmer, das ist, welche überhaupt der ganzen Welt gefallen. Ich nehme aber doch die Jansenisten aus, denn diese kann man mit so viel Injurien belegen als man will, welches wir dem Ansehen der Molinisten zu danken haben.

Der

Der Holländer.

Sie rühmen den Vortheil zu sehr, den man in Holland vom Nachdrucken der Bücher haben soll; aber merken Sie wohl, daß die einzigen Jansenisten, die Sie eben erwähnt haben, denen Buchführern in Paris wohl zehnmal mehr einbringen als alle Nachdrucke den Holländern. Man verlegt in Amsterdam alle Werke der Anti-Constitutionisten; von da versendet man sie nach Frankreich, wo ihr öfters ein Exemplar für zwey Thaler verkauft, welches bey uns nur einen halben gekostet hat. Sie werden mir vielleicht hier einwenden, wie sehr die pariser Buchführer Gefahr laufen, wenn sie ganze Ballen Bücher confiscirt sehen, die sie als verboten einführen; aber man weiß schon, woran man sich deswegen zu halten hat, und man kennt die glücklichen Mittel, deren sie sich bedienen, dieselben ungestraft in Empfang zu nehmen. Ein so verständiger und aufgeklärter Syndicus, wie Sie, Herr Safre-Bek, hat in diesem Fall schon seine wichtigen Rettungsmittel, und es ist uns bekannt genug, was die Syndicalgerichtsbarkeit für ein reiches Perou vor Sie und ihre Mitbrüder ist.

Der Pariser.

Ach! wir leben nicht mehr in so einer Zeit, mein Herr Superfin! Unter der vorigen Verwaltung des Bücherwesens konnten wir thun, was wir wollten. Wenn wir einige Ballen verdächtiger und gefährlicher Bücher erhielten, und es unsre ächten Mitbrüder

der betraf, so lieferten wir sie ihnen ohne Anstand aus; waren sie aber für andere verschrieben, so schickten wir einen Theil wieder zurück und die übrigen verkauften wir selbst für einen sehr hohen Preiß. Wir ließen auch alles drucken, was uns gefiel z. E. das sonst so sehr verbotne Wörterbuch des Bayle; und vermittelst einiger Geschenke, die man dem Secretär unsers großmüthigen Protektors machte, erhielten wir gar leicht geheime Erlaubniß. Aber ich sage es noch einmal, Herr Superfin, wir leben nicht mehr in der Zeit und das gegenwärtige Aufseheramt hat nicht die geringste Nachsicht mehr für uns. Um uns zu verhindern in Zukunft untreu zu handeln, hat man uns einem verdammten Inspector unterworfen, der uns eben so unbarmherzig tractirt, wie der Held des Esopus die Frösche in seinem Sumpfe; und sobald wir einige verdächtige Bücher haben wollen, so müssen wir auch gewärtig seyn, daß sie für contreband erklärt werden.

Der Holländer.

Dieser Fall hat auch noch seine gute Seite, und ist gar nicht so gefährlich, wie Sie ihn machen; denn wenn Ihre Mitbrüder von zehen Ballen nur einen in die Stadt bringen können, so sind sie für die übrigen neune zur Gnüge bezahlt. Ingleichen verbinden sich so viele Jansenisten mit einander, um die Bücher ihrer Parthey sicher ins Königreich zu bringen, daß sie selten confiscirt werden. Ohngeachtet aller Vorsicht der ehrwürdigen Väter, der Jesuiten

suiten und ihrer Spione erfindet man doch das Geheimniß, alle gottselige und für das Heyl von Paris besorgte Seelen mit den nöthigen Hülfsmitteln zu versehen, und es fehlt ihnen niemals an polemischen Schriften. Unter dem scheinbaren Vorwande jansenistische Bücher zu verschreiben, führen auch Ihre theuren Mitbrüder eine Menge anderer verbotner Werke ein, und oft befinden sich in einem einzigen Ballen dreyßig Exemplare von der praktischen Moral der Jesuiten, zwanzig vom Spinoza und funfzehn von der Bibliothek des Aretins oder der Akademie der Damen. Auf diese Art thun die Jansenisten unwissend den Lastern und Gottlosigkeiten Vorschub. Uebrigens ist es wohl ganz billig, daß sich die Buchführer der Gelegenheiten zu ihrem Vortheile bedienen, die ihnen das Glück anbietet, ich bringe auch nur die Einfuhre verbotner Bücher deswegen an, um Ihnen zu beweisen, daß Ihre Mitbrüder eben so viel Mittel haben sich zu bereichern, als die Meinigen, ohne daß sie erst ihre Zuflucht zu geheimen Kunstgriffen nehmen dürften, die sie doch so oft anwenden.

Der Pariser.

Der übertriebne Preis, welchen die Buchführer in Paris für die Manuscripte geben müssen, nimmt ihnen fast den Profit wieder weg, welchen sie haben könnten. In Holland schätzen sich die Autoren glücklich, wenn man ihnen nur so viel für den Bogen giebt, als man für ein Postpferd auf eine Station rechnet. Es ist zwar wahr, daß die Federn

der ersten eben so schlecht beschaffen sind, als die Füße der letzten; aber ihre Werke gehen doch allezeit ab und also können die Buchführer allemal etwas gewinnen. In Paris aber wollen die Autores immer gut bezahlt seyn, sie halten ihre Schriften so hoch wie Gold, und setzen uns das Messer an die Kehle, besonders wenn sie im Rufe sind. Man erlaubte es ihnen auch gern auf ihren Nutzen zu sehen, und Vortheil von ihrem Glücke zu ziehen; wenn sie es dabey bewenden ließen, aber die meisten von ihnen halten ihr Wort gar schlecht. Mancher verkauft sein Manuscript zwey oder drey Buchhändlern zugleich, ein andrer verhandelt sein Werk unter verschiednen Namen, nachdem er es wohl auf zehen oder zwölferley Arten verdrehet und verwand hat; und der dritte übersetzt das Leben eines grossen Generals in einer prächtigen Schreibart und läßt es sich von uns so theuer bezahlen, als wenn es seine eigne Erfindung wäre.

Es giebt eine unendliche Anzahl solcher Schriftsteller, die man gar wohl mit den Trödlern vergleichen kann, welche nur alte schmuzige und gewandte Sachen verkaufen. Unterdessen werden die Buchführer, die sich mit solchem Plunder vermengen, eben so sehr betrogen, als derjenige, der einen Mantel für neu bezahlt, welcher doch schon sechs bis sieben Winter gedient hat. Manchmal, wenn einer von uns ein Buch zum Verkauf ausstellt, so erschrickt er nicht wenig, daß der Käufer, nachdem er die ersten Seiten durchlaufen ist, sich besinnet, er habe

das

das Werk schon seit drey Jahren selbst in seiner Bibliothek fast unter eben dem Titel nur die drey ersten Zeilen in der Vorrede ein wenig verändert. Andre Autores bringen den Buchhändlern noch größern Schaden; sie fangen an Bücher zu schreiben, verfertigen davon die ersten Bände, nehmen das Geld auf die folgenden voraus und bringen sie niemals zu Ende, oder verkaufen sie an andere. Wieviel Defekte haben wir nicht in unsern Gewölbern? Ach! wenn ich daran gedenke, so bedaure ich allemal einen meiner Mitbrüder, der durch die Untreue eines Autors beynahe ruiniret wurde, und was das ärgste ist, durch einen Jesuiten.

Der Holländer.

Unsre Buchführer in Holland sind noch viel ärger betrogen worden, es werden wenige seyn, die nicht durch dergleichen Leute sind um das Ihrige gebracht worden. Einer mußte einsmals ein Werk mit baarem Gelde bezahlen, das man ihm anstatt zu verbessern, ganz und gar verderbt hatte [a]). Andre sahen sich genöthiget ihre Zuflucht zu einem Schriftsteller zu nehmen, der unempfindlicher und härter als Marmor war, damit er ihnen ein Buch von verschiednen Theilen in Folio zu Stande brachte, da der erste Autor sein ganzes Honorarium schon völlig voraus hatte und nicht weiter fortarbeiten wollte, so würden die armen Buchhändler zu Grunde gegangen seyn, wenn sie nicht noch zu gutem Glück einen Stimper

a) Siehe den LXI. der jüdischen Briefe.

per gefunden hätten, der um ein Billiges den Schaden so gut als möglich ersetzte, welchen die Betrügerey eines Großsprechers verursacht hatte, dem sie sich anfangs anvertrauten.

Der Pariser.

Aber haben auch Ihre Herren Mitbrüder ein Recht sich über den Betrug der Autoren zu beklagen? Man hat mich versichert, daß sie diesen auch oft gar schlimme Streiche spielen. Man hat mir unter andern von einem redlichen und eifrigen Verehrer der Jesuiten erzählt, der so auf seinen Vortheil abgerichtet ist, als nur möglich, und mit dem man niemals ohne Betrug aus einander kommen kann. Es ist mir gesagt worden, man könnte gar leicht ein ganzes Buch mit seinen kleinen Spitzbüberenyen und Kunstgriffen anfüllen. Glauben Sie wohl, daß die Autoren unrecht haben, wenn sie einem so begegnen, wie man mit ihnen umgehet? Bey meiner Treu! **Auf einen Schelm, gehören ihrer anderthalbe.** Diese Regel gilt immer; es ist billig, daß man uns ein Gleiches erweise. Warum führen sich die Holländer nicht wie die Pariser auf? Diese handeln **geradezu** mit den Autoren.

Der Holländer.

Was verstehen Sie durch **geradezu**? Wenn Sie meynen, daß jene diese ohne viele Umstände und Schwierigkeiten hintergeben, so haben Sie recht; wenn Sie aber dadurch sagen wollen, daß die Pariser redlich mit ihnen umgiengen, so haben Sie das

schon

schon vergessen, seitdem Sie gestorben sind, was Sie im Leben thaten oder dachten; oder man müßte mich falsch berichtet haben. Wie? was? Besinnen Sie sich denn nicht mehr auf das Manuscript, das Sie in einer Nacht abschreiben ließen? Sie hatten sich es auf vier und zwanzig Stunden ausgebeten, um es untersuchen zu lassen; aber dieses war bey weitem nicht Ihre Absicht; sie nahmen drey Schreiber an und in einer Zeit von zwölf Stunden war das Werk Ihnen eigen. Das verdrüßlichste für den Autor war, daß Sie es eher ans Licht stellten, ehe er mit einigen Buchhändlern einig werden konnte. Dieser arme Teufel mochte bekannt machen, wie er wollte, daß Sie ihm sein Manuscript geraubt hätten; Sie behaupteten allemal ganz frech, daß Sie es von einem Unbekannten erhandelt hätten. Nennen Sie dieses geradezu handeln?

Der Pariser.

Derjenige Autor, dem ich diesen kleinen Streich spielte, verdiente es auch. Er hatte kurz zuvor zwey Buchführer betrogen, denen er eben dieses Werk verkauft hatte; es war also ganz billig, daß ich meine Mitbrüder rächete. Indem ich mich dieses Manuscripts bemächtigte, so eignete ich mir blos ein Gut zu; das natürlicher Weise uns war entzogen worden. Anstatt mir nun diesen Schritt vorzuwerfen, sollten Sie mich vielmehr darum loben; wer die Laster bestraft, kann nicht gnug geschätzt werden. Auf diese Art las ich denen Autoren eine vortreffliche Moral, denn ich lehrte sie künftig weniger eigennützig und

treulos seyn. Ihnen ist es zur Gnüge bekannt, wie wenig diese Tugend unter den Söhnen des Apollo im Schwange geht: Es scheint mir, als wenn eben das Verbot, welches die Reichthümer vom Parnasse verbannete, anstatt deren, Geiz und Treulosigkeit, eingeführt hätte. Wenn die Armuth zum Wesen der Gelehrten gehöret, so glaube ich ist der Gelddurst auch nicht weit davon. Ein Poet auf der Spitze des Helicons scheint mir ein zweyter Prometheus am Berge Caucasus zu seyn. Das Herz dieses letzten wurde von einem Geier zernaget, dieses geschieht bey dem ersten durch seine Begierde nach Geld. Ach! wie süß ists, Herr Superfin, denen Menschen nützlich zu seyn, indem man sie von ihren Fehlern heilet.

Der Holländer.

Wenn wir die vortreffliche Maxime annehmen, die Sie mit so vielem Nachdruck einschärfen, Herr Safre-Beck, so folget, daß die Autores, welche den Buchführern einen Betrug spielen, sie von ihrer Hauptleidenschaft zu heilen bemüht sind. Denn in der That, wenn die Gelehrten das Silber lieben, so ist hingegen das Gold die vornehmste Gottheit der Buchführer. Sie wissen wohl, anstatt daß die Catholicken ohnaufhörlich die Worte in ihren Litaneyen wiederholen: heilige Jungfrau, steh uns bey! heiliger Johannes bitte für uns! heilige Genevieve, bitte für uns! so singen wir beständig in der unsrigen: heilige Pistole, komm in meine Tasche! heiliger Ducaten, komm in meinen Beutel! heilige Guinee schlüpfe in meine Börse!

Börse! Und es wäre zu wünschen, daß die Mönche ihr Brevier so genau hersagten, als die Buchhändler eifrig in diesem Gebete sind.

Ich grüße dich, weiser und gelehrter Abukibak in und mit Beelzebub; und wünsche, daß dich dies Gespräch vergnügen möge.

Funfzigster Brief.

Ben Kiber an den weisen Kabbalisten Abukibak.

Seit dem ich über die Schwachheiten, ja ich kann beynahe sagen, über gewisse Thorheiten der größten Männer nachdenke, erstaune ich nicht mehr so sehr, wenn ich sehe, daß so viele Leute, die doch Witz und Verstand haben, wichtigere und mehrere Fehltritte begehen, als Leute von mittelmäßiger Einsicht vermeiden. Es scheint, daß der Himmel die angesehensten unter den Philosophen deswegen zu so deutlichen Beyspielen der menschlichen Schwachheit werden läßt, damit er ihren Hochmuth und ihre Einbildung züchtige. Wenn das Genie bey vielen Gelegenheiten seine Dienste thut, so schadet es auch hinwiederum in vielen andern und man verirret sich eben so gut, wenn man zu tief in die Dinge eindringen will, als wenn man sie nicht gnug betrachtet. Ein gelehrter französischer Schriftsteller hat wohl Ursach zu sagen: daß die feinste Thorheit aus

der feinsten Weisheit entstehe und es sey nur ein Haar breit von dieser zu jener b).

Democrit glaubte ein Recht zu haben über die Thorheiten der meisten Menschen zu lachen; in der Folge aber spielte er lächerlichere, thörichtere und komischere Rollen, als die, über welche er sich lustig machte. Die eifrigsten Anhänger dieses Philosophen mögen sagen, was sie wollen, sie werden doch niemals beweisen können, daß es sehr vernünftig sey über die traurigsten Begebenheiten ausgelassen zu lachen. Ein Sohn verliert seinen geliebten Vater; ein Vater siehet sein Kind sterben, für welches er eingenommen ist; eine Frau ihren Mann, den sie hochschätzt; soll man das für was ausserordentliches halten, wenn sich diese Personen betrüben? Wer über ihren Schmerz lacht, der hat in der That den Verstand verlohren und schweift so gut aus, als der, welcher das Daseyn aller Dinge läugnen wollte oder behauptete, es existire nur das Nichts. Denn der Schmerz und die Betrübniß bey gewissen Gelegenheiten gehört eben so gut zum Wesen der Seele, als die Ausdehnung zum Wesen der Materie.

Heraclit war nichts klüger, als Democrit. Seine Thränen hatten anfänglich einen vernünftigen Grund, denn er betrübte sich über das Unglück der Menschen, und er hatte auch Recht; in der Folge aber ward er ein Träumer, da er sich einbildete überall

b) Michael von Montagne in seinen Essais im II. Buch. S. 154.

all lauter Unglück zu sehen. Ihm stellte sich auch das Glück unter der Gestalt des Elends vor; kam ein Kind auf die Welt, so weinte er über seine Geburt; verheyrathete sich jemand, so vergoß er Thränen über diese Verbindung; unsre Natur erregte diesem Philosophen einen Abscheu und Schrecken; das heißt seinen Verstand verlohren haben, wenn man so denkt.

Unser Leben, sagt ein sinnreicher Schriftsteller wohlbedächtig ist nicht so voll Unglück, wie man uns überreden will. Die ganze Welt für einen Kerker ansehen, und alle Menschen als Missethäter, die da sollen hingerichtet werden, das heißt fanatisch denken. Sich vorstellen, die Welt sey ein Paradies, wo man lauter Vergnügen genießen solle, ist der Traum eines Sibariten aber die Erde, die Menschen und Thiere für das halten, was sie nach der Ordnung der göttlichen Vorsehung seyn sollen, das heißt vernünftig denken c).

Diogenes trieb es noch weiter, als Democrit und Heraclit. Ohne von den Niederträchtigkeiten zu reden, die er öffentlich zu begehen nicht erröthete, was hat man nicht für Ursache sich über die andern Ausschweifungen, die er vornahm, aufzuhalten? Kluge Leute haben sich in unsern Zeiten über die frommen Thorheiten des Franciscus von Aßisi lustig gemacht, welcher sich eine Frau und Kinder

 vom

c) Voltäre in seinen Remarques sur les pensées de Pascal.

vom Schnee verfertigte. Was sollen sie wohl von dem Diogenes denken, der sich in der größten Sommerhitze auf brennendem Sande herum wälzte; und wenn es fror, sich ganz nackend auskleidete und große Stücken Eis in die Arme nahm?

Weiser und gelehrter **Abukibak**, ich finde eine große Aehnlichkeit zwischen diesem Cyniker und Franciscus von Aßisi. Beyde haben beynahe einerley Thorheiten begangen und sind gleich schmuzig gewesen, es hatten auch beyde einen Haufen Faullenzer zu Schülern. Wo findet man wohl zween Charaktere, die einander so ähnlich wären, als diese? Es ist wahr, die Historie sagt uns nichts von **Franciscus von Aßisi**, daß er verliebt gewesen wäre; hingegen berichtet sie uns, daß **Diogenes** wäre von den Reizungen der **Lais** eingenommen worden, und hätte sogar über den **Aristipp**, seinen Nebenbuhler, den Sieg davon getragen, so liebenswürdig und reich auch dieser gewesen wäre. Man muß gestehen, daß **Lais** einen eben so wenig zärtlichen Geschmack als Geruch muß gehabt haben, daß sie sich mit einem so schmuzigen und ekelhaften Liebhaber hat einlassen können, als der cynische Philosoph war. Ihr Verfahren muß sich blos von der Caprice herschreiben; dieses ist ein deutliches Beyspiel von der wunderlichen Gemüthsart des schönen Geschlechts.

Ich glaube nicht, weiser und gelehrter **Abukibak**, daß man etwas angenehmeres und sinnreicheres finden kann, als die Beschreibung ist, welche **Tassoni** von dem Liebeshandel des **Diogenes** und

seines

seines Nebenbuhlers macht. „War es nicht etwas artiges und wunderbares, sagt dieser Italiäner, den Diogenes, den Cyniker zu sehen, wie er in einem ganz zerrissenen und geflickten Caminfeger-Mantel, mit einem langen und schmuzigen Barte, halbnackend, ohne Hemde und ohne Schuhe unter dem Fenster der schönen Lais den Liebhaber machte; und im Gegentheil seinen Nebenbuhler, den Aristipp, zu betrachten, der ganz parfumirt nach Bisam und Ambra roch und eine gleiche Rolle spielte, da indeß Lais durch ihr verborgnes Fenster guckte, und das Vergnügen genoß ihre beyden Liebhaber beym Mondschein an ihrem Hause auf und nieder spazieren zu sehen.„ d).

Es wäre unbillig, nachdem Diogenes die Person eines Petitmätres gespielt hat, wenn man einem jungen

d) Ma che bel vedere Diogene Cinico col mantello di Romagnuolo, squarciato e rappezzato, la barba squalida, senza camicia, e lordo e pidocchioso, far del inamorato, passeggiando lungo la porta dell famosa Laide; e dall altra parte comparire il suo Rivale Aristippo, tutto perfumato, e attilato, sputando zibetto, e mirarlo di torto, e levargli il muro; e la Signora starsi alla gelosia, pigliandosi gusto di verderli passeggiare al Sereno. Siehe des Tassoni Pensieri Diversi im VII. Buch im XI. Kap. Ich kann mich nicht besinnen jemals etwas originelleres und lustigeres gelesen zu haben, als diese Stelle. Wer Italiänisch verstehet, wird mit mir eben so urtheilen; denn ich schmeichle mir nicht, daß ich in der Uebersetzung alle Annehmlichkeiten dieser Stelle gnug ausgedrückt habe.

jungen Menschen nicht eben dieses Privilegium zugestehen wollte. Was? Man wollte einen jungen Officier für unbesonnen halten, wenn er eine Nacht unter dem Fenster seiner Schönen zubringt; und wollte gleichwohl nichts über einen Cyniker sagen, der in dem Aufzuge eines **Diogenes** das nämliche thut? Wenn das süße Herrchen lächerlich ist, so ist der Philosoph gar wahnwitzig, der ihn nachahmt; wie viel Thoren giebt es indessen nicht noch heut zu Tage, die diesem Griechen ähnlich sind? Viele Gelehrte spielen zu **Paris** eben die Rolle, wie jener zu **Athen**. Sogar Doctores und Baccalaurei der Sorbonne giebt es, welche unter dem Fenster einer modernen Lais auf und nieder spazieren. Es ist wohl wahr, daß die Reichen an der Thür dieser Prinzeßinnen nicht vergeblich warten dürfen: Aber die, welche nur ein mäßiges Vermögen haben, befinden sich mit dem **Diogenes** im gleichen Falle. Diese müssen sich mit dem passeggiare al Sereno begnügen lassen. In der That ein schlechter Trost, der allenfalls einen verliebten Spanier zufrieden stellen kann!

Ich wende mich wiederum, weiser und gelehrter **Abukibak**, zu den Thorheiten großer Männer. **Zeno**, dieser ernsthafte Weltweise, dieser strenge Stoiker, dessen Verdienste die Alten und Neuern so sehr gerühmt haben, würde in unsern Tagen nicht nur für einen Wahnwitzigen seyn angesehen worden; sondern gar für einen Menschen, der nicht einmal ein ehrlich Begräbniß verdiente, weil er so ein übles

Bey-

Beyspiel gegeben hatte. Streitet wohl etwas mehr mit der Wohlfarth und Ruhe der menschlichen Gesellschaft, als der Tod dieses Weltweisen. Er erhieng sich, weil er vorher einen Fall gethan hatte. Denn er bildete sich ein, die Parcen gäben ihm dadurch eine Erinnerung, daß es Zeit wäre aus dieser Welt zu gehen. Das war eine sehr thörichte und ausschweifende Aufführung! Wenn sich alle, welche fielen, erhängen wollten, was würde aus den blühendsten Staaten werden? Es giebt wenig Leute, die nicht wenigstens einmal in ihrem Leben gefallen sind. Und wenn das Beyspiel des Zeno Nachahmer fände, so wären die Laternen, welche man in der Nacht auf den Straßen anzündet, zur Erhaltung des Lebens der Menschen weit nöthiger als alle Arzneyen. In der That die Narrheit des Zeno sieht einem Fanatismo oder einer Raserey sehr ähnlich. Nur ein Engelländer schneidet sich die Kehle ab, wenn man den Preis der Liquörs erhöhet, oder wenn er es überdrüßig ist, sich alle Tage an und auszukleiden, und nur dieser könnte eine solche Ausschweifung billigen.

Viele der neuern Weltweisen haben eben so große Unordnungen begangen, als einige alte. Das menschliche Geschlecht hat in allen Jahrhunderten eine gewisse Anzahl ausserordentlicher Personen unter sich gehabt, welche man als ein wider die Natur zusammengesetztes Werk von guten und bösen Eigenschaften betrachten kann, und deren Laster andern Gelehrten zur Warnung dienen, damit sie nicht über ihre Talente hochmüthig werden, wenn diese manch-

mal

mal so viel Unvollkommenheiten bey sich führen. **Cardanus** kann unter den Neuern als einer von denen angesehen werden, welche die Natur gebildet zu haben scheint, um die andern in der Demuth zu erhalten. Kein Mensch war wohl jemals von einer so weitläuftigen Gelehrsamkeit und doch zugleich ein so großer Thor und so ausschweifender Lügner, ja was noch ärger ist, so sehr bemüht alle diese Fehler von sich blicken zu lassen, als eben er. Dieser Gelehrte hat sein eigen Leben beschrieben, welches voller großen Thorheiten ist. Er behauptet, er habe die Grammatick niemals gelernet e), sondern diese Sprachkänntniß wäre ihm beynahe so beygebracht worden, wie dem Adam die Wissenschaft eingeflößt wurde. Er hat die Unverschämtheit uns ganz ernsthaft überreden zu wollen, daß ein gewisser Unbekannter ihm die Werke des Apulejus zum Verkauf gebracht habe, und zwey Tage drauf, als er dieses Buch gekauft, habe er sogleich eine Kenntniß der lateinischen, griechischen, spanischen und französischen Sprache erhalten f). Dieses war ein eben so grosses

e) Grammaticam nunquam didici ... ſed vſum ſolum mihi neſcio quomodo tributum, Cardanus de propria vita, Cap. XII.

f) Quis fuit ille, qui mihi vendidit Apuleium, iam agenti, ni fallor, annum XX. latinum et ſtatim diſceſſit. Ego vero, qui eo vsque, neque fueram in Ludo Litterario niſi ſemel, qui nullam haberem linguae Latinae cognitionem, cum imprudens emiſſem, quod eſſet auratus, poſtridie evaſi qualis tunc ſum in lingua Latina, nec non et

ſes Wunder, als das Zittern ſeiner Kammer und ſeines Bettes. Denn wenn dem Cardan etwas ausserordentliches begegnen ſollte, ſo bewegte ſich der Ort, wo er ſchlief, und benachrichtigte ihn davon durch dieſe Bewegung g). Man muß ſehr fanatiſch ſeyn, um ſich ſolche Begebenheiten einzubilden, oder ein großer Betrüger, um ſie andern überreden zu wollen. Ich will unterdeſſen glauben, daß Cardan mehr ausſchweifend, als lügenhaft war: denn was man von ſeinem Tode ſagt, das beſtätiget meine Meynung. Man verſichert, er habe ſich ſein Ende ſelbſt prophezeyt, aber endlich in ſeiner Rechnung betrogen; um nun die Wahrheit ſeiner Prophezeyungen zu behaupten, und die Ehre ſeiner Kunſt zu retten, habe er ſich zu Tode gehungert. Man hat verſchiedne Märtyrer der Liebe, des Haſſes, des Ehrgei-

et Graecam quaſi ſimul; et Hiſpanicam et Gallicam accepi. Cardani Vita Cap. XII.

g) Erat dies XX. Decembris Anni M. D. LVII. cum mihi ... viſus eſt ... lectus tremere, et cum eo cubiculum, terrae motum exiſtimabam. Poſt tandem ſomnus abrepit. Vbi mane dies illuxiſſet, rogo Simonem Soſiam ... in curriculi lectulo iacentem, an aliquid ſenſerit? Reſpondet, tremorem cubiculi et lecti. Qua hora? Inquit, ſexta aut ſeptima, etc. ... Non multis poſt diebus, ſentio rurſus tremere cubiculum. Experior manu, cor ſentio palpitare, in latus ſiniſtrum enim decumbebam. Elevo me, ceſſat tumultus ille et palpitatio. Iterum decumbo: itaque cum vtrumque rediiſſet, cognoui vnum ex alio pendere. Cardani Vita, Cap. XII.

Ehrgeizes, der Eitelkeit des Aberglaubens; aber man hat noch keinen, der sich für die Sterndeuterkunst aufgeopfert hätte. Man müßte eben so thöricht, wie Cardan seyn, wenn man es für die Ehre einer so eitlen und betrüglichen Wissenschaft thun wollte, wie diese ist.

Urceus Codrus war kein solcher Träumer, wie Cardan; aber desto abergläubischer. Ein zerbrochner Spiegel, ein umgestoßnes Salzfaß, eine ausgelöschte Lampe prophezeyten nach seiner Meynung das größte Unglück, und er schnitt tausend wunderliche Minen, um diese traurigen Prophezeyungen zu entfernen und das Unglückliche hiervon zu hintertreiben. Es beweiset nichts die Schwäche und wunderliche Verfassung des menschlichen Verstandes besser, als eine so seltne und ausserordentliche Sonderlichkeit. Ein Weltweiser, ein Gelehrter, ein schöner Geist glaubt dergleichen Ungereimtheiten, die man nicht einmal den alten Weibern und Ammen vergiebt. Wenn er nicht so eine Schwachheit hätte, und hörte sie von andern erzählen, was würde er wohl dazu sagen? Aber so ist das Schicksal der Menschen beschaffen: sie mögen auch mit einem noch so großen Genie begabt seyn, so müssen sie doch allezeit irgendwo der Menschlichkeit den Tribut bezahlen.

Hobbes, dieser bey seinen Landsleuten und bey Auswärtigen so berühmte Engländer, fürchtete sich so ausnehmend für den Teufeln und Todten, daß er nicht einmal in einer Kammer allein schlafen wollte. Bey Nacht glaubte er das Daseyn einer

Menge

Menge unendlicher Geister und am Tage schrieb er wider das Daseyn Gottes. Kann man wohl etwas lächerlicheres hören? Die Meynungen und Glaubensarticel dieses Weltweisen richteten sich also nach der Sonne und dem Monde. Von sechs Uhr früh Morgens bis Abends um acht war er ein Atheist; und die Finsterniß der Nacht brachte nicht nur den Glauben an einen Gott in sein Gemüth wieder zurück; sondern auch an den Beelzebub und sein ganzes Gefolge.

Habe ich nun nicht Ursache zu behaupten, weiser und gelehrter Abukibak, daß man bey Betrachtung der Schwäche der größten Genies nicht so sehr erstaunt, wenn man sieht, daß Leute, die viel Wiz und Einsicht haben, in Fehler verfallen, welche oft von einfältigen und sehr eingeschränkten Geistern vermieden werden? Weil die Wissenschaft selbst manchmal dazu dient vom guten Wege abzukommen, wo ist wohl derjenige, welcher sich schmeicheln könnte, niemals geirret zu haben, so groß auch sein Genie ist? Die Einfalt und das Naturell vermögen oft mehr, als die tiefste Gelehrsamkeit.

Ich grüße dich, weiser und gelehrter Abukibak.

Ein und funfzigster Brief.

Der Kabbalist Abukibak, an seinen ehemaligen Schüler Ben-Kiber.

Ich habe den Brief mit Vergnügen gelesen, mein lieber Ben-Kiber, den du an mich geschrieben hast.

hast. Eine kleine Unpäßlichkeit verhinderte mich an der baldigen Antwort darauf. Eine allzugroße Anstrengung in den philosophischen und kabbalistischen Wissenschaften hatte meine Kräfte erschöpft, welches Uebel noch durch eine Melancholie vermehret wurde. Diese Schwermuth zu zerstreuen glaubte ich es mir schuldig zu seyn, daß ich auf einige Zeit mein Cabinet verließe, und mich mehr als gewöhnlich in den Welthändeln umsähe. Im Anfange meiner neuen Lebensart schien es mir, als wenn ich auf einmal in ein unbekanntes Land wäre versetzt worden, von dessen Sitten ich beynahe gar keine Kenntniß hätte. Was habe ich für lustige, ausserordentliche, lächerliche und wunderliche Begebenheiten seit drey Wochen gesehen! Gerechter Gott! mein lieber Ben-Kiber, was sind die Menschen für Thoren, und wie sehr scheinen sie mir es zu seyn! Es ist wahr, daß die Zeitungsschreiber die ausgelassensten unter ihnen sind. Ich glaube in der That nicht, daß man die Narrheit weiter treiben kann, als diese Art Leute. Welches zwar nichts wunderbares ist; denn ihr Geist wird immer hin und her getrieben. Sie nehmen an allen Begebenheiten von Europa Theil, sie beeifern sich für eine Menge Fürsten, sie beschäfftigen sich, sie quälen sich mit gewissen besondern Fällen, von denen sie doch keinen Nutzen und Vortheil haben. Sie sind schwermüthig oder aufgeräumt, je nachdem sie mit den Zeitungen zufrieden oder unzufrieden sind. Alle Montage und Dienstage sammeln sie eine Anzahl Verbrecher, welche das Endurtheil ihrer Begnadigung oder Verdammung erwarten. Ist der

Türke

Türke geschlagen worden und hat sich die ottomanische Armee zurückgezogen, so sind sie in Verzweiflung. Sie betrauern den Verlust der Pforte eben so sehr, als wenn sie Bassen oder Vezirs wären, die denselben mit ihrem Kopfe bezahlen, oder auf Unkosten ihres Beutels ersetzen müßten. Indeß daß einige sich der Traurigkeit überlassen, so erfreuen sich andre über ihr Glück. Sie sind mitten in Paris eben so zufrieden und aufgeräumt, als der Prinz Eugen mitten in Belgrad war, da er sich von dieser Vestung Meister gemacht hatte.

Sind diese Leute, welche sich so verschiedentlich freuen, oder betrüben, Türken oder Teutsche? Sie müssen wohl gar Gasconier, Normannen, Pariser rc. seyn. Oftmals kennen sie keinen von denen, und werden ihn auch wohl nie kennen lernen, für dessen Vortheil sie so stark arbeiten. Sie stehen mit ihnen in keiner andern Verbindung, als in der, welche sie schlossen, als sie die Zeitungen lasen: unterdessen haben sie sich doch so fest verknüpft, daß sie bereit sind, alles für sie aufzuopfern.

Es ist nicht lange, mein lieber Ben-Kiber, als ich mich in einer Gesellschaft befand, in welcher zween Zeitungsschreiber das Wort führeten, deren Meynungen einander ganz entgegen waren. „Ich wette, sagte der ältere, daß der Baron von Neuhof nicht noch ein Vierteljahr in Corsica bleiben soll. Es ist aber endlich ganz billig, wenn die Genueser einmal von der Sorge und Bekümmerniß befreyet werden, die ihnen dieser herumstreifende Held verur-

sacht. Frankreich konnte nichts löblicheres thun, als diese Rebellen zu ihrer Pflicht zurück zu bringen.“

Was sie hier sagen, antwortete der jüngere, ist noch nicht so gewiß, als sie denken, und ich glaube es hat das Ansehen, als wenn sich die Affairen in Corsica noch nicht so bald ändern würden. Die Hülfe, welche die Franzosen den Genuesern versprochen haben, könnte ihnen wohl eben so wenig Vortheil bringen, als denen Teutschen, welche ihnen seit einigen Jahren beygestanden haben. Ich erinnere mich bey dieser Gelegenheit, daß ein gewisser Autor, wenn er von dieser Hülfe redet, die Genueser mit einem Bauer vergleicht, der seinen Grundherrn bat, er möchte doch einen gewissen Haasen schießen, welcher ihm den Kohl aus dem Garten wegfräße; bey diesem richtete der Edelmann mit seiner Kuppelhunde in einer viertel Stunde mehr Verwüstung an, als der Haase kaum in hundert Jahren gethan hätte.

„Der Autor, von welchem sie reden, versetzte der ältere Zeitungsschreiber, ist ein lächerlicher Scribent. Sein Ansehen ist sehr wenig zu fürchten, besonders was die Materien der Staatskunst anbelangt. Ich kenne diesen Schmierer und den größten Theil seiner bekanntgemachten Rapsodien. Wenn sie sich noch auf den Autor der Memoires historiques beriefen, oder den berühmten Rodriguez, Zeitungsschreiber in Cölln, auf ihrer Seite hätten, so würde ich ihnen den Vorzug lassen.“

Der Schriftsteller, antwortete der jüngere Zeitungsschreiber, den ich anführe, hat viel vernünftiger

ger geurtheilet, als alle ihre angerühmten. Sobald der Baron von **Neuhof** die Landung auf Corsika gewagt hatte und sie nebst ihren Freunden bekannt machten, daß dieser Teutsche im Namen des spanischen und neapolitanischen Hofes agirte, als welchen dieses Königreich würde überlassen werden; so kündigte hingegen der Autor, den sie so sehr verachten, das an, was man nunmehr in Ausübung gebracht sieht. Er versicherte, Frankreich würde es niemals zugeben, daß sich eine furchtbare Macht der Insel Corsica bemächtigen dürfe, unter was für einem Vorwande es auch sey. „Das Staatsinteresse der Franzosen, sagte er, h) streitet zu sehr dawider, als daß man denen Spaniern einen Staat, Vestungen, und verschiedene Häfen erlauben sollte, welche im Stande wären, Marseille, Toulon und Antibes, ganz einzuschließen. Mit zwo Fregatten von zwanzig Kanonen würden alsdenn die Spanier, im Fall eines Krieges mit Frankreich, die ganze Handlung nach der Levante unterbrechen können.„ Diesen vorläufigen Anmerkungen fügte er noch andere bey, und die Sachen sind so ausgefallen, wie er es prophecevt hatte. Die Spanier betrachteten die Insel Corsica, wie der Fuchs die Trauben, welcher sie lüstern ansahe, aber nicht erreichen konnte. Sie dachten, wie dieser: **diese Früchte sind noch zu unreif, ich habe keinen Appetit darzu.** Unterdessen befand es doch Frankreich für gut zu verhüten, daß nicht etwan die Spanier oder irgend eine

h) Im II. Theil der jüdischen Briefe, LXXI. Brief.

andre Macht, Lust bekämen, sie zu kosten, so unreif sie auch noch wären, und glaubte, man müsse den Weinstock wider die Anfälle der ganzen Welt in Sicherheit stellen. Es ist wahr, daß heut zu Tage viele denken, es könnte wohl geschehen, daß Frankreich das thäte, was Spanien zu thun gewünscht hätte. Hierauf antworte ich, diese Muthmaßungen sind noch sehr ungewiß. Die einzige Staatsabsicht, daß sich nicht etwa eine furchtbare Macht der Gelegenheit dieser Unruhen bediene und Meister von Corsika mache, ist schon hinlänglich, Frankreich zu bewegen, daß es sie stille. Andern theils wird der König reichlich dafür belohnt werden, und die französischen Völker werden so gut Ursache haben die Freygebigkeit der Genueser zu rühmen, als die Teutschen. Denn die Republik weiß ohne Zweifel, was ihr der fremde Schutz kostet. Und Frankreich sieht dieselbe nicht für so arm an, daß es ihr um Gottes Barmherzigkeit willen beystehen sollte, nein, seine Menschenliebe gehet nicht so weit; es wäre denn, daß es darauf ankäme, das Patrimonium Petri oder einen Prätendenten zu vertheidigen.

Es ist also, meiner Einsicht nach, keine Schwierigkeit mehr übrig, als die, ob die Genueser, nachdem die Franzosen werden nach Corsika übergeschifft seyn, und die Rebellen geschlagen haben, (denn dieses setze ich voraus) die Früchte dieses Sieges lange genießen werden. Ich denke, es kann ihnen eben das Schicksal wieder begegnen, das sie schon erfahren haben. So lange die Franzosen in der Insel seyn werden, so werden sie über die Aufrührer die

Oberhand haben: So bald aber jene abgereiset sind, so werden diese letzten, weil sie nur der Gewalt gewichen waren, bey der ersten besten Gelegenheit die Waffen zu ergreifen sich eben so aufführen, wie sie es seit sieben oder acht Jahren gethan haben, da die Teutschen sie unterwürfig machen wollten.

Der Haß zwischen den Corsen und Genuesern ist zu groß, als daß etwas die Bewegungen desselben aufhalten könnte. Entweder müssen die Corsen gänzlich ausgerottet werden; oder sie werden sich von dem Joch und der Sklaverey ihrer Tyrannen mit Gewalt losmachen. Die Sache ist schon zu weit getrieben, als daß man hoffen könnte, beyde Theile würden einmal ihre wechselseitigen Beleidigungen vergessen.

Wenn es weiter keine Schwierigkeit giebt, versetzte der ältere, welche die Genueser an der Behauptung ihrer Oberherrschaft verhindern sollte; diese scheint mir leicht übersteiglich. Sie dürfen nur die Gelegenheit zu Rathe nehmen und sich der Troupen, die man ihnen verschaffen muß, mit Vortheil bedienen, um alle Provinzen und Städte der Corsen zu verwüsten, auszuplündern und einzuäschern, welche ihr Haupt zu sehr empor gehoben haben. Auf diesen Ruinen werden sie eine unumschränkte Herrschaft errichten, und ich zweifle gar nicht, daß dieses ihr Schicksal seyn wird.

Man muß nur noch wissen, erwiederte der junge Zeitungsschreiber, ob auch dieses der Franzosen ihr Geschick seyn wird. Ich glaube gar gern, daß die-

selben ganz andre Meynungen von dem haben, was sie auf die Rechnung der Genueser schreiben. Ich bin versichert, daß der Cardinal-Minister schwerlich eine so heftige Partie ergreifen wird, seine Aufrichtigkeit, seine Frömmigkeit, ja die Ehre selbst des Königes seines Herrn, den er so sehr liebt, lassen es ganz und gar nicht zu, daß man Leute unterdrücke, welche bereit sind ihre Waffen niederzulegen und sich denen Gesetzen zu unterwerfen, die man ihnen vorschreibt. Nun habe ich ihnen aber auch gesagt, daß ich gar nicht zweifle, daß, so bald die Franzosen werden übergeschifft seyn, die Rebellen auch vom Vergleiche reden werden. Sie werden ihren König Theodor absetzen, ja, sie werden noch mehr thun, und sich für glücklich erkennen, wenn der Hof ihnen billige Bedingungen vorschlägt. Aber ich komme wieder auf meine alten Grundsätze. Sobald die Franzosen wiederumm werden abgeschifft seyn, so wird eines Tages Ihro corsicanische Majestät, der Herr Theodor, zum Vorschein kommen, und die Komödie wird von neuem angehen, oder ich müßte mich sehr betrügen.

Ihre Reden sind sehr ungeräumt, versetzte der ältere. Das wäre eine lächerliche Zärtlichkeit des Gewissens, wenn man nicht die ganze Insel verwüsten wollte! Ich weis es von guter Hand, daß man das ganze Land ruiniren soll, und ich wette um zwey hundert Louisdor, daß die Genueser von neuem ruhige Besitzer davon seyn werden.

Mein Gott! antwortete der junge Zeitungsschreiber lächelnd, Sie sind sehr unglücklich im Wetten;

Sie

Sie haben seit nicht gar langer Zeit erst eine beträchtliche Summe verlohren, da Sie auch wetteten, daß die Spanier jemals Toscana wieder abtreten würden. Sie sind dazu ausersehen, sehr theure Fehler zu begehen, welche sie bald zu Grunde richten können.

Zu Grunde richten, oder nicht, sagte der alte, das gehet Ihnen nichts an. Ich werde doch wenigstens das Vergnügen haben nicht dabey arm zu werden, wenn ich Räuber und Diebe in meinen Schutz nehme, wie der Baron von Neuhof ist. Pfuy, das ist schändlich; Sie sollten sich schämen, und ich begreife nicht, wie es Leute geben kann, welche die Genueser nicht einmal bedauern wollen.

„Und ich, versetzte der jüngere, kann mich von meinem Erstaunen kaum erholen, wenn ich sehe, daß man sich der Corsen nicht annehmen will. Denn mit einem Worte, das Schicksal der Unglücklichen muß das Erbarmen rege machen, und sind diese armen Völker nicht wirklich unglücklich genug? Man will sie in die härteste Sclaverey versetzen, und einem unerträglichen Joche unterwerfen. Und man betrachtet sie als lastbare Thiere, die mehr zum Dienst der Republik erschaffen wären, als freye Leute zu seyn. Haben sie wohl Unrecht sich zu widersetzen und die Rechte der Menschheit nebst ihren Privilegien zu vertheidigen?“

Der alte Zeitungsschreiber, mein lieber Ben-Kiber, billigte die Bewegungsgründe seines Gegners nicht. Sie geriethen beyde in Hitze und es fehlte

 nicht

nicht viel, so wäre es von Worten zu Schlägen gekommen. Ich bewunderte diese beyden Menschen, welche sich ein ernsthaftes Geschäfft aus einer Sache machten, zu dessen Ausgange der eine so wenig als der andre beytragen konnte. Ich suchte vergebens sie zu beruhigen, und da ich meine Absicht nicht erreichen konnte, so verließ ich sie beyde in einem beständigen und scharfen Wortwechsel.

Fragst Du mich, mein lieber Ben-Kiber, was ich zu den verschiednen Meynungen dieser beyden Zeitungsschreiber denke: so antworte ich, daß der jüngere mir noch den meisten Beyfall zu verdienen scheint. Ueberdies, daß er das Beyspiel des Vergangenen vor sich hat, scheint der Bewegungsgrund, worauf er sich stützet, fest genug zu seyn. Wenn der Geist der Widersetzlichkeit, des Hasses, der Eifersucht und des Aufruhrs einige Jahr lang in einem Lande regiert hat, so ist es unmöglich ihm dasselbe ohne vorhergegangne allgemeine Umkehrung des Regiments zu entreissen. Man bedenke nur, wie viel Mühe, Sorge, Arbeit und Unglück die Holländer erfahren haben, ehe sie ihre Republik einrichteten. Dieses geschahe zu einer Zeit, da ihre Sachen in einen noch weit größern Verfall gerathen waren, als der Corsen ihre. Aber die Standhaftigkeit, die Tapferkeit und ein gesetzter Muth, ließen sie alle Hindernisse überwinden, die doch so unübersteiglich schienen. Wenn die Corsen in zehn Jahren das Joch der Genueser noch nicht abgeschüttelt haben, wer weis was sie in funfzehn oder zwanzig Jahren werden thun können. Das teutsche Reich und Frank-

reich

reich werden nicht allezeit geneigt seyn den letztern Hülfe zu senden; und die erstern werden niemals die Lust fahren lassen, ihrer Freyheiten sich wieder zu bemächtigen.

Ich grüße dich, mein lieber Ben-Kiber.

Zwey und funfzigster Brief.

Der Sylphe Oromasis an den weisen Kabbalisten Abukibak.

Ich war neugierig, weiser und gelehrter Abukibak, hinter gewisse Schliche der Jesuiten zu kommen, von denen ich oft gehöret hatte. Um mich darinnen vollkommen zu unterrichten, begab ich mich vor einigen Tagen in das Cabinet des Generals der Gesellschaft; ich fand ihn daselbst allein mit einem seiner Secretäre, oder vielmehr seiner Vertrauten. Ich bin recht in Sorgen, sagte er zu ihm, daß ich noch keine Nachricht von dem Pater d'Aflon habe. Ich befürchte, daß er das noch nicht wird recht gut haben ausführen können, was ich ihm auftrug. Vielleicht hat er seine Absicht noch nicht erreichen können, den Pater Tolota zum Beichtvater des Prinzen von * * * zu ernennen, und er wird wohl seine Stimme einem andern Jesuiten haben geben müssen. Das sollte mich sehr verdriessen; denn niemand ist so geschickt, diesen Platz zu behaupten, als der, den ich vorgeschlagen habe. Er hat alle die erfoderlichen Eigenschaften, wenn man an diesem Hofe gefallen will; er ist biegsam, höflich, fein und geschickt und

und weis den Mantel nach dem Winde zu hängen. Ich weis, daß sich niemand der Gemüthsverfassung der Maitresse dieses Prinzen so vortheilhaft bedienen wird, als er: er wird wohl eine Offensiv- und Defensiv-Alliance mit ihr schliessen, wenigstens habe ich es ihm anbefohlen, so zu verfahren. Dieses Frauenzimmer hat viele Gewalt über das Herz ihres Liebhabers, und es hieße etwas unmögliches vornehmen, wenn man sie daraus verbannen wollte. Es ist viel tausendmal klüger, sich ihrer vortheilhaft zu bedienen und sie durch Höfligkeit und Unterwerfung auf die Seite zu ziehen. Sie kann unsrer Gesellschaft sehr nützlich werden. Ich habe dem Pater Tolota befohlen, er solle ihr zu verstehen geben, daß es nicht an ihm läge, daß der Prinz noch nicht insgeheim die Vermählung mit ihr vollzogen hätte, und er wolle alles anwenden, was in seiner Macht stünde, ihn dazu zu bewegen.

Es ist ein wichtiges Mittel, fuhr der General fort, die Gunst der Maitresse eines Prinzen zu erlangen, wenn man es ihr merken läßt, wie sehr man dazu behülflich seyn kann, die Hand ihres Liebhabers zu erhalten. Dieses ist der Zeitpunkt, den die Beichtväter aufs sorgfältigste beobachten müssen, und den ich allen von unsrer Gesellschaft empfehle. Ich schreibe ohn Unterlaß an sie: Schmeicheln sie denen Maitressen, suchen Sie derselben Vertrauen zu erwerben, alsdenn wird ihnen alles von statten gehen, was sie unternehmen. Ich glaube, daß es ein ganz sicheres Mittel ist die Menschen zu regieren, wenn man ihre Leidenschaften

ten recht dazu anwendet; ich glaube aber auch, daß unter diesen keine ist, welche solche Gewalt über ihr Herz hat, als die Liebe.

Ich erfahre es täglich wie nützlich die Frauenzimmer der Societät sind; an allen den Höfen, wo sie nicht so in Achtung stehen, haben auch die Jesuiten wenig Ansehen. Gebt einmal auf den Unterscheid ihrer Gewalt Achtung, die sie in Frankreich unter Ludwig XIV hatten, und derjenigen, die ihnen noch heut zu Tage übrig ist, ingleichen wie verschieden der Pater de la Chaise von dem de Linieres ist. Der erste hatte nicht nur geringe Kirchendienste, sondern auch noch Bißthümer in seiner Gewalt; und der andre würde kaum eine Priorey von tausend Thalern Einkünften vergeben können. Er hat keine Kenntniß von dem was das Verzeichniß der geistlichen Aemter anbelangt. Woher kommt das? weil das Frauenzimmer keine Gewalt über den Souverain und seinen Staatsminister hat; es ist unmöglich sich ihr Zutrauen zu erwerben bis auf einen gewissen Punkt. Bey Ihnen ist der Beichtvater nur ein Beichtvater; aber bey einem verliebten Fürsten ist er ein geschickter Vertrauter, dessen Bekanntschaft höchstnöthig ist, und den man als einen geheimen und ansehnlichen Abgesandten brauchen kann.

Niemand besaß wohl alle diese Eigenschaften in einem so hohen Grade, als der Pater de la Chaise. Großer Gott, was war dieses für ein Mann! Man kann ihn für einen zweyten Ignatius ansehen. Die

Gesell-

Gesellschaft ist ihm so vielen aufrichtigen Dank schuldig, als wie ihrem Stifter. Mit welcher Geschicklichkeit wußte er sich nicht der Damen zu bedienen! Sie leisteten ihm die wichtigsten Dienste; er hat auch alle Profeßhäuser unsers Ordens in Frankreich sehr bereichert. Ihm allein haben wir das zu danken, was wir im Königreiche besitzen; denn seit verschiednen Jahren haben wir wenig neues erworben. Welches nichts wunderbares ist in Betrachtung des schlechten Ansehens, worinn wir wirklich stehen; denn man sieht uns für das an, was der Orden anfänglich war. Wofern unglücklicher weise andre Völker erfahren sollten, wie sehr die Autorität der Gesellschaft in Frankreich ist gestürzt worden, so würden wir auf einmal gänzlich in Verachtung kommen. Es stehet nicht mehr in unsern Händen, Gnaden auszutheilen, und gleichwohl bringet uns die Hoffnung zur Vergeltung die meisten Freunde und Bundesgenossen zu wege.

„Ich habe oft darüber nachgedacht, was sie hier sagen, versetzte der Vertraute des Generals, und ich sinne eben auf ein Zauberstückgen, wodurch wir nicht nur die Franzosen, sondern auch andre europäische Nationen glaubend machen könnten, daß wir noch in Paris und im ganzen Königreiche unumschränkte Herren wären. Denn es steht zu befürchten, man möchte es gewahr werden, daß die Gnadenbezeigungen des Hofes nicht mehr durch unsern Kanal gehen, und wir nur noch den Schatten von einem Ansehen haben.“

Es ist unmöglich, versetzte der General, daß man diese Veränderung sollte gewahr werden können; wir haben schon einen Weg gefunden dieses Geheimniß zu verbergen. Wenn wir übrigens auch unsern Freunden nicht mehr so viel Gutes erzeigen können; so sind wir doch im Stande unsern Feinden zu schaden: dieses ist gnug uns furchtbar zu machen. Es ist wahr, wir vertheilen nicht mehr Präbenden; aber wir haben bey den Bischöfen noch vieles zu sagen. Viele Leute sehen uns als die festesten Stützen der Religion an. Wir finden schon Mittel die Personen, denen wir nicht wohl wollen, in übeln Ruf zu bringen, wir geben sie für Atheisten aus, oder welches noch ärger ist, für Jansenisten. Wir erregen die Geistlichkeit wider sie; dieser folgen die weltlichen Mächte und es ist niemand, den wir nicht ins Verderben bringen könnten, wenn es uns beliebt. Man fürchtet sich also für unserm Hasse: denn es ist nichts besonders, daß das gemeine Volk, welches oft die traurigen Wirkungen desselben gewahr wird und keine Einsicht in die Dinge hat, auch hier nicht unterscheiden kann, wie weit unsre Macht gehet und die Aehnlichkeit zwischen uns und dem Teufel nicht siehet, als welcher auch viel Schaden verursachen, aber wenig Gutes stiften kann. Einige Personen sind nur aufgeklärter, als die andern, diese erkennen wohl, wie viel wir seit einigen Jahren verlohren haben.

Nun, nach einer so schweren Zeit wird doch auch eine glückliche kommen. Durch Gedult, Verstellung und Politesse überwindet die Gesellschaft die größten Hin-

Hindernisse. Kam sie nicht so weit, daß sie Heinrich IV. einen Beichtvater geben konnte, ihm, der vorher alle Jesuiten aus dem Reiche verbannet hatte. Wenn sie sich es vorsetzte den großen Mogol oder den Sophi von Persien zu regiren, so würde sie diese Projecte über kurz oder lang glücklich ausführen. Hier habe ich eben Nachricht von einem unsrer Rectoren erhalten, welche euch eben so sonderbar vorkommen werden, als die Möglichkeit über diese mahometanischen Fürsten zu herrschen.

Ihr kennet ja wohl, fuhr der General fort, den bewußten alten Fürsten in Italien, zu dem wir niemals haben einigen Zutritt finden können. Ganzer dreyßig Jahr lang waren unsre Bemühungen fruchtlos, ja wir verlohren schon alle unsre Hoffnung, in unserm Vorsatze jemals glücklich zu seyn; als wir doch endlich unsern Zweck erreichten. Da dieser Fürst nach seinem Tode üble Folgen befürchtete, und in Sorgen stund, es möchte die Lebensart, welche er in seiner Jugend geführt hatte, ihm an seiner ewigen Wohlfart schaden, so ließ er in allen seinen Staaten eine Person aufsuchen, welche sein Gewissen beruhigen könnte. Alle Gewissensräthe, an die er sich wandte, vermehrten nur seinen Kummer und die Unruhe seines Herzens: endlich ward er es müde nichts zu seiner Beruhigung zu finden, und entschloß zu unserm Orden seine Zuflucht zu nehmen. Er ließ den Pater Rector holen, dem er die Ursachen entdeckte, warum er sich für den Gerichten Gottes fürchtete. Dieser geschickte Jesuit verjagte alle seine Scrupel, er bediente sich auf eine geschickte Art der

Grund-

Grundsätze unsrer Theologen, und brachte die Ruhe wiederum in seine Seele zurück. Er überzeugte ihn, daß er nicht strafbarer wäre, als hundert andre Fürsten, welche unser Orden demohngeachtet glücklich wieder in das Paradies versetzt hätte. Er erklärte hierauf seinem Beichtsohne alle Vorrechte unsrer Gesellschaft und rühmte die Kraft unsrer Fürbitten und wie groß das Verdienst der Indulgenzen wäre, welche uns die Päbste zugestanden hätten, ja er machte aus ihm einen eben so eifrigen Freund unsrer Societät, als er vorher unser Feind gewesen war.

Bey diesem ersten Schritte lies es der Rector nicht bewenden; sondern er wollte auch als ein geschickter Mann sich die Gelegenheit zu Nutze machen. Wir wünschten schon seit langer Zeit daselbst ein Collegium erbauen zu können, hierzu wirkte er bey dem Fürsten das Fundations-Diploma aus; da man aber zu dieser Errichtung gewisser Einkünfte benöthiget ist, so bat er sich es aus, daß man zur Erhaltung dieses neuen Hauses gewisse Zehnden bestimmte, welche zuvor ein andrer Orden genoß. Diese Mönche erregten zwar einen großen Lerm und beklagten sich sehr lebhaft darüber: Aber der weise Rector machte sie alle fruchtlos. Er wußte also das Ansehen eines Beichtvaters geschickt anzuwenden; er schloß den Himmel auf oder zu, je nachdem ihm sein Beichtsohn viele Wohlthaten zugestund oder nicht, und, gedankt sey es dem Orden und Fegefeuer! unser neues Collegium ist vollkommen ausgebaut und reichlich dotirt. Nur eins sollte dieser Pater noch thun, nämlich den Fürsten zu überreden su-

chen, daß er sich in unsrer Kirche beysetzen und dazu ein prächtig Grabmaal bauen ließe.

„Das wäre nicht schwer auszuführen, versetzte der Vertraute des Generals. Man müßte nur dem Fürsten zu verstehen geben, daß, indem sein Grabmaal das Andenken desselben bey uns beständig erhalten würde, so würde kein Tag vergehen an dem sie nicht Gott für ihn und zum Trost seiner Seele bitten würden. Denn ich zweifle nicht, daß der Pater Rector, indem er den Fürsten vor der Hölle gesichert hat, ihm nicht auch sollte begreiflich gemacht haben, daß er demohngeachtet eine Reise in das Fegefeuer zu thun hätte. Ohne diese Vorsicht würde er einen großen Fehler begangen haben; denn wenn sich dieser Herr Rechnung machen dürfte; den Orden bey seinem Abschiede aus der Welt entbehren zu können, so würde er auch nicht darauf denken sich die Gewogenheit und Fürbitten desselben auch nach seinem Tode zu erwerben.

Die Staatsklugheit befiehlt es zwar, daß wir alle Fürsten, bey denen wir als Beichtväter stehen, aus den Klauen des Teufels reißen, so lasterhaft sie auch seyn mögen; aber sie verbietet uns auch, sie vor dem Fegefeuer sicher zu stellen. Wenn wir dieses thäten, was würde aus den Stiftungen werden, die sie uns zun Seelenmessen aussetzen? Wenn sie Grabmäler in unsern Kirchen erbauen lassen, so zieren sie unsre Gotteshäuser und Collegia; aber wenn sie milde Stiftungen dazu aussetzen, daß wir für ihre Seelen bitten sollen, so bereichern sie uns und verschaf-

schaffen uns Unterhalt. Laßt uns also alle unsre Beichtkinder von den Höllenstrafen frey sprechen; hingegen laßt uns sowohl hohe als niedrige den Plagen des Fegefeuers unterwerfen.

Unterdessen gestehe ich aber doch, daß es Gelegenheiten giebt, wo man von dieser allgemeinen Regel abgehen kann: Zum Exempel, wenn man befürchtet, daß etwa ein anderer Beichtvater nicht allein das Fegefeuer, sondern wohl gar die Hölle selbst auslöschen möchte, um sich das Zutrauen seines Beichtkindes zu erwerben, oder seines Herzens zu bemeistern. Alsdenn muß man aus zwey Uebeln das kleinste erwählen, nämlich man muß das Erlangte zu erhalten suchen, und eine Person geraden Weges ins Paradis führen, an statt daß man erst auf die Zukunft noch etwas zu erwerben gedächte. Sonst kann es kommen, daß man die Stiftungen nach dem Absterben nebst denen, die man bey Lebzeiten gehabt hat, alle zusammen verliert.„

Ihr habt Recht, lieber Pater, antwortete der General, und ihr versteht euch vollkommen auf alle Geheimnisse der großen Kunst einen Gewissensrath abzugeben. Ihr gebt mir täglich Proben davon, daß ich keinen vernünftigern Beystand und verschwiegenern Sekretair hätte wählen können, als euch. Schreibt also alle diese klugen Anmerkungen, welche ihr gemacht habt, in meinem Namen an den Rector, und vor allen Dingen führt ihm wohl zu Gemüthe, wie ihr es eben zu rechter Zeit erinnert habt, daß zwar die fürstlichen Grabmäler zur Aus-

zierung unsrer Kirchen dienen; aber daß auch ihre milden Legate uns noch weit mehr Vortheil bringen.

Ich befand dieses Gespräch so lehrreich, weiser und gelehrter Abukibak, daß ich mir vornahm, ehester Tagen wieder in das Kabinet des Jesuiter-Generals zu kommen.

Ich grüße Dich in und durch Jabamiah.

Drey und funfzigster Brief.

Ben-Kiber an den weisen Kabbalisten Abukibak.

Die große Begierde und Zuneigung, welche Du zu den geheimen Wissenschaften trägst, weiser und gelehrter Abukibak, verursachte in mir einiges Nachdenken über die Unersättlichkeit (wenn ich mich dieses Ausdrucks bedienen darf) mit welcher die berühmtesten Leute nach dem Phantome der Unsterblichkeit rennen.

Alle Helden werden von dem Verlangen eingenommen ihr Andenken bis auf die spätesten Nachkommen zu erhalten. Wenn ich sage, alle Helden, so verstehe ich Personen aus allen Ständen darunter, die sich vorzüglich auszeichnen. Ein geschickter Mathematiker hat eben so stark Hoffnung noch unter den Nachkommen zu leben, als ein großer Feldherr: der erste arbeitet ohn Unterlaß, wendet alle Sorgfalt und Wachsamkeit an, untergräbt durch eine allzugroße Emsigkeit seine Gesundheit und opfert alle Vergnügun-

gnügungen auf, um sich in der Art von Wissenschaften hervorzuthun, auf die er sich gelegt hat; der andre setzt sich der Strenge der Jahrszeiten aus, schlägt sein Leben in die Schanze, und erträgt tausend Beschwerlichkeiten um Ruhm und Ehre zu erjagen. Beyde Personen streben unterdessen auf einem ganz verschiednen Wege nach einerley Ziele; sie suchen ihren Namen unsterblich zu machen. Mit den übrigen berühmten Männern ists eben so beschaffen, alle ihre Handlungen, alle ihre Schritte zielen auf diesen Punct ab.

Ohne das große Verlangen ihr Andenken auf die Nachkommen fortzupflanzen, würden die vortreflichsten Geister fast alle in einer Unthätigkeit verblieben seyn, wodurch sie sich ganz und gar nicht von der gemeinen Gattung von Menschen unterschieden hätten. Warum hätten sie sonst die Vortheile aufgeopfert, die ihnen die Geburt mittheilte; warum hätten sie es ausgeschlagen Güter zu genießen, die ihnen das Glück in Menge anbot; warum hätten sie endlich gesucht ihr Leben unter Mühe, Beschwerlichkeit und Sorgen zuzubringen, da indeß ihre Tage hätten mit Gold und Seide durchwirkt seyn können, wenn das nicht die Ursach wäre, daß sie, von einer schmeichelhaften Einbildung bezaubert, thöricht genug wären wirkliche Güter eingebildeten Hoffnungen aufzuopfern? Denn man muß gestehen, weiser und gelehrter Abukibak, dieses allen berühmten Männern so eigenthümliche Verlangen nach Unsterblichkeit hält die Prüfung eines philosophischen Auges nicht

nicht aus. Sein blitzender Glanz verschwindet: Man wird gewahr, daß die Eitelkeit und Eigenliebe sich unter einem betrüglichen Schleyer darstellen, und daß die Begierde durch die Dunkelheit künftiger Zeiten zu dringen, nur eine Folge des Stolzes ist, den alle Menschen von Natur empfinden, und der sich in so mannichfaltige Gestalten verkleidet, daß es schwer ist ihn zu kennen.

Um das Lächerliche recht vollkommen einzusehen, welches darinn befindlich ist, wenn man die glücklichsten Augenblicke seines Lebens der Hoffnung aufopfert seinen Namen zu verewigen, so muß man nur untersuchen, wie ungegründet der Gedanke an sich selbst ist, der uns so sehr bezaubert. Entweder ist die Seele sterblich, oder unsterblich. Ist sie sterblich, wozu dient es ihr, daß man sich an die Werke erinnert, die sie mag hervorgebracht haben und an die schönen Handlungen, die sie ehemals vornahm? Ist sie unsterblich, so wird sie mit einer zu großen Gleichgültigkeit dasjenige betrachten, was sie hier auf Erden that, als daß ihr Vergnügen dadurch könnte vermehret oder ihre Quaalen vermindert werden. Niemand ist so thöricht, daß er sich einbilden sollte, die Seelen eines Poeten und Philosophen verkürzten sich in der Hölle damit die Zeit, daß die eine ganze Strophen Verse hersagte, und die andre lauter Schlüsse machte oder den unterirrdischen Geistern eine Hypothese als die angenehmste und wunderbarste Sache aufbringen wolle. Noch weniger glaube ich, daß ein Feldherr daselbst, um den sich die Teufel und abge-

abgeschiednen Seelen versammelt haben, von seinen Schlachten reden sollte, die er gewonnen hat, oder sich bey den Neuangekommnen erkundigen würde, was man davon auf der Oberwelt sagt.

Diejenigen Seelen, welche sich an dem Orte der ewigen Ruhe befinden und eine vollkommne Seligkeit genießen, werden eben so wenig von dem gerührt, womit sie sich ehemals beschäfftigten. Sie denken nicht mehr an den Ort ihres Elendes zurück; befreyet von den Banden dieses Körpers sättigen sie sich (daß ich mich des Ausdrucks eines Kirchenvaters bediene) mit den reichen Gütern des Hauses Gottes, und trinken mit starken Zügen aus dem Bache der Wollust [i]). Wir wollen zum Beyspiele annehmen, daß es wahr sey, daß sich der Stifter der Jesuiten an dem Orte der Seligen befinde. Nur frage ich: Ist es wohl wahrscheinlich, daß dieser Heilige von dem Ruhme seiner Gesellschaft sehr gerührt werde, und daß er an allen den Schlachten Theil nehmen sollte, welche die Jesuiten seine Schüler den Jansenisten liefern und gegen sie gewinnen? Wie? Sollte es wohl möglich seyn, daß der heil. Ignatius im Himmel noch an die Ehre dächte, die er auf Erden genossen hat, daß er nämlich das Haupt der allerverschmitztesten und betrüglichsten Staatsklugheit gewesen ist, die man je-

i) Felix anima! quae, terreno resoluta carcere, libera coelum petit. —— Inebriata enim est ab vbertate Domus tuae, et torrente voluptatis potas eam. S. August. Manual. Cap. VI. num. I.

mals auf der Welt gehabt hat? In der That, diese Meynung ist eben so ausschweifend, als wenn man sagen wollte, er durchläse noch im Paradiese das Buch von den geistlichen Uebungen, welches er geschrieben hat, und daß er dafür Glückwünsche von allen Heiligen empfienge, welche dieses Buch für eben so vortrefflich hielten, als es die Jesuiten dafür ausgeben wollen.

Scheint es wohl wahrscheinlicher, daß der heil. Ludwig den Auserwählten sollte mit der Erzählung seiner heiligen Kriege verdrüßlich fallen, die ihm die Hochachtung aller Mönche erwarben, ihn aber um sein Reich brachten? Sollte es möglich seyn, daß dieser gute König noch von den Eroberungen reden sollte, die er in Aegypten machte, und von den Schlachten, welche er daselbst lieferte? Ohne Zweifel hat er itzt alle diese große Thaten ganz und gar vergessen.

Man muß also gestehen, daß die Seele, sie mag nun sterblich oder unsterblich seyn, von dem Augenblicke an, da sie von den Banden des Körpers befreyet wird, gegen alle die Handlungen unempfindlich wird, die sie vornahm, als sie ihn noch belebete und daß sie nicht mehr an dieselben denkt; folglich, wozu dient dieser Ruhm nach dem Tode, den wir so abgöttisch verehren? Ich befinde, daß ein Bürger aus der Straße von St. Denis, der sich von Morgen an bis auf den Abend quälen wollte, um zu einer solchen Macht und Glücke zu gelangen, als der Sophi von Persien hat, eben so thöricht handeln

würde, als ein Mensch, der seine schönsten Tage aufopferte, der tausend Uebel, die er doch vermeiden könnte, auf sich nähme, der seine Gesundheit zerstöhrete und sein Leben wagete, bloß damit man nur nach seinem Tode von ihm reden möchte; das ist: Um einer Sache willen, die ihm eben so gleichgültig seyn könnte, als die Witterung, welche sich in Japan zuträgt, einem Pariser ist.

Wenn die Personen, welche am meisten von dem Verlangen ihre Namen auf die Nachkommen fortzupflanzen belebt werden, sich auf einen Augenblick von ihrer Eigenliebe loß machten, die sie verblendet, so würden sie über die Größe und das Lächerliche ihres Fehlers erstaunen. Ein Gelehrter unsrer letzten Jahrhunderte hat das Eitle und Falsche dieses Verlangens sein Andenken zu verewigen, vollkommen eingesehen. „Ich nehme an, sagt er, daß ich Werke verfertige, die würdig sind gelesen zu werden, wer kann mich versichern, ob sie nicht täglich etwas von ihrem Werthe verlieren werden, ob sie nicht mit der Zeit zerstöhret oder wenigstens verächtlich werden, da der Geschmack der Menschen so sehr veränderlich ist? Aber, wir wollen setzen, daß sie eine gewisse Dauer haben werden, von wie viel Jahren wird diese wohl seyn? Sind es hundert? Sind es tausend? Sind es zehntausend? Wo ist ein Werk, welches so viele Jahrhunderte überlebt hätte? Welch Beyspiel kann man hier anführen? Da aber doch endlich alles ein Ende nehmen muß, so verschlägt es nichts, ob eine Sache zehen Tage oder zehn Millionen Jahre dauert.

Diese beyden Zeiträume, so verschieden sie sind, so sind sie doch einander gleich, wenn man sie mit der Ewigkeit zusammen hält [k]).„

Es ist ein Weltweiser, der sonst von der Religion wenig gerührt und eingenommen ist, welcher hier so vernünftig spricht. Bey ihm kommt es nicht auf Gottesfurcht an, die bloße Vernunft giebt ihm schon die Eitelkeit derjenigen Bemühungen zu erkennen, die man anwendet bey der Nachkommenschaft in Ruf zu kommen.

Wofern es erlaubt ist ein Epicurer zu seyn, so ist es in dem Falle, wenn man nicht eingebildete Güter einer wirklichen Zufriedenheit vorzieht. Derjenige ist wahrhaftig glücklich, welcher sagen kann: „Ich habe gelebt, und jeden Augenblick meines Lebens

k) Scribis, inquam, quo modo legenda, et de qua re praeclara, et adeo tibi nota, vt desiderare legentes possint? Quo stilo, qua sermonis elegantia, vt legere sustineant? Sit vt legant. Nonne aeuo praeterlabente in singulos dies fiet auctio, vt prius scripta contemnantur, nedum negligantur? At durabunt aliquot annis. Quot? Centum? Mille? Decies mille? Ostende exemplum, vel vnum inter tot millia. Atque omnino cum desitura sint, etiam si per reditum mundus renovaretur. . . . non minus quam si initium habuit, et finem accepturus est, nihil interest an potest decimam diem, an decem millia milliadum annorum. Nihil vtrumque, et ex aequo, ad aeternitatis spatium. Siehe den Cardanus de Vita propria, Cap. IX. pag. 39.

bens genutzt. Ich habe erfahren, daß die Stunde, so einmal verlohren ist, nicht wiederkommt; daher habe ich die Sorgen und Kümmernisse weit von mir verbannet, und mich nicht von einem eitlen Phantome verführen lassen, welches mir meine Ruhe geraubt hätte [1]).„

Eine angestellte Vergleichung zwischen der Lebensart eines Petit-Mätres, der einzig und allein mit dem Gegenwärtigen beschäfftiget ist, und eines Weltweisen, den die Begierde sich unsterblich zu machen nagt, ist ein vortreffliches Gegengift, wider die Krankheit, daß man nach dem Tode von unsern Verdiensten und Wissenschaften reden solle. Der süße Herr ist mit sich selbst zufrieden, er denkt auf nichts, als nur die Güter zu genießen, welche ihm sein Stand verschafft: Allzeit lustig, allzeit aufgeräumt, immer scherzhaft und mit seinen Verdiensten zufrieden, denkt er niemals an den morgenden Tag. Der gegenwärtige Augenblick beschäfftiget ihn allein, und dieser Augenblick ist für ihn nie schwermüthig oder verdrüßlich. Er besitzt, mitten unter den Vergnügun-

1) Ille potens sui
Laetusque deget, cui licet in diem
Dixisse, vixi: cras vel atra
Nube polum, Pater occupato,
Vel sole puro: non tamen irritum
Quodcunque retro est, efficiet: neque
Diffringet, infectumque reddet,
Quod fugiens semel hora vexit.

Horat. Odar. L. III. Od. XXIX.

gnügungen, diejenige Standhaftigkeit, welche Horaz an solchen Weltweisen, die von dem Schicksale verfolgt werden, als die höchste Stufe der Weisheit bewundert. Wenn er bemüht ist einer angenehmen Dame die Hand zu küssen, oder wenn er mit dem Becherglase in der Hand ein neues Liedgen singt, oder ein artiges Histörchen vorbringen kann, so möchte auch die ganze Welt untergehen, er würde keinen Theil daran nehmen m). Man möchte ihm auch ein noch so großes Unglück vorhersagen, er würde diese Prophezeyung pfeiffend anhören und noch dazu über den neuen Propheten spotten.

Ein Weltweiser hingegen, der immer mürrisch, schwärmerisch, zerstreut und melancholisch ist, weiß oft selbst nicht in was für einem Zustande er sich wirklich befindet. Nur stets darauf bedacht, was doch die Nachwelt von seinen Schriften und Entdeckungen sagen wird, besinnt er sich mitten unter seiner Familie kaum, daß er eine Frau und Kinder hat. Man kann auf ihn gerade das anwenden, was der Pater **Malebranche** von den Thieren sagt: **sie fressen, ohne ein Vergnügen zu haben, sie wachsen ohne es zu wissen, und sie trinken, ohne es zu fühlen.** Hierzu würde ich noch setzen, daß sie dieses alles **maschinenmäßig thun.** Die Seele eines Weltweisen hat keinen Theil

m) Et si fractus illabatur Orbis,
Impavidum ferient ruinae.
Horat. Od. III. Lib. III.

Theil an den Handlungen des Körpers, sie beschäfftiget sich einzig und allein mit dem Gedanken, wie sie der Nachwelt gefallen und einen großen Namen erlangen wolle. Was folgt endlich? Der Philosoph stirbt. Hat er gelebt? Nein. Er hat nur funfzig Jahr lang auf das Vergnügen gedacht, das er alsdenn erst genießen würde, wenn er würde in sein voriges Nichts zurückgegangen seyn.

Mit dieser Vergleichung eines Petit-Mätres und Weltweisen wollen wir noch das Leben eines Mönchs und Officiers verbinden. Der erste lebt als ein glücklicher Franciscaner in seinem Kloster zufrieden; um eitle Ehre unbesorgt, prediget er die Fasten auf einem Dorfe, und läßt es sich mit dem Pfarrer wohl schmecken. Er absolvirt eine Anzahl artiger Mädchen und genießt auch wohl hier und da einige davon. Kommt das Osterfest heran, so kehrt er in sein Kloster zurück, mit dreyßig oder vierzig Thalern versehen, denn so viel haben ihm seine Predigten eingebracht; diese verwendet er auf guten Wein und säuft wie ein Domherr, bis wiederum eine andre Fastenzeit heran kömmt. Sein Leben verfließt auf eine angenehme Weise, denn Bachus und Amor machen es von Zeit zu Zeit glücklich. Man mag sich erhängen oder erstechen, Festungen erobern und sie schleiffen, und die Völker mit Abgaben beschweren, der glückliche Franciscaner leert doch keine Flasche weniger aus.

Der nach Ruhm geizende Officier schläft die Hälfte seines Lebens unter einem Zelte, das ihn für

der

der rauhen Luft nicht schützen kann. Er ruinirt seine Gesundheit, verzehrt sein Erbgut und wird fast eben so stark von ungestümen Gläubigern geplagt, als von dem Ehrgeize, muß oftmals die unentbehrlichsten Dinge entbehren, und nachdem er gnug ausgestanden hat, so thut ihm noch ein Kanonenschuß den Gefallen, hilft ihm aus dieser Welt hinaus und endiget seine Unruhe. Heißt das leben, wenn man so ein Schicksal hat? Das heißt im Fegefeuer gewesen seyn, ehe man vielleicht in die Hölle kommt.

Ich grüße dich, weiser und gelehrter Abukibak.

Vier und funfzigster Brief.

Der Sylphe Oromasis an den Kabbalisten Abukibak.

Vor einigen Tagen flog ich in Paris vor dem Collegio **Louis le Grand** vorbey, und wurde zween Jesuiten gewahr, welche herzlich lacheten. Voll Neugier die Ursache ihres lustigen Wesens zu erfahren, schwung ich mich durch das Fenster in das Zimmer hinein, worinnen sie sich befanden, und war der Zeuge einer ganz besondern Unterredung, deren Erzählung dich vergnügen wird. Hier ist sie in den eigentlichen Worten, deren sich die Jesuiten bedienten.

Gespräch zwischen zween Jesuiten, als Autoren.

Der Einfall von Ew. Wohlehrwürden ist reizend, er gefällt mir ausnehmend. Man hätte kein Mittel ausfin-

ausfinden können, das geschickter wäre die Anzahl der Creaturen unsers Ordens zu vermehren, als diese lehrreichen und wunderbaren Briefe zu schreiben. Dieses Werk wird sehr gesucht werden, und der Geschmack, worinne sie es schreiben, kann nicht anders als gefallen. Ich glaubte anfänglich, Sie spaßeten nur, als Sie mir ihren Vorsatz bekannt machten, die Feenmährchen zu imitiren; itzt sehe ich wohl, daß Sie recht haben. Die meisten Andächtigen sind wie die Kinder; man muß ihnen mit Mährchen ein Vergnügen machen. Es wird gnug andächtige Molinisten geben, welche werden eben so sehr gereizt werden von den Fabeln, die sie von dem Kilo schreiben wollen, und von den romanhaften Historien, von denen sie sagen werden, daß sie sich in den Provinzen Chan-tong und Chensi zugetragen hätten, als ein Kind bezaubert wird, wenn es die Reden des kleinen Königs Fanfant, die Wunder der Fee Toute-bonne und des Riesen Makamakin höret.

Der zweyte Jesuit.

Der Vortheil der Gesellschaft ist mit dem meinigen verbunden. Indem ich ihre andächtigen Creaturen erbauen und sie zu dem Vortheile derselben reizen will durch neue Vorurtheile, finde ich zugleich ein Mittel mir vielen Nutzen zu schaffen. Mein Buch wird mir eine ansehnliche Summe Geld einbringen, welche ich dazu anwenden will, der Communität meine Pension zu bezahlen; dann ich befinde mich seit zehn Jahren zu meinem Verdrusse genöthiget das

Amt

Amt eines Präfects oder Rectors des Collegii zu versehen. Denn man wird doch endlich den Stand eines Pedantens überdrüßig, so prächtig auch der Name klingen mag, womit man dieses Amt belegt.

Um desto gewisser zu seyn die Aufmerksamkeit des Publikums auf mich zu ziehen, so bin ich entschlossen mein Werk unter dem Titel einer Sammlung von Briefen bekannt zu machen, als wenn sie von verschiednen Mißionarien wären geschrieben worden. Dieser Streich wird mir nützlich seyn, er wird die Neugier der Leser erwecken. Sie wissen, daß unter uns nichts so gebräuchlich und so allgemein ist, als diese untergeschobnen Schriften. Die meisten Nachrichten, die wir von Japan, China, und Indien uns bekannt machen und zwar unter dem Namen eines unsrer Mißionarien, sind in dem Collegio Louis le Grand geschrieben worden. Es giebt sowohl Geschichte der Heiligen des Ordens, als auch Romanen; indessen haben die Autoren diese verschiedenen Werke beyderseits erdichtet. In meinen lehrreichen und wunderbaren Briefen werde ich den Kaiser von China noch erhabnerer schildern, als la Calprenede mit seinen Helden gethan hat. Orondates, Lisimachus, Orontes und Perdiccas sollen nur Kinder seyn im Gegensatze mit meinem Helden.

Ich habe die überraschendsten Begebenheiten zusammen geschmiedet, die sich mit einem gewissen Cing-tai, einem Kaufmann in der Provinz Chensi, sollen zugetragen haben, und mit Chy-yeou einem

Bauer.

Bauer. Die ganze Handlung habe ich ohngefehr also erdichtet. Ein Kaufmann verliert seinen Geldbeutel, indem er über Land reiset: Ein Bauer findet ihn, und will ihn nicht behalten, weil er ihm nicht zugehöret. Dieses ist, wie Sie sehen, ein sehr schöner Charakter, worinne die Tugend über den Geiz die Oberhand behält. Damit kann man die Feinde der Societät beschämen, welche behaupten, sie wolle das nicht wieder erstattet wissen, was ihr vermacht wird; diese werden sehen, daß sie allemal schönen Handlungen ihren Beyfall giebt und sie lobet. Der Kaufmann, welcher über den Verlust seines Beutels sehr verlegen ist, läßt an die Ecken der Stadt anschlagen, daß er dem Wiederbringer die Hälfte des darinne befindlichen Goldes schenken wolle. Der Bauer erfährt den Besitzer des gefundnen Schatzes, und bringt ihm denselben wieder. Die Zusammenkunft dieser beyden Leute ist ein Meisterstück; die ganze Grosmuth der Römer, welche sonst so berühmt ist, wird durch die Gesinnungen des Bauers und Kaufmanns verdunkelt. Dieser letzte will sein Versprechen halten und die Summe, welche sich in dem Beutel befindet, theilen; der erste aber will sie nicht annehmen. Endlich entsteht ein Streit zwischen diesen beyden Personen, wobey ich das Geheimniß gefunden habe die rührendsten Dinge anzubringen. Stellen Sie sich auf einen Augenblick die glänzendsten Gedanken vor, womit mich eine so vortheilhafte Situation hat bereichern müssen. Ich glaube nicht, daß es eine in unsern neuern Tragödien giebt, die ihr nahe käme. Sie werden ohn Zweifel neugierig

seyn, den Ausgang einer so rührenden Geschichte zu wissen. Ich endige sie ohngefehr auf die Art und in dem Geschmacke, wie gewisse Poeten ihre Theaterstücke entwickeln. Sie nehmen ihre Zuflucht zu irgend einem Gotte oder einer Maschine; und ich bediene mich des Vicekönigs der Provinz, welcher den großmüthigen Streit dieser beyden Sinesen erfährt und auf einmal bey ihnen erscheint, wohin er eben so unerwartet kömmt, als der Gefreyte, welcher den Tartüffe gefangen nimmt, von den Zuschauern dieses Stücks erwartet wurde. Der Vicekönig kömmt und sagt sehr rührende Dinge: er lobt die Aufrichtigkeit und Redlichkeit des Kaufmanns und Bauers. Da es ungerecht wäre, wenn der erste die Hälfte seines Geldes verlöhre und der andre bey dieser Gelegenheit nichts gewinnen sollte; so befiehlt der Vicekönig dem einen seinen Beutel wieder zu nehmen, und macht dem andern ein Geschenk mit funfzig Onces d'or und einem Agnus Dei auf sinesische Art, worauf geschrieben steht: Maris et femmes illustres par leur désinteréssement.

Sie glauben nun ohne Zweifel, daß die Geschichte hier zu Ende sey, im geringsten nicht. Es folgen noch neue Fälle aus derselben, die viel rührender sind, als die ersten. Der Vicekönig, ganz eingenommen von dem, was er eben gesehen hat, schreibt an den Kaiser einen Brief, worinnen er ihm wegen der Tugend seiner Unterthanen Glück wünscht, die er, als ein weiser Staatsmann, den großen Eigenschaften des Kaisers beylegt, der durch sein Bey-

spiel

spiel seine Völker erbaue und zur Tugend aufmuntere. Den Kaiser rührt diese Neuigkeit, und er will allen seinen Staaten die Freude darüber blicken lassen; und da er mit Haut und Haar ein guter Fürst ist und eben so beredt, als ein Lehrer der Redekunst, so läßt er einen Befehl oder vielmehr eine Instruction ausgehen. Diese Instruction ist nun in dem Geschmacke der französischen Bischöfe geschrieben.

Finden Sie den Gedanken nicht sonderbar, daß ich den Kaiser von Sina in dergleichen Ausdrücken reden lasse, wie gewisse Prälaten unsre Freunde, denen wir die Pastoral-Instructionen vorschreiben? Ich schmeichle mir, daß dieses eine gute Wirkung thun wird. Anfänglich stellt der Kaiser in seinem Befehle auf eine sehr pathetische Art die großen Vortheile vor, die man von der Tugend erhält. Nach diesem nimmt er auf einmal einen apostolischen Ton an, und drückt sich in folgenden Worten aus. „Das, was der Bauer Chy-yeou, lieben Brüder, in der Stadt Mong-thing gethan hat, zeiget, daß die bösen Gewohnheiten in der That aufhören, und eine Aenderung in den Sitten vorgenommen wird. Dieses kann man mit Wahrheit eine gute Vorbedeutung für unser Bischoffsamt nennen. Diese gute Handlung hat mir auch eine solche Freude erweckt, daß ich sie nicht gnug ausdrücken kann. Zugleich macht sie unserm Oberpriester Tien-Uveniking sehr viel Ehre, denn ihm ist es zuzuschreiben. Man siehet, daß es nicht ein bloßes Gerüchte ist, daß er seit einigen Jahren sich bemühet in der Provinz Ha-

nan zu lehren, zu ermahnen, zu loben und gute Thaten zu belohnen [n]).„ Ich habe, ehrwürdiger Pater, bey Vorlesung dieses Stücks der kaiserlichen Instruction weiter nichts verändert, als die Worte **Regierung** und **Viceroi** in **Bischofsamt** und **Oberpriester**, um die Aehnlichkeit der sinesischen Schreibart mit der apostolischen desto merkbarer zu machen. Alle die übrigen Worte befinden sich so in meinem Manuscripte und werden mit gedruckt.

Nach diesem Eingange überläßt sich dieser Fürst seinen Betrachtungen, so wie die Bischöfe in ihren Befehlen. Er macht viele Anmerkungen über den Staat, die Lage und den Character der Menschen. Eben, wie die Prälaten alle Fehler der Bischöfe auf die Rechnung der Landpriester und Vicarien schreiben; so urtheilt der Kaiser in Sina, daß alle nachläßige Statthalter die Ursache von der wenigen Treue und Aufrichtigkeit wären, die sich in seinen Provinzen befände. Endlich beschließt er seine Ermahnung mit dem Befehle, daß sein Edict an allen Thoren und Strassen solle angeschlagen werden, damit das Volk und die Mandarins eine vollkommne Kenntniß davon bekämen. Diese Anordnung, die kaiserliche Instruction anzuschlagen, ist ebenfalls eine Nachahmung von den Episcopal-Befehlen, welche auch an alle Kirchthüren geschlagen werden.

Ohnge-

n) Siehe die Lettres édifiantes et curieuses von auswärtigen Mißionen durch einige Mißionarien der Gesellschaft Jesu aufgesetzt. XXII Sammlung.

Ohngeachtet ich aber übrigens alle Sorgfalt angewendet habe mein Buch zu bereichern, und es mit allem auszuschmücken, was ich vermögend zu seyn glaubte, es ansehnlich zu machen, so muß ich Ihnen doch gestehen, wie sehr ich befürchte, es möchten es einige unruhige Kritiker in üblen Ruf bringen, und daß mein Verleger sich wohl nicht getrauen wird eine zweyte Herausgabe zu besorgen. Dieses würde mir einen beträchtlichen Schaden verursachen, denn ich muß sechs hundert Livres bekommen, wenn man mein Werk wieder auflegen will.

Der erste Jesuit.

Beruhigen Sie sich, Ew. Wohlehrwürden, Sie haben wegen der Aufnahme ihres Buchs nichts zu befürchten. Glauben Sie denn nicht, daß die Journalisten von Trevoux nicht werden eine prächtige Lobeserhebung davon machen? Worüber bekümmern Sie sich denn alsdenn? Der Beyfall oder die Kritik einiger andern Schriftsteller kann Ihnen ja gleichgültig seyn. Sie wissen wie viel Macht die Memoires von Trevoux über das Herz der Creaturen unsers Ordens haben, werfen Sie das Anliegen, ihr Werk gültig zu machen, auf deren ihre Schultern. Ihre Schriftsteller werden doch bey Ihnen nicht erst anfangen die Absicht ihrer Schrift zu vergessen; Sie sind ein Jesuit; dieses ist genug für Sie; und wenn sie auch Ihr Werk gleich nicht sollten gelesen haben, so werden sie doch nicht unterlassen es zu loben. Beschimpfen sie nicht oftmals Bücher, die von den Jansenisten oder Protestanten geschrieben worden, ohngeachtet

geachtet sie dieselben niemals gesehen haben? Warum sollten sie in ihren Lobeserhebungen bedenklicher und weniger partheyisch seyn, als in ihrer Critik? Sie haben allezeit bey beyden einerley Endzweck, indem sie beständig darauf bedacht sind, den Glanz ihrer Societät zu erheben, und hingegen den Ruhm derjenigen, die ihnen entgegen sind, per fas et nefas zu verdunkeln. Sie verabsäumen niemals alle mögliche Betrügereyen in Ausübung zu bringen; sie werden deswegen bezahlt und unterhalten, um, wenn es nöthig ist, zu lügen, so wie man die Soldaten unterhält, damit sie sich bey gewissen Gelegenheiten tod schießen lassen.

Der zweyte Jesuit.

Ich mache mir weniger Rechnung, als Sie, auf den Beystand der Journalisten von Trevoux. Ich weiß nicht, ob Ew. Wohlehrwürden bemerkt haben, in was für einem erstaunend üblen Rufe ihre Memoires bey dem Publikum stehen. Es scheint, als wenn es sich die andern Journalisten zum besondern Geschäffte gemacht hätten, diese Schriften gänzlich in Abfall und Mißcredit zu bringen. Man siehet täglich einige Blätter ans Licht treten, worinne unsre Jesuiten nicht nur der Unwissenheit, sondern auch der Untreue und Betrügerey überführt werden. Ohne Zweifel haben Sie die beyden hitzigen Abhandlungen o) gele-

o) Sie sind die letzte Arbeit dieses großen Mannes, und ohngeachtet er bey ihrer Verfertigung schon 78 Jahr alt war, so lassen sie doch eben so viel Feuer, Lebhaftigkeit

gelesen, welche der Herr de Beausobre nach und nach in zween Bände der Bibliothek Germanique einrücken ließ. Diese sind im Stande, allen denen die Augen völlig zu öffnen, welche etwa von den Journalisten zu Trevoux noch zu sehr verblendet seyn sollten; man hätte sie auf keine deutlichere Art ihrer Untreue und Betrügerey überführen können. Nur noch neuerlich hat der Continuator des Moreri, bey Gelegenheit da er auf den Jesuiten Germain zu reden kommt, in einem Briefe gezeiget, den man in die Bibliotheque Francoise eingerückt hat: daß die Schriftsteller der Memoiren von Trevoux mit dem Betruge und der Lügen auch noch den Fehler verbänden, Leuten, die ihnen verhaßt wären, die größten Beschimpfungen anzuhängen. Die Namen eines **Schriftverfälschers, Ketzers, Atheisten,** und **Bösewichts** kommen ihnen gar nicht theuer zu stehen; sie sind sehr freygebig damit: indeß verursacht ihnen ihre Schreibart eben so vielen Schaden, als ihre Lügen. Und ich befürchte, daß noch wohl endlich ihre Werke selbst bey den eifrigsten Creaturen der Gesellschaft in Verachtung kommen werden, denn es sind ihrer zu viele, die sie in üblen Ruf bringen und die Fehler an denselben entdecken.

Der erste Jesuit.

Befürchten Ew. Ehrwürden nicht, daß es unsern Journalisten an einer Menge Verehrern fehlen werde,

tigkeit und Stärke blicken, als die vortrefflichen und sinnreichen Werke, die er in jüngern Jahren schrieb.

sie sind sicher genug, daß sie alle eifrige Molinisten auf ihrer Seite haben. Wenn sie es auch noch weiter trieben, so würde man es doch nicht dahin bringen können, sie bey ihren Creaturen in Mißcredit zu bringen. So bald der Geist der Partheylichkeit und der Kabale die gute Aufnahme eines Buchs unterstützt, so bleibt sie gewiß genug, wenigstens bey denen, die einigen Theil daran haben. Ein Sulpicianer würde eher seinen Chorrock und sein Brevier verbrennen, als zugeben, daß ein Werk einiger Achtung würdig sey, auf welches schon unsre Journalisten losgedonnert haben.

Der zweyte Jesuit.

Ich gebe das zu, was Sie sagen; aber diese Verehrer, von denen Sie reden, sind Leute, welche in der gelehrten Welt beynahe unbekannt sind, und deren Entscheidungen keinen Einfluß auf den Vertrieb der Bücher haben. Meistentheils kaufen sie sie selbst nicht, entweder aus Mangel am Gelde, oder aus Unempfindlichkeit oder Gleichgültigkeit gegen das Lesen. Die Buchführer lassen sie aber doch deswegen drucken, um sie verkaufen zu wollen. Es ist aber ein allzu trauriger Trost für einen Autor, wenn er gleich sein Buch loben höret, und dieses doch unterdessen im Buchladen vermodert und verschimmelt. Die Journale von Trevoux sind in Holland, Deutschland, Engelland, in der Schweitz und drey Vierteln von Frankreich, so verachtet, daß man sie daselbst so wenig lieset, als in dem Königreiche Tunquin, dieses ist eine allzu bekannte Wahrheit. Es

ist

ist erstaunend, daß in der Zeit, da man in Holland die elendesten zu Paris herausgekommnen Rapsodien wieder auflegt, sich kein einziger Buchführer findet, der den Druck der Memoiren von Trevoux unternähme, die Lobeserhebungen dieser Journalisten werden also ins künftige ein schlechter Trost für die gute Aufnahme der Bücher unser Societät seyn. Ich bleibe bey meinen Gedanken: Zu Ihrer eigenen und ihrer Mitbrüder Ehre hätten Sie doch ein wenig mehr Wohlstand beobachten sollen.

Ich grüße dich in und mit Jabamiah.

Fünf und funfzigster Brief.

Der Kabbalist Abukibak an Ben Kiber.

Deine Briefe, arbeitsamer Ben-Kiber, verursachen mir ein unendliches Vergnügen: und obgleich dein Genie und deine Talente verursachen, daß ich es ohne Unterlaß bereue, daß Du dich nicht hast auf die geheimen Wissenschaften legen wollen; so sehe ich doch unterdessen mit vieler Zufriedenheit, daß Du weit von denjenigen jungen Leuten entfernt seyst, derer ganzes Verdienst darinnen besteht, nichts zu thun und ihr Leben in einer Unthätigkeit zuzubringen, welche der Tummheit des Viehes ziemlich gleich kommt, und daß Du deinen Geist ausbildest.

Die Faulheit und Unwissenheit sind Laster, darauf sich ein vernünftiger Mensch gewiß nichts einzubilden hat. Und dennoch findet man verschiedene,

die ihr ganzes Glück und einen Theil ihrer Größe darein setzen, daß sie leben, ohne auf etwas bedacht zu seyn, was ihnen den wahren Adel ihres Standes könnte kennbar machen. Der Mensch wird nur groß, schätzbar und verehrungswürdig durch seine guten Eigenschaften, welche ihn über alle andre Creaturen erheben, und durch den Gebrauch, den er von seinem ihm verliehenen Genie macht. Vielmehr glaubt diese Art Leute, daß die Faulheit, Verachtung der Wissenschaften und der Müßiggang ihr gewisse Rechte und gesetzmäßige Freyheiten erlaube, und sie machet den vornehmsten Theil ihrer Größe daraus.

Ein Landedelmann, welcher sein Leben damit hinbringt, daß er die ganze Woche hindurch jaget und sich auf den Sonntag mit seinem Gerichtshalter und Amtmanne volltrinkt, glaubte seinen alten Adel zu entehren, wenn er sich manchmal in seinem hochadelichen Landhause mit Lesung lehrreicher und nützlicher Bücher beschäfftigte. Kaum, daß er mit genauer Noth lesen kann.

Einer von Adel muß sich nicht mit solchen Sachen bemühen, welche einzig und allein für Gelehrte und Doctoren geschaffen sind. Diesen letztern ist es erlaubt zu wissen, daß sie eine Seele haben, die zu edlern und erhabnern Verrichtungen geschickt ist, als die Seelen der Thiere. Dieses aber ist keine Sache von Wichtigkeit, weil sie zugleich ein Geschäffte treiben, welches nichts glänzendes an sich hat. Aber ein Edelmann, ein Mann, der sagen kann: **Mein Schloß, meine Bauern, meine Vasallen,** hat nicht

nicht nöthig bedachtsamer zu handeln, als ein Hund. Er kann den ganzen Tag einem Haasen nachlaufen, des Abends in sein Landhaus zurückkommen, sich am Camine in einen Lehnstuhl hinstrecken, essen, trinken, schlafen, mit einem Worte, er darf nur das thun, was der Haase thut, und nichts mehr; sonst entehrt er seinen Adel und sinkt zu den niedrigen Sitten und der Aufführung eines Bauern herab.

Der Landedelmann ist nicht der einzige, mein lieber Ben-Kiber, welcher auf seine Unwissenheit und seinen Müssiggang Staat macht. Der edle Bürger denkt nichts vernünftiger. Wenn er auch nicht die Wissenschaften ganz und gar verachtet, so betrachtet er sie doch als eitle und unnütze Kenntnisse. „Soll ich mir den Kopf zerbrechen, spricht er, Narrenspossen zu lernen, die ich entbehren kann? wozu dient die Weltweisheit? zu nichts, als die Leute närrisch zu machen. Wenn man gelehrt ist, ist man deswegen reicher, erlangt man eine bessere Gesundheit, kann man lustiger leben? Ganz und gar nicht. Die Gelehrten und Weltweisen sind gemeiniglich Bettler, wie die Mahler, sie sind Krankheiten unterworfen, die ihnen ihr allzugroßer Fleiß verursachet; sie stecken beständig in ihren Stuben, wo sie mit alten Skartequen umringet sind; sie bringen ihr Leben zu, darinnen zu blättern, und nach langen Arbeiten sterben sie eben so arm als sie gelebt haben. Ist das nicht ein glücklicher und beneidenswürdiger Zustand! Man muß sehr thöricht seyn, wenn man dazu verleitet werden soll. Die Gelehrten mögen immer an ihrem Lorbeer nagen, so sehr sie wollen; ich für

meine

meine Person lobe mir eine festere Nahrung: ich wünsche mir vortreffliches Fleisch, gute Rebhühner, delicate Capaunen und ein gut Glas Burgunder. Ich bringe mein Leben an der Tafel zu, wovon ich nicht eher aufstehe, als neues Vergnügen zu schmecken. Ich laufe auf den Bal, ich gehe in die Oper und Komödie, ich singe, ich tanze, ich thue mit einem Worte alles, wovon ich denke, daß es mich auf einige Zeit für dem Verdrusse sicher stellen kann, überhaupt vermeide ich alle Gelegenheit Betrachtungen anzustellen; denn sie könnten mir von ohngefehr eine Melancholie verursachen."

Dieses ist, mein lieber Ben-Kiber, gemeiniglich die Sprache der vornehmen Bürger. Wie bedaure ich sie, daß sie auf eine so niedrige und unbesonnene Art denken. Ich sehe sie an als Schwärmer, die in dem Anfalle ihrer Thorheit kein ander Gut kennen, als was Ihnen ihr Pallast giebt, und die sich einbilden, sie hätten nur einen Sinn, nämlich den Geschmack, und wären der vier übrigen beraubet worden. Giebt es wohl größere, empfindsamere, vernünftigere, lebhaftere und rührendere Vergnügen, als die, welche unser Geist schmeckt, und die ihm allein aufbehalten sind?

Wenn diejenigen Leute, von denen die Gelehrten als Unglückliche und aller Annehmlichkeiten des Lebens beraubte angesehen werden, wenn diese, sage ich, nur einmal die süße Zufriedenheit und heimliche Freude empfinden sollten, die die Wissenschaften verursachen; so würden sie eingestehen, daß sie durch ihr Vorurtheil sol-

chen

chen Blinden gleich werden, die da, als Liebhaber des Weins, behaupten wollten, daß das Saufen der Innbegriff aller Glückseligkeiten sey, und daß man ein rechter Thor sey, wenn man das Sehen als was wichtiges ansähe, weil man doch ohne dieses schon ein Glas zum Munde führen kann. Die Wissenschaften, mein lieber Ben Kiber, sind die Sonne der Seele: diese muß nur durch jene erleuchtet werden, und jeder, dessen Verstand von Finsternissen umnebelt ist, ist tausendmal blinder, als einer, dem das Gesicht von der Geburt an fehlt. Homer sahe ohne Augen alles, die ganze Welt entdeckte sich ihm und sein Genie drang bis in die Tiefe der Hölle.

Wenn der Edelmann in einem so gefährlichen Irrthume steckt, daß er seine Art zu leben für die beste hält und so niedrig denkt, so sind der Officier und überhaupt alle die, welche man zum Militaire rechnet, in einem ähnlichen Falle. Das Leben eines Kriegsmannes im Frieden, ist eine wahre Abbildung des Müßiggangs und der Unthätigkeit. Essen, trinken, schlafen, mit einer angenehmen Dame einen Liebeshandel anspinnen, ohne daß diese Leidenschaft von einer allzugroßen Beständigkeit oder Lebhaftigkeit sollte beschweret werden, dieses sind die Hauptbeschäfftigungen eines Officiers. Er kennt kein ander Glück, als das, wenn er sich Güter erwerben kann, die er mit allen andern Arten von Creaturen gemein hat; er scheint zu befürchten, die Vernunft möchte ihm die Niederträchtigkeit zu erkennen geben, worein er sich stürzt. Er bildet sich ein, ein Mensch, der darüber nachdenkt, daß er nicht ganz

Körper ist, sey ein Rasender, welcher sich alles wirkliche Vergnügen beraubet, um einer betrüglichen Chimäre nachzujagen. Er sieht die Gelehrten für eine Art von Thoren an, die ihr höchstes Gut darinnen suchen, wenn sie gewisse barbarische Wörter zusammen ordnen, oder in aneinander gehefteten Papieren blättern können. „Was kann das für ein Vergnügen seyn, spricht er, wenn man in einem Cabinete eingeschlossen und eingesperrt lebt, wie ein Bär in seinem Lager? Wird das Auge wohl durch die Bände einer Bibliothek so angenehm belustiget, als wie durch einen Kreis von jungen liebenswürdigen Frauenzimmern? Küzelt das Lesen den Geschmack so, als der Champagne? Thut wohl das Papier unserm Gefühle so sanft, als die Haut einer angenehmen Person? Empfindet wohl unser Ohr so viel Vergnügen, von dem Tone, den ein Cirkel macht, wenn er etwa an einen Winkelhaken oder Quadranten stößt, als von den Symphonien des Orchesters und der Oper? Giebt die Dinte im Schreibzeug und der Streusand wohl einen so angenehmen Geruch von sich, als der Ambra, das Eau de Lavandle und der wohlriechende Puder? Traurige Vergnügungen der Gelehrten! Sie haben ganz und gar nichts wirkliches an sich. Kann man es sich wohl einfallen lassen, der eitlen Begierde einige sehr unbrauchbare Sachen zu wissen, das ganze Glück dieses Lebens aufzuopfern?"

Auf diese Art klügelt der Officier, der auf eine ausschweifende Art für seine Unwissenheit und schlummernde Unthätigkeit eingenommen ist. Der Geistliche

liche handelt nichts vernünftiger. Ein Prälat, der funfzigtausend Livres Einkünfte hat, siehet mit Erbarmen und Mitleid auf einen Gelehrten herab, der noch Abends um acht Uhr ganz nüchtern ist, nachdem er den ganzen Tag hindurch studirt hat, und der nicht merkt, daß der Körper die Nahrung nicht brauchen kann, welche der Geist genießet. Die Natur muß ihn also ihre Nothdurft stark empfinden lassen, damit er ihr beyzuspringen suche. Bey diesem sind alle Sorgen auf den Dienst der Seele gerichtet. Der Prälat hingegen beschäfftiget sich blos mit der Sorge für den Körper.

Drey oder vier Kammerdiener kleiden Sr. Eminenz an. Sobald dieselbe erwacht, erhebt Sie sich aus einem Bette, das von Pflaumfedern und Eyderdunen wie ein Grabmaal erbauet ist, woraus sich dieselben alle Tage einmal begeben um zehen oder zwölf Stunden zu leben. Aus dem Bette wirft sich der Prälat in einen großen Lehnstuhl, worinnen er ungestöhrt die Mittagsstunde zu erwarten geruhet. Drey oder vier Stunden bringt er an der Tafel zu, und füllet seinen Magen mit dreyßig verschiedenen Leckerbissen an, womit sich den ganzen Morgen hindurch fünf bis sechs Köche beschäfftiget haben. Die Verdauung greift nunmehr Sr. Eminenz an, dieselben können nach Tische nichts arbeiten, und werfen sich also wieder in ihren Lehnstuhl. Hier schläft er einige Viertelstunden, oder hört den Neuigkeiten zu, die ihm ein paar Geistliche erzehlen, die er mehr zum Vergnügen und Lustigmachen unterhält, als ihm am Altare zu dienen, wo er ohnedem nur einmal im Jahre erscheint.

Nach

Nach halbgeschehener Verdauung wird er von vier großen Laquayen in eine Carosse gebracht, worein sie ihn mit eben so viel Mühe schaffen, als ein paar Kärner eine marmorne Bildsäule auf ihren Wagen laden. Der Prälat fährt hierauf bis zur Abendmahlzeit spatzieren: die Luft hat seinen Apetit rege gemacht und die sanfte Bewegung der Carosse hat die Schwere, welche er in dem Magen fühlte, gehoben. So bald er in seinen bischöflichen Pallast zurück kömmt, findet er wiederum eine aufs prächtigste besetzte Tafel, an welcher er bis zu der Stunde sitzen bleibt, da ihn der Schlaf ins Bette ruft. Er war also zwölf Stunden lang in einer gewissen Schlafsucht und nun fängt er die übrigen zwölf Stunden an völlig zu sterben. Auf diese Art bestehet sein Leben aus einem halben und ganzen Tode. Wenn ein Mensch von dergleichen Charakter aus der Welt geht, kann man alsdenn wohl mit Recht sagen, daß er gelebt hat?

Der Magistrat ist vermöge seines Amts und Standes verbunden die Wissenschaften zu treiben, deswegen sollte er ihren Nutzen einsehen: Allein, er ahmet meistentheils den Prälaten nach. Zufrieden mit den Rechten und Einkünften seiner Charge, bekümmert er sich nicht um das, was sie von ihm erfodert. So ansehnlich auch die Stelle der Magistratspersonen, und so erhaben ihre Pflichten seyn mögen; so ist die Unwissenheit doch überall, als eine epidemische Krankheit, durchgedrungen; sie scheinen sich eine Ehre daraus zu machen, die Wissenschaften

zu

zu verachten, zu fliehen, und sie als eine reiche Quelle des Verdrusses und der Pedanterie anzusehen.

Ein junger Parlamentsrath befürchtet aus einer strafbaren und lächerlichen Schamhaftigkeit, man möchte von ihm glauben, daß er etwa in seinem Cabinette läse. Daher erzehlt er allen seinen Freunden sorgfältig, daß er die meisten Tage an der Tafel, in der Komödie, oder in der Oper zubringe; und wofern er ja manchmal des Morgens nach Hause käme, so geschähe es in der Absicht, seine Freunde zu unterhalten. Es ist doch ganz außerordentlich, daß ein Mensch sich nur alsdenn daran erinnern will, daß er ein Richter ist, wenn er einige Ungerechtigkeiten begehen soll, und daß er nicht eher die Pflichten seines Amts erfüllen will, als in den Augenblicken, da er erröthen sollte sie auszuüben.

Eben diese Magistratsperson wird sich in der Gesellschaft gezwungen hüten, daß ihr nicht etwa ein Ausdruck der Astronomie, Geometrie, Naturlehre u. s. w. entfährt, auch nicht einmal ein Juristenterminus. Ich kenne die Sprache der Chicane ganz und gar nicht, so wird sie sagen, und Gott sey Dank! Ich habe nur zweymal in meinem Leben bey einem Verhöre seyn dürfen.

Es ist nicht unmöglich, daß dieser Mensch, der sich der genauen Kenntniß seines Amtes schämt, nicht kurz darauf sollte das Ansehen haben wollen, als wenn er von dem Metier eines Officiers sehr gut unterrichtet wäre. Er wird sich bald hineinmengen, wenn von Schlachten und Eroberungen geredet wird,

besonders wenn er mit Frauenzimmern in Gesellschaft ist; hierdurch wird er sich ein großes Ansehen zu geben suchen. Ihm fehlt zu einem völligen Petitmaitre weiter nichts als eine Feder auf den Hut und ein rothes Kleid. Ja er ist ordentlich verdrießlich daß er nur in den Manieren thöricht seyn darf, und in der Kleidung noch eine gewisse Art von Wohlstande beobachten muß.

Laß es uns nur gestehen, mein lieber Ben-Kiber, daß der größte Theil der Menschen es nicht verdient, daß man sie für Menschen ansiehet. Es giebt Augenblicke, in denen ich versucht werde zu behaupten, daß es auf der Welt eben so wenig wahrhafte Menschen giebt, als in Frankreich demüthige Gottesgelehrte und recht christliche Aerzte.

Ich grüße dich, mein lieber Ben-Kiber rc.

Sechs und funfzigster Brief.

Der Kabbalist Abukibak an den fleißigen Ben-Kiber.

Das Vergnügen, welches ich, lieber Ben-Kiber, bey Durchlesung deiner Briefe, schmecke, vermehret meine Freundschaft gegen dich täglich. Ich sehe den guten Fortgang mit unendlicher Zufriedenheit, den du in den Wissenschaften machst. Deine Betrachtungen sind richtig, deine Beurtheilungen vernünftig und deine Scherze und Satyren lebhaft und gesalzen. Unterdessen wünschte ich doch, daß du

einige Jahre lang auf Reisen gehen möchtest, um deine Kenntniß der Welt vollkommner zu machen und zu erweitern. Es giebt keine bessere und nützlichere Schule zu Ausbildung der Sitten, zur Bestreitung der Vorurtheile und die nöthige Kenntniß der Menschen zu erlangen, als die Reisen. Man siehet da unaufhörlich Leute, welche verschieden denken und handeln; bey angestellter Vergleichung der mannigfaltigen Gewohnheiten derer Völker, die man durchreiset, gewöhnt man sich über Dinge nicht mehr zu erstaunen, die einem sonst am erstaunenswürdigsten und außerordentlichsten fürkommen: Man erwirbt sich, wenn ich mich des Ausdrucks bedienen darf, einen gewissen skeptischen Charakter der, alle Sachen philosophisch betrachtet, über nichts seinen pedantischen Ausspruch thut, sondern seine Entscheidungen so lange aussetzt, bis uns der Augenschein nöthiget einen Entschluß zu fassen.

Niemand ist so entscheidend in seinem Urtheile, als wer nicht weit aus seinem Vaterlande weggekommen ist: redet man von einem Volke, das er nicht kennet und dergleichen er in seiner Stadt oder seinem Dorfe noch nicht gesehen hat, so stehet er nicht lange an, es lächerlich zu machen. Wenn er nur dreyßig Meilen vom Hause entfernt wäre, so würde er gelernt haben, daß Personen, welche nicht wie seine Mitbürger denken, doch auch die Meynungen andrer vernünftiger Leute haben können.

Man braucht nicht nach Sina zu reisen, wenn man Völkerschaften sucht, deren Gewohnheiten und

Sitten den unsrigen ganz und gar entgegen sind. Wenn einer des Morgens von den Gränzen Frankreichs nach Spanien übergehet, so kommt er des Abends in einem Lande an, wo alles demjenigen ganz zuwider ist, das er verlassen hat. Woher hat er mehr Recht alles zu verwerfen, was ihm außerordentlich vorkommt, als ein Spanier, der nach Frankreich kommt, Recht hat alles zu tadeln, was ihm neu scheint? Wir müssen beyden die Freyheit zu urtheilen in gleichem Grade zugestehen, wenn es so wahr ist, daß es erlaubt sey eine Sache zu verwerfen, weil sie uns nicht gefällt.

Wenn man verschiedne Länder durchreiset ist, so wird man sehen, daß der meiste Theil Gebräuche von verschiednen Nationen an sich nichts gründliches und reelles hat, außer was ihnen die Mode beyleget. Die spanischen Moden kommen den Franzosen ungewöhnlich und übertrieben vor; die französischen scheinen den Spaniern lächerlich zu seyn; unterdessen kann es doch geschehen, daß ein drittes Volk einen beträchtlichen Theil aller beyder annimmt, ob es gleich schwer ist, anderwärts so sehr entgegengesetzte Gebräuche zu finden. Wir wollen zuerst die Verschiedenheit der spanischen und französichen Manieren betrachten, hernach wollen wir untersuchen, ob wir nicht in den Italiänern und Engelländern einen großen Theil derselben vereiniget finden. Ein vortrefflicher französischer Schriftsteller hat eine sehr sinnreiche Vergleichung unter beyden Nationen angestellet. „Der Franzos, spricht er, speißt viel und hurtig; der Spanier sehr wenig und langsam. Der

Fran-

Franzos läßt das Gekochte zuerst auftragen; der Spanier aber den Braten. Der Franzos trinkt Wasser auf den Wein; der Spanier Wein auf Wasser. Der Franzos redet gern über Tische; der Spanier spricht nicht ein Wort. Der Franzos geht auf das Essen spazieren; der Spanier sitzt doch wenigstens, wenn er auch nicht schläft. Der Franzos reitet und geht hurtig durch die Straße: Der Spanier geht allezeit mit gesetzten Schritten. Die Bedienten der Franzosen gehn hinter ihren Herrn her; der Spanier ihre gehen voraus. Wenn der Franzose jemanden zu sich rufen will, so erhebt er die Hand und führt sie gegen das Gesicht; der Spanier läßt die seinige gegen die Füsse sinken. Die Franzosen küssen die Damen beym Eintritt: die Spanier können diese Freyheit nicht vertragen. Die Franzosen schätzen die Gunstbezeigungen ihrer Gebieterinnen nur in so weit, wenn wenigstens auch ihre Freunde darum wissen: die Spanier aber haben kein süsser Vergnügen bey der Liebe, als die Verschwiegenheit. Der Franzos spricht nur von dem Gegenwärtigen: der Spanier von dem Vergangnen. Der Franzos fodert mit tausend demüthigen Worten und Geberden ein Allmosen: Der Spanier aber mit Ernsthaftigkeit und ohne die geringste Niedrigkeit, wo man es nicht gar Stolz nennen könnte. Ist der Franzos in Noth, so verkauft er alles, nur das Hemde nicht: der Spanier verstößt es am ersten und behält seinen Kragen, Degen und Mantel bis auf den äußersten Nothfall. Der Franzos trägt seine Kleider nach diesem Schnitte: und der Spanier nach ei-

nem andern, der mit jenem nichts ähnliches hat, man mag ihn vom Fuß auf betrachten. Der Franzos legt seinen Oberrock ab, wenn er sich schlagen will; der Spanier ziehet noch einen dazu an, wenn er kann. Der Franzos glaubt, es gäbe in Spanien lauter Kröpfe, und macht seine Kinder für einem Spanier zu fürchten, wie für dem Teufel selbst: der Spanier hält alle Franzosen für solche Bettler und Lumpenhunde, als wie sie manchmal in Madrid von den Häschern weggefangen werden, und glaubt, sie wären nur dazu gebohren, daß die Welt über sie lachen sollte" p).

Hier siehst du also, lieber Ben-Kiber, einander ganz entgegengesetzte Gewohnheiten, sehr verschiedne Gebräuche und zuwiderlaufende Denkungsarten. Der Spanier glaubt, der Franzos handle lächerlich; dieser letzte glaubte es wieder von dem ersten. Wer kann das entscheiden? Nehmen wir einen Engelländer oder Italiäner zum Schiedsrichter an, so bin ich versichert, daß jene nicht mit dieser ihren Urtheilen zufrieden seyn werden. Der Engelländer wird einige Dinge bey den Franzosen billigen, viele hingegen verwerfen und gegen den Spanier sich eben so aufführen. Er wird so langsam speisen, wie dieser; aber auch so viel wie der Franzos. Er wird mit einer spanischen Dreistigkeit um ein Almosen bitten; aber auch den Oberrock ablegen, wie der Franzos, wenn

p) In des la Mothe la Vayer Contrariete des Hümeurs, im I Theil S. 168 seiner Werke.

wenn er sich duelliren will. Er wird den Spanier und Franzosen mit gleicher Verachtung ansehen; nur die einzige Sache worinnen er gänzlich ihrer Meynung ist, werden die Vorurtheile seyn, worinnen beyde über ihr Bisgen Verdienste stecken.

Will man aus der Verwirrung kommen, worein uns die Vorurtheile des Engelländers versetzen, und seine Zuflucht zu dem Italiåner nehmen, so wird man noch verwirrter. Dieser vierte Mann nimmt einige Gebräuche derer drey andern an, und verwirft viele andere. Er erklärt sich für den Aberglauben des Spaniers und für die Sclaverey, worinn dieser seine Weiber seufzen läßt. Er billiget überhaupt die kluge Vorsicht, sich mit einem Panzerhemde zu versehen, wenn es darauf ankommt einen Feind oder Nebenbuhler anzugreifen; aber er macht sich über die Grandezze des Spaniers lustig. Er ist über Tische eben so aufgeräumt, wie der Franzose, ja noch gefälliger als dieser. Sucht er etwas zu erhalten, so kommen ihm die Wörter Monsignor und Excellenz nicht theuer zu stehen; er verschwendet sie eben so häufig, wie seine Reverenzen, Verbeugungen und Complimente. Er billiget das arbeitsame Leben des Franzosen, treibt die Künste, legt sich auf den Handel und sieht die Faulheit für ein Laster an, und die Armuth als den höchsten Grad des Unglücks und als den niedrigsten und verachtungswürdigsten Stand von der Welt.

Wie kann man, lieber Ben-Kiber, nun die Güte und Nutzbarkeit eines Gebrauchs entscheiden, wenn

man nach denen in der Jugend gefaßten Vorurtheilen und nach den Meynungen seiner Landesleute darüber urtheilet? Hier sind vier verschiedne Nationen, welche gewisse Gebräuche billigen und mißbilligen. Sie glauben alle, daß ihre Denkungsart die vernünftigste sey: wenn ich mich also zum Vortheile der Meynungen und Gebräuche einer Nation entschliessen will, so muß ich ein ander Mittel erwählen, als die Entscheidung eines gewissen Volkes ist; denn ich würde beständig im Zweifel bleiben. Das einzige, was mir übrig ist, ist, daß ich mich meiner Vernunft bediene; aber wird mich diese Vernunft nicht auch betrügen, wenn ich sie nicht zuvor in Stand setze, frey zu urtheilen; wenn ich nicht die Fessel zerbreche, worunter sie seufzet? Und wie soll ich sie zerbrechen? Indem ich mich über die gemeinen Vorurtheile hinaussetze, indem ich ein Mißtrauen in alle die Gebräuche setze, welche meine Mitbürger als heilig ansehen, indem ich mit einem Blicke alle verschiednen Nationen übersehe, und ihre guten Sitten annehme, hingegen die ich für böse erkenne, verwerfe. Bin ich ein Spanier, und komme ich nach Frankreich, so bewundere ich den Fleiß dieser Einwohner, ihre Höflichkeit, ihre Gesprächichkeit. Ich verwerfe ohne Ausnahme die hochmüthige Unthätigkeit und lächerliche Eitelkeit meiner Landesleute; um destomehr billige ich aber ihre Enthaltsamkeit, Verschwiegenheit und Standhaftigkeit. Der Muthwille der Franzosen, ihr Leichtsinn und ihre wenige Sorgfalt ein Geheimniß zu verschweigen, lehrt mich die guten Eigenschaften der Spanier erkennen. Ich lasse dem Verdienste

dienste überall Gerechtigkeit wiederfahren, wo ich es antreffe, und verdamme eben so streng das Laster. Eine jede Nation, unter die ich mich begebe, bildet meine Sitten, läßt mich neue Tugenden erkennen oder stellt sie mir in einem größern Glanze vor, den ich zuvor nicht gewahr wurde; sie zeiget mir auch das ganze Lächerliche an verschiednen Dingen, die ich zuvor gleichsam durch einen Flor betrachtete, welcher mir das Falsche und Ungereimte halb verdeckte. Also nehmen meine Kenntnisse mit den Reisen zu. Der Grad meiner Erfahrenheit hängt also einigermaßen von der Entfernung aus meinem Vaterlande ab und von der kürzern oder längern Zeit, die ich anwende, mich davon zu entfernen.

„Indem ich von Hause abreisete, wird ein vernünftiger Reisender sagen, so war ich wie Achilles heftig, hitzig, von Eitelkeit eingenommen und glaubte, nur ich und meine Landsleute besäßen Genie und Tapferkeit. Nun bin ich wie Ulysses. Ich habe verschiedne Länder durchreiset, ich habe mancherley Völker gesehen, ich liebe die Wissenschaften, ich weis, daß ein Mensch nicht eher wahrhaftig zu verehren ist, als wenn er sich der Gesellschaft nützlich machen kann. Ich betrachte alle Sterbliche als Kinder einer Gottheit; welche alle gleich durch die Mittel zu denken, zu überlegen, Folgen zu machen, erhalten haben, und ich lache über die thörichte Meynung, worinnen ich sonst steckte, daß das wahre Verdienst nur in den Grenzen meines Vaterlandes eingeschlossen sey. Ich erkenne endlich, daß man weit mehr lernt,

wenn man die verschiednen Charactere der Menschen studieret, als aus der zahlreichsten Bibliothek.“

Dieses ist, mein lieber Ben-Kiber, eine Wahrheit, die man nicht in Zweifel ziehen kann. Redende Beyspiele machen auf unsern Geist einen viel stärkern Eindruck, als die treffendsten Züge, die wir in den besten Büchern finden. Die alten Weltweisen haben fast ihr ganzes Leben mit Reisen zugebracht.

Plato q) war schon bey Jahren, da er von seinen langen r) Reisen zurückkam. Pythagoras und

q) Hinc annum vicesimum aetatis agens, Socratem audiuit. Illo decedente, Cratylo Heracliti discipulo et Hermogeni Parmenidis Philosophiam tuenti, operam dedit. Deinde cum esset annorum triginta, vt ait Hermodorus Megara, se ad Euclidem cum aliis aliquot Socraticis contulit. Hic Cyrenem profectus, Theodorum Mathematicum audiuit, atque in Italiam ad Pythagoricos Philolaum, atque Eurytum concessit. Ab his se in Aegyptum ad Prophetas Sacerdotesque recepit, etc. Diog. Laertius de vita Philosoph. Lib. 3. pag. 119 in vita Platonis.

r) Hic (Pythagoras) vt supra diximus, principio quidem Pherecidem audiuit Syrum. Post eius vero obitum profectus in Samum Hermodamanti iam seni, Creophili nepoti, se in disciplinam dedit. Cum autem esset iuuenis addiscendi studiosissimus Patriam linquens, cunctis fere Barbaris, Graecisque misteriis initiatus est. Denique Aegyptum petiit, quo tempore Polycrates Amasidi per epistolam illum commendauit, illorum linguam, vt Antipho tradit in eo libro quem de his

und Demokrit [s]) begaben sich in die entferntesten Länder, um ihre Kenntnisse zu erweitern. Diese weisen Männer suchten unter den Menschen selbst die Menschen zu studiren: sie betrachteten sie in allen Ständen in allen Auftritten des Lebens, in allen Ländern und verschiednen Himmelsstrichen, wie es geschickte Chymisten machen, die von der Güte ihres Elixirs nicht eher den Ausspruch thun, bis sie in verschiednen Fällen die Probe gemacht haben, ob seine Kraft zu oder abnimmt.

Daß aber, lieber Ben-Kiber, so wenig Leute Nutzen von ihren Reisen haben, davon liegt die Ursache darinn, weil sie die Beyspiele der alten Weltweisen nicht nachahmen wollen. Wenn sie die verschiednen Völkerschaften durchwandern, so sind sie mehr bemüht, zerbrochnen Marmor, Ruinen und moderne

his qui in virtute principes fuere scripsit, edidicit, atque apud Chaldaeos conuersatus est magis. Idem Lib. 8. p. 329. in vita Pythag.

s) Demetrius autem in aequiuocis, et Antisthenes in successionibus tradunt, illum (Democritum) in Aegyptum contendisse ad Sacerdotes, Geometriam percepturum, et in Persidem ad Chaldaeos atque ad rubrum mare. Non defuerunt qui dicerent et Gymnosophistas in India congressum esse atque in Aethiopiam venisse; cumque tertius esset frater, diuisisse substantiam, minoremque portionem, quae erat in pecunia sibi elegisse, qua illis in peregrinatione opus erat, hoc illis dolo factum arbitrantibus. Id. ibid. Lib. 9. pag. 375. in Vita Democrit.

moderne Palläste zu besehen, als Männer von Verdiensten. Thörichte Leute, die da nicht erkennen, daß, wenn man nur Steine sehen will, man nicht erst nöthig hat aus dem Orte wegzureisen, wo man sich so eben aufhält. Es wäre gut für sie, wenn sie so kluge Reisegefährten hätten, wie Toxaris war, der seinem in Athen neu angekommnen Freunde Anacharsis nicht nur diese Stadt, sondern ganz Griechenland in der einzigen Person Solons zu zeigen versprach. Wenn ich nach Paris käme, mein lieber Ben Kiber, und du liessest mich den Herrn Fontenelle oder Maupertuis sehen, so würde ich von dir nicht erst verlangen, daß du die Zeit vergeblich zubringen, und mir die Palläste, Gärten und öffentlichen Plätze der Stadt zeigen solltest.

Lebe wohl! Ich grüße dich, mein lieber Ben-Kiber.

Sieben und funfzigster Brief.

Der Gnome Salamankar an den weisen Kabalisten Abukibak.

Meine nothwendigen Reisen, weiser und gelehrter Abukibak, haben mich verhindert, so oft an dich zu schreiben, als ich es wünschete. Ich mußte unsre unterirrdischen Wohnungen verlassen, und einen Theil von Europa durchwandern. Mein bester und vertrautester Freund, der Gnome Abimanar bat mich an seiner Statt alle italiänische, teutsche, spanische und portugiesische Minen zu besuchen; diese

diese Gefälligkeit konnte ich ihm nicht abschlagen. Die Liebe, welche er zu einer Schönen in Paris trägt, hält ihn daselbst zurück. Seit verschiednen Jahren erscheint er in dieser Stadt unter der Gestalt eines reichen teutschen Herrn. Die Schönheit aber, welche ihn besiegt hat, ist eine Hofdame, die zwar jung, geistreich und aufgeweckt, zugleich aber auch buhlerisch, verschmitzt und verschwenderisch ist. Ich habe ihrer Aufführung einige Tage lang zugesehen; und fand Ursache genug die Blindheit meines Freundes zu beklagen, weil er eine Person vergöttert, die in ihm nur seine Schätze und Reichthümer liebet. Was kann wohl ein zärtliches Herz für Vergnügen schmecken, wenn es weiß, daß es keinen Theil an dem Herzen seiner Gebieterinn hat? Ein Liebhaber, der die Gunstbezeigungen nur um einen sehr hohen Preis erhält, genießt eine Schöne, auch indem er sie besitzt, nicht einmal.

Die Güter der wahren Liebe lassen sich nur durch Seufzer erkaufen; was man schon mit Golde bezahlt, das sind Früchte des Rausches oder der Unverschämtheit. Ein Schäfer, der in den Armen seiner Phillis tausend Küsse auf ihren schönen Lippen einsammelt, die ihm nur eine kleine Sorgfalt und einige Blumen kosten, ist in der That glücklich. Aber ein Financier, welcher mit seiner Schönen auf einem samtnen Lager ruhet, hat das Schicksal des Tantalus; mitten im Strome des Vergnügens, kann er doch keins genießen, weil ihn immer ein beunruhigender Gedanke daran verhindert und mißvergnügt

vergnügt macht. Will er sich der Gelegenheit bedienen, so merkt er, daß er sie seinen Schätzen zu verdanken hat, er sucht die Liebe, und sie fliehet doch weit von ihm; an statt derselben siehet er nichts als Geiz, Schwelgerey, Eigennutz und Verschwendung und in denen Augenblicken, die das Glück wahrhaftig Liebender auf den höchsten Gipfel zu bringen im Stande sind, ist er kaum halb vergnügt.

Ich begreife nicht, weiser und gelehrter Abukibak, wie es möglich ist, daß einer, der nicht der Vernunft ganz und gar beraubt ist, sich an eine Cokette machen kann. Wenn man nur liebt um geliebt zu werden, und wenn die Liebe nur durch Liebe vergolten wird, was kann man wohl für ein Vergnügen in einer Verbindung schmecken, wo keine Gegenliebe ist? Eine Schöne, die den Liebhaber nur deswegen erhöret, weil sie Vortheil von ihrer Zärtlichkeit haben kann und ihre Goldbörse vermehren soll, gleicht einem Soldaten, der im Solde steht und nur deswegen dient, um genau bezahlt zu werden. Der Ruhm ist ihm unbekannt, er ist entweder wahrhaftig tapfer oder ein Großsprecher, je nachdem man ordentlich in Bezahlung desjenigen ist, was man ihm ausgesetzt hat. Mit einer Cokette gehet es eben so; sie ist um so viel zärtlicher und gerührter, je freygebiger und großmüthiger ihr Liebhaber sich bezeiget. Höret er auf nutzbar zu seyn, schmeichelt er ihrer Eitelkeit nicht mehr, vergnüget er ihren Geiz, ihre Verschwendung nicht mehr; so höret sie auf liebenswürdig zu seyn, oder wenigstens ist sie es nicht mehr für

ihn. Sie quält ihn mit einem melancholischen Stillschweigen; sie betrübt ihn durch verächtliche Blicke und bisweilen geht sie so weit, daß sie ihn durch beissende Spöttereyen und durch solche Scherzreden zu beleidigen sucht, denen man vielmehr den Namen der Beschimpfungen geben könnte. Kaum erinnert sie sich, daß sie ehemals gegen diesen Menschen nicht nur eine besondre Achtung; sondern gar manchmal Schwachheiten bezeigte, den sie doch itzt so niederträchtig hält. So bald als er ihr nicht mehr dienen kann, hat sie auch das Andenken von allem verlohren, was zwischen ihnen vorgefallen ist.

Eine Cokette vergißt nichts leichter, als die Gunstbezeigungen, die sie sonst einem Liebhaber zugestanden hat und dessen sie sich itzt entledigen will. Ein Liebhaber, mit dem man ordentlich bricht, ist oft noch weniger zu beklagen, als ein andrer, mit dem man noch einige Nachsicht hat, der aber anfängt zur Last zu werden und von welchem man sich doch gern loß machen will, wenigstens weiß doch der erste, woran er ist.

Frauenzimmer, deren Herz derjenige erhält, welcher ihrer Eitelkeit am meisten schmeichelt und ihnen Mittel verschafft ihre wunderlichen Einfälle zu vergnügen, schonen sehr oft einen alten Liebhaber nicht seiner Person wegen; sondern aus Furcht einem neuen Anbeter den Appetit zu verderben: Denn dieser könnte sich vielleicht an der schlechten Begegnung gegen seinen Vorgänger ärgern und wohl gar denken, daß ihm ein gleiches Schicksal bevorstünde.

Es

Es ist lustig genug, daß die Hälfte derjenigen Liebhaber, welche die Coketten noch einigermaßen schonen, ob sie gleich schon halb mit ihnen gebrochen haben, diese kleine Achtung nur ihren Nebenbuhlern zu verdanken haben, und daß der einzige Trost, den sie in ihrem Unglücke haben, von eben der Seite herkommt, welche ihr Unglück verursacht.

Der Wohlstand, welchen manchmal ein Frauenzimmer gegen eine Person gezwungen beobachten muß, die sie doch nicht mehr liebt, ist die härteste Probe, wobey man seine Politesse und Verstellungskunst anbringen kann. Einem Liebhaber völlig Abschied geben und es ihm förmlich zeigen, dieses ist eine sehr leichte Sache: hierzu gehört nur Unverschämtheit und Dreistigkeit; diese Eigenschaften sind den Buhlerinnen angebohren. Aber einem Menschen schmeicheln, den man haßt und den man zu verlieren wünscht, seine Vorwürfe aushalten, sich genöthiget sehen ohne Unterlaß seine Klagen anzuhören, ihm nicht sagen dürfen, daß man darüber verdrüßlich ist, dazu gehört eine Stärke der größten Machiavellisten. Sehr oft ist es solchen Coketten fehl geschlagen, die gleichwohl ihr Handwerk zwanzig Jahr lang getrieben haben; die Lebhaftigkeit hat über die Verstellung die Oberhand behalten; sie haben wider Willen gesprochen und sich in Gefahr gesetzt zu gleicher Zeit den alten und neuen Liebhaber zu verlieren.

Ich habe, gelehrter und weiser Abukibak, in einem Gespräche, wovon ich ein Zeuge war, es mit ange-

angehört, wie weit die Verlegenheit eines Frauenzimmers geht, welche mit einem Liebhaber zu brechen sucht und welche Ursache zu haben glaubt ihn mit einer feinen Art zu verabschieden. Als ich mich eines Tages in einer Straße zu Paris befand, so war ich neugierig das Innerste eines Pallastes zu sehen, welcher mir sehr schön vorkam. Ich machte mich unsichtbar und wanderte durch alle Zimmer. Am Ende einer Gallerie kam ich an eine verschlossene Thüre, hier guckte ich durch das Schlüsselloch und sahe einen Saal, worinne sich zwo Frauenzimmer befanden. Die eine lag auf einem Sopha, die andre, welche ein Kammermädchen zu seyn schien, saß neben ihr. Da ich ein kleines Geräusch machte, als ich mich der Thüre näherte, so machte sie dieselbe auf um zu sehen, ob sie jemand behorchete. Ich machte mir diese Gelegenheit zu Nutze und schlich mich in den Saal. Das Kammermädchen verschloß die Thüre wieder, „Madame, sagte sie hierauf zu ihrer Gebieterinn, es ist niemand da, und Sie können versichert seyn, daß man nicht daran denkt uns zu behorchen. Monsieur Popinart denkt wirklich nicht an uns, er ist bemüht seine Rechnungen in Ordnung zu bringen; und es ist wahrscheinlich, daß Sie ihn nicht eher sehen werden, als bis des Abends um acht Uhr.„

Ach! meine liebe Huguette, antwortete die Dame, ich wünschete wohl, daß mich dieser verzweifelte Financier ganz und gar vergäße. Wenn du wüßtest, wie sehr er mir zur Last ist, du würdest mein Schicksal beklagen; dieser Unmensch ist mir nur zum

Verdrusse. Die Hälfte des Tages beschwert er mich mit seinem abgeschmackten Wesen und bestürmet mich mit seinen ungestümen Anfoderungen der Zärtlichkeit. Daß er doch zu meinem Glücke nicht so unbeständig ist; als er sich rühmt mir getreu zu seyn!

„Es scheint mir, versetzte die Vertraute, daß Sie nicht immer so gedacht haben: Ich weiß die liebe Zeit, da Sie in Furcht waren, Herr Popinart möchte untreu werden. Sie schienen unruhig zu seyn, wenn er einen Tag ohne Sie zu sehen zubrachte. Ihre Augen versicherten oft, daß er Ihnen lieb wäre. Sie sahen ihn gern, Sie redeten gern mit ihm, wenigstens schien mir es so. Durch was für einen Zufall oder aus was für Ursache haben Sie denn auf einmal ihre Meynung geändert? Herr Popinart ist doch immer noch der nämliche; er ist eben so zärtlich, reich und freygebig.„

Ich gebe das zu, was du sagst, antwortete die Dame, aber ich finde itzt an einer andern Person, die ich wahrhaftig liebe, alle die Eigenschaften, welche mich zu dem Entschlusse brachten eine Liebe zum Herrn Popinart zu erdichten. Du hast zu viel Einsicht, als dir einzubilden, daß ich wirklich einen Geschmack an ihm gefunden hätte. Eine Frau von meinem Stande und Geburt leidet allemal darunter, wenn sie bedenkt, daß sie einen Financier zum Liebhaber hat. Zehnmal wurde ich des Tages über meine Gefälligkeit roth, aber zu meinem Troste überlegte ich, daß sie mir sehr vortheilhaft wäre. Ich legte die Schande, den Herrn Popinart anzuhören,

und den Nutzen, den mir seine Zärtlichkeit brachte, in eine Wage, endlich fand ich, daß der Vortheil über den Wohlstand den Ausschlag gab. Wenn ich einen andern Liebhaber hätte, dachte ich, so würde ich in eine große Verlegenheit gerathen, da das Geld, welches mir mein Gemahl giebt, kaum auf den vierten Theil meiner Ausgaben steigt. Ich müßte mich also entschließen, entweder nicht um einen so hohen Preiß zu spielen; oder meinen Staat zu verringern. Dieser einzige Gedanke quält mich noch mehr, als der, einen Financier anzuhören. Wir wollen also aus zwey Uebeln das kleinste erwählen; und uns von dem Herrn Popinart lieben lassen. Siehst du meine liebe Huguette, wie ich mir die Sache überlegte, fuhr die Dame fort; aber nunmehr hat sich die Scene verändert. Ein sehr reicher Liebhaber und der von hoher Geburt ist, zugleich eine der höchsten Ehrenstellen im Königreiche begleitet, mit einem Worte, ein Erzbischof bietet mir sein Herz und die Hälfte seiner erzbischöflichen Einkünfte an; er will auch noch die Renten einer Abtey hinzusetzen. Urtheile also, ob ich noch den Herrn Popinart behalten soll. Ich wollte, daß er etliche tausend Meilen von mir wäre; unterdessen getraue ich mich doch nicht es ihm öffentlich zu zeigen, daß ich ihn nicht leiden kann.

„Ihr Zustand ist bey weitem nicht so verwickelt, Madame, antwortete die Kammerjungfer, als wie Sie glauben. So bald als Sie der geistlichen Einkünfte werden wohl versichert seyn, so danken Sie dem Herrn Popinart für seine Geschenke, und lassen

ihn ohne viele Complimente laufen. Dieses wird ein verdienstvolles Werk seyn; denn teutsch zu reden, so ist es besser, daß sie sich lieber auf Unkosten eines Geistlichen vergnügen, als auf die Unkosten des Volks, weil jede Kostbarkeit, die Ihnen Herr Popinart schenkt, die Frucht einer Betrügerey ist. Sie wissen, auf was für Art sich die Zollpachter bereichern; allemal mit dem Ruine der Armen.„

Ob ich gleich nicht so gewissenhaft bin, wie du, versetzte die Dame lächelnd, so fühle ich doch allzuwohl, daß, da Herr Popinart seine Güter nicht rechtmäßig erwirbt, ich ihn nicht noch mehr anfrischen muß, Leute ins Unglück zu stürzen; aber endlich Huguette, wie soll ich denn mit ihm brechen? Du giebst mir da einen schlimmen Rath, wenn du sprichst, daß ich es so geradezu thun soll. Wenn er es nun ausbreitet, wenn er sich beklagt, wenn er sich untersteht der ganzen Welt zu sagen, wie vertraut er mit mir gelebt hat, was wird man von meiner Aufführung denken? Was werden nicht hundert Frauenzimmer von mir ausstreuen, welche keine Gelegenheit vorbey lassen, mir Uebels nachzureden? Wie sehr werden sich nicht viele Leute vom Range über mich lustig machen, die ich verachtet habe? — Da seht doch, werden sie sagen, diese dreuste Marquisinn! Sie verachtete uns, und Herr Popinart hatte allein das Recht ihr zu gefallen. Nun wissen wir die Ursachen, wornach sich ihr Geschmack richtete. Sie geht aufs Gründliche; sie liebt die goldnen Schmeicheleyen; und nun dürfen wir uns nicht mehr über die

unmäßig

unmäßig hohen Spiele wundern, die sie diesen ganzen Winter über machte. Der Verlust betraf nicht ihr Vermögen: Man kann den größten Verlust gar leicht wieder ersetzen, wenn man die Erlaubniß hat aus den Chatoullen eines Finanzpachters zu schöpfen. — Siehst du, diese Reden befürchte ich, und wenn sie meinem neuen Liebhaber zu Ohren kommen, so würde er vielleicht kaltsinnig werden. Ich will, wenn es möglich ist, daß er es niemals erfahre, daß ich einem Financier Gehör gegeben habe.

Glauben Sie denn, antwortete das Kammermädchen mit einer sinnreichen Art, daß der Herr Erzbischof nichts davon weiß, daß Popinart sich mit Ihnen verstanden hat? Bey meiner Treu, Madame, erlauben Sie mir Ihnen zu sagen, daß Sie sich dadurch eben so wohl betrügen, als wenn Sie denken, daß diese süßen Herren, deren Reden Sie so sehr befürchten, itzt auf Ihre Rechnung schweigen. Man müßte sehr tumm oder unerfahren seyn, wenn man noch nichts von ihrem Liebeshandel erfahren hätte. Wenn Sie mich auch noch nicht zu ihrer Vertrauten gemacht hätten, so versichere ich Sie, daß ich die Sache schon leicht gemerkt hätte. Es ist unmöglich, daß die Personen, welche Sie den halben Tag lang unter dem Vorwande eines Besuchs zu erforschen kommen, nicht sollten sogleich die Wahrheit errathen haben.„

Du betrügst dich, Huguette, sagte die Dame; es ist schwerer als du denkst, so genau zu wissen, ob ich mit dem Herrn Popinart gut stehe. Wenn du Achtung auf meine Aufführung gegeben hast, und

wenn du mir in die Gesellschaft nachfolgen könntest; so würdest du vielmehr das Gegentheil glauben. Da würdest du sehen, wie ich manchmal dem Herrn Popinart mit Verachtung begegne, und besondre Unhöflichkeiten anthue, ohngeachtet ich ihm einen Augenblick zuvor die Hand drückte. Die, welche es mit ansehen, mit was für Hoheit ich mich in einigen Augenblicken betrage, und hingegen das nicht muthmaßen, was ich in einigen andern thue, unterlassen nicht zu sagen: Die Marquisinn kann den Popinart nicht ausstehen, ausgenommen in so weit als ein Frauenzimmer nicht böse wird, wenn man sie für liebenswürdig hält; vielleicht leihet sie ihm auch manchmal Geld: Aber der arme Teufel, bey ihren Louisdoren wird er es auch treffen! Wenn das ist, so hält sie ihn für ihren Sclaven. Die Marquisinn ist gar nicht seine Partie, sie besitzt zu viel Eitelkeit. Dieser Mensch muß ein großer Thor seyn, daß er die Verachtung erträgt, womit man ihn überhäuft. — Dieses ist die Sprache, welche man bis itzt in den Gesellschaften führet; oder wenigstens weiß man doch nichts gewisses. Da es unterdessen geschehen könnte, so muß ich mich gänzlich von einem Menschen loß zu machen suchen, der mir unerträglich ist.

Auf diese Worte, weiser und gelehrter Abukibak, gieng die Marquisinn aus dem Saale: ihr Kammermädchen folgte ihr; und ich setzte meine Reise fort.

Ich grüße dich in und mit Jabamiah.

Acht und funfzigster Brief.

Der Sylphe Oroinasis an den Kabballisten Abukibak.

Ich schrieb dir vor einiger Zeit, weiser und gelehrter Abukibak, daß ich mir Rechnung machte in das Cabinet des Generals der Jesuiten zurück zu kehren. Gestern kam ich dahin, ich machte mich unsichtbar, trat hinein und stellte mich neben ihm. Er war über der Arbeit einiger Briefe: Ich nahm mir vor, sie ihm wegzunehmen, so bald er sie würde geendiget haben; indem ich nicht zweifelte viele Dinge darinnen zu finden, die mir die geheimen Triebfedern der Staatsklugheit dieser Gesellschaft entdecken würden. Ich verabsäumte nicht eine günstige Gelegenheit zu finden, da ich meine Neubegierde befriedigen könnte; man sagte dem General, daß ihn ein Cardinal zu sich bitten ließe. So bald er sein Cabinet verlassen hatte, so bemächtigte ich mich zweener Briefe, die schon zugesiegelt waren, und welche ich in den Lüften erbrach. Ich hatte nicht Ursache mich die Mühe dauern zu lassen, welche mir das Vergnügen bey Durchlesung beyder Briefe ersetzte. Hier ist der Innhalt von dem ersten:

Brief des Generals der Jesuiten an den Rector zu Lion.

Ehrwürdiger Pater!

Ich kann Ihren Eifer für die Gesellschaft nicht gnug loben. Ich bewundre Ihre Weisheit und

Klugheit; man kann eine Sache nicht feiner ausführen, als wie die, welche Sie zu Stande gebracht haben. Ich kenne alle die Schwürigkeiten, welche sich da zeigen, wo man einen geizigen Alten so weit bringen soll, seine Güter fahren zu lassen; überdies hatten Sie bey der Donation, welche Sie durch diesen reichen Gerichtsschöppen unserm Collegio zu Lion ertheilen ließen, nicht nur den Geiz des Donators zu bekämpfen; sondern auch alle die Hindernisse, welche Ihnen die Geldbegierde verschiedner Anverwandten in Weg legte, die mit Ihnen einerley Absichten hatten und sich der Güter zu bemächtigen suchten, von denen Sie unsre Gesellschaft so glücklich in Besitz gesetzt haben.

Ich bewundre die List, deren Sie sich bedienten, den Ihnen so fürchterlichen Neveu in dem Herzen seines Onkels verdächtig zu machen. Sie hatten Recht, da Sie ihm die Religion absprachen und ihn des Atheismus anklagten. Dergleichen Vorwürfe machen einen Menschen über kurz oder lang verhaßt, unsre Patres können dieselben nicht gnug wider diejenigen anbringen, die sie verhaßt machen wollen; überhaupt, wenn sie jemanden bey Leuten von einem gewissen Alter wollen verdächtig machen, so müssen sie ihn für einen Menschen ausgeben, der keine Religion hat, denn sie können hernach leicht das zur Sünde machen, wenn man so einem viele Güter hinterlassen wollte, der doch einen bösen Gebrauch davon machen würde. Ein Alter, der bey dem blossen Namen des Fegefeuers zittert, enterbet viel lieber

der alle seine Enkel, als daß er sich in Gefahr setzen sollte ein Tausend Jahr darinnen zuzubringen. Man darf ihm auch nur den offnen Höllenrachen zeigen, wenn man ihn noch mehr in Furcht jagen will. Wozu hülfe uns auch das Ansehen, welches wir über die Gewissen erhalten haben, wenn wir uns ihre Unruhen nicht geschickt zu Nutze machen wollten?

Ich rathe also Ihro Wohlehrwürden, bey der alten Magistratsperson auf eben die Art zu verfahren, die Sie in ihrer völligen Gewalt haben, wie bey dem Gerichtsschöppen; nur muß man bey dem Verfahren auf seiner Hut seyn, und bedenken, auf was für Art Sie die Gesellschaft in den Besitz dieses Erbes setzen wollen. Es scheint mir etwas gefährlich, wenn es vermittelst eines Testaments geschehen sollte; denn da diese Magistratsperson, wie Sie anmerken, in dem Parlamente zu Paris verschiedne nahe Anverwandten hat, so könnten sich diese wohl im Voraus wegen der Cassation der Donation und des Testaments in Sicherheit setzen. Man müßte ihn vielmehr dahin bringen seine Güter zu veräussern, die Ländereyen zu verkaufen und Ihnen das Geld dafür in die Hände zu liefern, indem man ihm zugleich verspräche, daß er, so lange er lebte, Herr von seinem Gelde bliebe und es wieder fodern könnte, so bald er wollte und Sie hätten es nur in Deposito. Sie wissen, daß dieses kluge Mittel in verschiednen Fällen vielen von unsrer Gesellschaft sehr nützlich gewesen ist. Erst neulich übermachte ein Bürger zu Narbonne unserm Rector zwölf tausend Livres. Ein

andrer Jesuit fand vor einigen Jahren das Mittel von zweyen seinen Beichtkindern eine ansehnliche Summe zu erhalten, damit er ein Landhaus kaufen konnte, indem er ihnen die Interessen auf ihre Lebenszeit richtig zu zahlen versprach, und nach ihrem Tode wollte er das Geld dazu anlegen, Seelmessen für sie zu lesen.

Sie wissen, daß die Obergerichte viele Befehle haben ergehen lassen, welche uns nöthigten die Erbschaften wieder herauszugeben, die man uns zum Schaden der nächsten Anverwandten übergab. Das einzige Parlament von Provence hat in dergleichen Fällen fünf oder sechsmal wider uns gesprochen [t]), und das von Paris ist noch mehrmal so übel mit uns umgegangen. Die Klugheit erfordert also, daß man sich auf alle Vorfälle in Sicherheit setze, und daß wir unsern grausamsten Feinden nicht trauen. Es ist Ihnen nicht unbekannt, daß wir drey Viertel der Magistratspersonen, die die Obergerichte ausmachen, dafür anzusehen haben; die Parlamenter sind seit langer Zeit der Gegenstand unsers Hasses [u]). Bisher haben

t) Siehe die Sammlung der Arrets de Boniface.

u) Als ich diesen Brief ausarbeitete, so schien es als wenn ich die Zukunft vorausgesehen hätte, nämlich daß man über kurz oder lang denen Parlamentern die richterliche Gewalt über die Civilangelegenheiten der Jesuiten entreissen würde. Ich habe mich in meinen Muthmaßungen nicht betrogen: Man hat diese Gerichtshöfe ihrer Jurisdiction beraubet, und die Rechtshändel der Gesell-

haben wir uns vergeblich bemühet sie zu stürzen; aber über kurz oder lang werden wir ihr Ansehen zernichten.

Gesellschaft werden allein für dem hohen Staatsrathe betrieben. Ist es wohl erlaubt, daß man die besten Reichsgrundgesetze verletzt, daß man die ehrwürdigsten Gerichtsordnungen umkehret, und den erhabensten Tribunalen ihre Rechte benimmt aus Gunst gegen einige elende Mönche, welche seit ihrer Errichtung in Frankreich sich durch empfindliche Wunden bekannt gemacht haben, die sie dem Reiche unter jeder Regierung beybrachten. Unter Heinrich III. conspirirten sie mit andern Orden zum Besten der Aufrührer; es kam nur auf sie an, daß Frankreich den Spaniern überliefert werden sollte. Unter Heinrich IV. wollten sie diesen guten König, diesen Vater seines Volks, diesen so liebenswürdigen Monarchen umbringen. Ihre Verbannung aus Frankreich und die Bestrafung des Pater Guignard sind deutliche Proben davon, welche sie dessen zu ewigen Zeiten überführen werden. Unter Ludwig XIII. fiengen sie an die geschicktesten Leute zu verfolgen, die jemals in Frankreich gewesen sind, dadurch legten sie den Grund auf den sie die Verbannung der vorgegebnen Ketzerey des Jansenismus baueten. Unter Ludwig XIV. thaten sie Frankreich mehr Uebels an, als jemals die Triumviri der Stadt Rom. Sie unterdrückten die rechtschaffensten Leute, mißbrauchten die Redlichkeit und Frömmigkeit des Monarchen, bedienten sich des Vorwandes der Religion um unermeßliche Güter zu erlangen und kehrten den Staat um; sie raubten ihm einen Theil seiner Reichthümer und Kräfte, da sie ohne Schuld und Ursache die

nichten. Man muß beständig die Bischöfe und Geistlichen gegen sie aufwiegeln, die Autorität des römischen

---

die Protestanten vertrieben, zu einer Zeit, da es notorisch bekannt war, daß der König keine getreuern Unterthanen hatte, und da eben so wenig ein Religionskrieg zu befürchten war, als ein Einfall vom großen Mogol. Heut zu Tage suchen sie das Reich ganz und gar zu untergraben, nachdem sie es so oft geschwächt haben. Nicht zufrieden, daß sie die tugendhaftesten Prälaten abgesetzt und ins Elend vertrieben haben, so verfolgen sie auch noch mit einer mehr als tollen oder vielmehr teuflischen Wuth alle diejenigen, welche in ihren Gedanken der Meynung sind, wie die berühmten Einsiedler, welche in dem Hause zu Port-Royal lebten, das sie zerstört und verwüstet haben. Unter dem Vorwande dem fernern Fortgange des Jansenismus Einhalt zu thun, setzen sie den ganzen Staat in Feuer und Flammen, sie kehren seine Provinzen um, untergraben die Gesetze, hindern die ehrwürdigsten Gerichtshöfe, zernichten das Ansehen der Parlamenter, machen Frankreich dem römischen Hofe unterthänig, betrügen die Klugheit der Minister und mißbrauchen die Gnade und Sanftmuth des Fürsten.

Wenn man in auswärtigen Ländern die Franzosen verachtet, thut man wohl Unrecht? Unpartheyische Richter mögen den Ausspruch thun, was man von so einer Nation heut zu Tage zu halten hat, die mit solcher Hoheit von den Spaniern und Portugiesen spricht und welche doch tausendmal mehr ein Sclave der Mönche ist. Man hat niemals in Spanien denen Tribunalen ihre Jurisdiction geraubet und alle Parlamenter des Reichs

schen Hofes unterstützen und sie auf die Trümmern der Freyheiten der französischen Kirche gründen. Es fehlt wenig, daß wir nicht durch diesen ersten Schritt sollten unsern Zweck erreichen: und wenn wir ihn endlich ganz erlangen wollen, so müssen die Prälaten dahin bemüht seyn, denen Parlamentern das Recht aus den Händen zu winden, daß man sich von unsern Gerichten an sie wenden darf. Alsdenn werden diese obern Gerichtshöfe eben so wenig Gewalt über die Geistlichen haben, als die Amtleute auf dem Lande. Und wenn wir einige Processe und Rechtshändel haben werden, so wollen wir schon Mittel finden, sie vor unsre geistlichen Tribunale zu ziehen.

Um den Parlamentern zu schaden, so halte ich es für das dienlichste Mittel, sie bey Hofe verdächtig zu machen und sie unter dem gemeinen Volke zu verketzern; auch schreibe ich beständig an unsre Patres zu Paris: „Bringen Sie die Juristen bey allen denen Großen in Mißcredit, wo Sie einigen Zutritt haben, aber gehen Sie ja fein zu Werke, und flattiren Sie, wenn es nöthig ist, eben diese Magistratspersonen selbst, die Sie einen Augenblick zuvor in üblen Ruf gebracht haben. Wenn Sie so glücklich sind einen Zutritt bey dem Premierminister zu haben, so erregen Sie in ihm eine Eifersucht gegen das Parlament zu Paris, und lassen Sie ihm merken, daß er dieses

Reichs so beschimpft, daß man sie für unfähig erklärt hätte, Richter über einige elende Mönche zu seyn.

dieses Collegium erniedrigen müsse, wenn er nicht selbst von Ihnen wolle verachtet werden. Lehren Sie ihn die Art und Weise, wodurch **Ludwig** XIV. uneingeschränkt herrschte; geben Sie ihm geschickt zu verstehen, daß **Ludwig** es allein den Anschlägen der Jesuiten zu verdanken gehabt, wofern er ja das Geheimniß gefunden hätte, einen blinden Gehorsam von seinen Unterthanen zu erhalten.

Dieses empfehle ich unsern Jesuiten alle Tage. Was die Art anbelangt, wie man die Magistratspersonen bey dem Volke verhaßt machen soll, so muß man ihnen Ruchlosigkeit, Geiz und Unwissenheit Schuld geben, nebst andern mehr. Vor einiger Zeit hat ein Jesuit zu Rouen ein reizendes Stück auf das Pariser Parlament verfertiget. Diese Stücke in Versen oder Prosa, die man so unter der Hand herumlaufen läßt und doch von aller Welt gelesen werden, thun gemeiniglich eine recht gute Wirkung; überhaupt, wenn sie mit einem gewissen Salze gewürzt sind. In dem angeführten Gedichte steht ein artiger Vers; hier folgt er:

Die tolle Ketzerey gehüllt in die Carree-Parücke,

Man konnte einen Parlamentsrath nicht besser abschildern. Nicht wahr, der Gedanke, **der Ketzerey eine Carree-Parücke aufzusetzen**, ist ganz originell? Ein so glücklicher Vers, wie dieser, kann für sich allein schon dreyßig Proselyten machen; wenigstens giebt er zu verstehen, daß fast alle Magistratspersonen im ganzen Königreiche Ketzer sind, wir würden es uns aber nicht unterstehen zu sagen, wenn

man

man nicht das Geheimniß erfunden hätte es auf eine so sonderbare Art zu sagen.

Ich schließe meinen Brief, indem ich Ew. Wohl-Ehrwürden viel Vergnügen und Zufriedenheit wünsche, und allezeit den Vortheil nebst dem Wachsthume unsers Hauses zu Lion anbefehle. Ich bin rc.

Ueber diesen Brief mache ich keine Anmerkungen, weiser und gelehrter Abukibak, ich überlasse sie dir. Er giebt dir weitläuftige Materie an die Hand, und enthält in wenig Zeilen alle die geheimen Handlungen und Unternehmungen, wovon man in Frankreich so oft die traurigsten Wirkungen sieht. Hier ist der zweyte Brief.

Des Generals der Jesuiten an den Rector zu Montpellier.

Ehrwürdiger Pater,

Ihr Brief hat mir einen empfindlichen Schmerz verursacht, und ich kann mich noch nicht von dem Schrecken erholen; ich wollte lieber man hätte mir Nachricht von einer Abreise des Pater Cypier gegeben. Was wird dieser Punct nicht der Gesellschaft für Schande machen, wenn die Aufführung des Jesuiten bey dem Publikum bekannt wird und wenn man die Schwachheiten erfährt, die derselbe gegen seine Beichttochter bezeiget hat. Diese neue Historie wird das traurige Andenken der Begebenheit des Pater Girards wiederum erwecken: Sie wissen was uns dieselbe für Verdruß verursacht

hat,

hat, und was wir für Mühe, Sorge und Arbeit auf uns nehmen mußten um ihn unsern Feinden und der Strafe zu entreißen, wozu ihn die weltlichen Richter zu verdammen droheten: Wir mußten allen unsern Credit daran wagen, wenn wir bey einem so schweren Unternehmen unsern Zweck erhalten wollten; und wofern wir zum zweytenmale unsre Zuflucht zu dergleichen Mitteln nehmen sollten, so zweifele ich sehr, daß es gut von statten gehen würde. Befehlet also dem Pater Cypier, daß er unverzüglich als Mißionair nach Indien abreisen soll: er soll nach Marseille gehen, wo er sich nebst drey italiänischen, zween portugiesischen und einem spanischen Jesuiten einschiffen kann, die ich alle aus gleichen Ursachen in diese entfernten Länder schicke.

Es ist ein Unglück für die Gesellschaft, daß diese Jesuiten schon ihr großes Gelübde abgelegt haben, und daß sie ihnen nicht mehr den Abschied geben kann. Wenn wir aber nur endlich den Schein vermeiden, so muß sie sich in Geduld fassen. Wenn diese Patres nur in Indien seyn werden, so mögen sie keusch oder unkeusch leben, davon wird man in Europa ganz und gar nichts erfahren. Die Braminen, Faquirs und übrigen indianischen Priester, sind keine Leute, die sich mit den Händeln unsrer Mißionaren abgeben, sie sind zu gutherzig dazu. Jezt aber zittre ich, wenn ich bedenke, daß dieser Cypier in einem Lande voller Jansenisten lebt und unter einem Bischoffe der immer appellirt. Der schlechteste Dorfpfarr seiner Diöces ist ein Argus, dessen Augen immer auf uns gerichtet sind. Durch welchen glück-

lichen

lichen Zufall, oder vielmehr durch welche Bezauberung ist denn die Schwangerschaft der Schwester Catharine noch verschwiegen geblieben? Verlieren also Ew. Ehrwürden keine Zeit und schicken Sie diesen Jesuiten nach Indien. Durch einen Kunstgriff dieser großen Klugheit, welche nur dem Orden allein bekannt ist, machen Sie aus einem alten Sünder einen neuen Apostel; damit eben die Person, welche uns schaden sollte, uns zur Ehre gereiche, und damit das gemeine Volk zu Montpellier, wenn es ihn abreisen siehet, ohngeachtet aller schlimmen Begriffe, die man ihm von uns beybringt, dennoch gestehen müsse, daß wir mit allem Rechte den erhabnen Titel der Gesellschafter Jesu führen, weil wir, wie die, so es in der That waren, das Evangelium an der Welt Ende ausbreiten.

Es ist, Ehrwurdiger Pater, eine von unsern klügsten Einrichtungen, daß wir diejenigen nach beyden Indien schicken, welche uns zur Last sind, so wie die Holländer ihre verdorbne Jugend und betrügerischen Bankerouteurs; doch mit dem Unterschiede, daß diese keinen andern Vortheil davon tragen, als sich der schlimmsten Spitzbuben zu entledigen, an Statt daß die unsrigen, sobald sie abgereiset sind, sie mögen nun unterwegens oder in dem Lande der Mission sterben, eben so viele Heilige sind, mit denen wir über kurz oder lang den Calender und Märtyrercatalogum unsers Ordens vermehren. Wie viele Jesuiten sind nicht, nicht so wohl von ihren apostolischen Arbeiten, als vielmehr an der Krankheit gestorben, die man sich im Dienst der Venus zuzieht, und

paßiren doch unterdessen heut zu Tage für Märtyrer und Bekenner der Wahrheit. Die auswärtigen Mißionen sind für unsre Gesellschaft das, was die Catacomben für den römischen Stuhl und die Communitäten der Betschwestern für die verlohrne Ehre sind.

Erheben Sie also, Ehrwürdiger Pater, so viel als möglich den Eifer und den Muth der Jesuiten, welche über das Meer gehen. In ihren Predigten auf die beyden Feste des heil. Ignatius und Franciscus Xavier versäumen Sie niemals unsre Missionen recht hoch herauszustreichen, wie auch in den besondern Ermahnungsstunden die Sie in den Versammlungen der Edelleute, Bürger und Bauern halten. Dergleichen Versammlungen, die uns so nützlich sind, sowohl in Erhaltung neuer Creaturen als auch zur Bestätigung derer, die es schon sind, hat die Societät deswegen erfunden, damit alle diese Grundsätze desto leichter können in Gang gebracht werden.

Bemühen Sie sich also, so viel als möglich, die Anzahl dieser Brüderschaften zu vermehren. Sie haben mir vor einiger Zeit geschrieben, daß keine Versammlungen der Damen in ihrer Stadt gehalten würden; diese sind aber doch nöthiger, als alle andre. Unsre Patres, die dergleichen an vielen Orten errichtet haben, sehen davon täglich den großen Nutzen ein. Wenn man über die Frauenzimmer in einem Lande den Meister spielt, so kann man leicht mit den Männern machen, was man will. Wenn Sie das Geheimniß

heimniß besitzen die Eheweiber von zehn oder zwölf Magistratspersonen in der Congregation zu haben, so werden Sie niemals einen Proceß verlieren. Jede Betschwester gilt so viel als zwanzig Sachwalter: sie macht die Sache der Jesuiten zu ihrer eignen. Sie bringt ihre Familie, Anverwandten und Freunde in Bewegung und sie macht allein eine ansehnliche Partie aus. Ich bin Ew. Ehrwürden ꝛc.

Die Grundsätze in diesem zweyten Briefe, weiser und gelehrter Abukibak, sind eben so fein und Machiavellistisch, als die in dem ersten, und ich überlasse es dir gleichfalls eine critische Untersuchung darüber anzustellen.

Ich grüße dich in und durch Jabamiah.

Neun und funfzigster Brief.

Ben-Kiber an den weisen Kabbalisten Abukibak.

Die Reisen, weiser und gelehrter Abukibak, scheinen mir nicht so nöthig und nützlich zu seyn, als du es denkst. Von zehn Personen, welche so lange und beschwerliche unternehmen, ist kaum eine, die nicht sollte einige Fehler mitbringen, welche sie die ganze Zeit ihres Lebens empfindet. Eine allzugroße Ermüdung ruinirt den Körper, die Gesundheit leidet bey einer beständigen Veränderung der Luft und durch die Verschiedenheit des Clima, welches bald warm bald kalt ist. Der Geist gewinnt ebenfalls nichts bey dem häufigen Herumstreichen. Dieses

ses hat nicht die Kraft, wie Seneca gar wohl sagt, die Leidenschaften im Zaume zu halten, welche dadurch vielmehr heftiger und stärker werden.

Reiset ein Geitziger oft, so wird er es immer mehr; einem Melancholischen folgt der Verdruß überall nach; in einem jeden neuen Lande, das ein Säufer besucht, wächst auch die Begierde zum Saufen nur desto mehr; ein Andächtiger wird endlich ganz und gar fanatisch. Unter vielen Beyspielen die ich anbringen könnte, will ich mich nur mit zween begnügen.

Da Alexander nach Persien abreisete, es einzunehmen, so war er nüchtern und keusch: da er aber aus Indien zurück kam, besof er sich, erstach seine Freunde und getreuesten Minister, und liebte das Frauenzimmer. Es war gar nicht mehr der Alexander, der vor einigen Jahren aus Griechenland abgereiset war. Vielleicht hätte er niemals seine erste Tugend verlohren, wenn er Macedonien nicht verlassen hätte. Hier sieht man einen weisen Fürsten, der ein Wollüstling wird; und dort einen andern, der sich von der wahren Frömmigkeit zur frommen Thorheit bekehret.

Ehe der heil. Ludwig nach Egypten abgieng eine grosse Anzahl seiner Unterthanen abschlachten zu lassen, begnügte er sich mit einer Verehrung Gottes, wie sie von allen andern guten Christen und vernünftigen Menschen geschicht; nachdem er aber in einen andern Welttheil übergeschifft war, so glaubte er die Gottheit verlange von ihm, daß er sich geisseln solle oder durch andre geisseln lassen. Er hielt sich

also einen Arschpaucker auf seinen Leib, der ihm ordentlicher Weise alle Freytage diese Disciplin gab. Diese Sache wird von gleichzeitigen Geschichtschreibern bestätiget [x]) der sinnreiche und unnachahmliche Montagne redet auch davon: „Der heil. Ludwig, sagt er, trug die härne Kutte bis in sein hohes Alter, da ihn erst sein Beichtvater davon lossprach, und alle Freytage ließ er sich von seinem Priester den Rücken mit fünf Kettgen von Drat auspeitschen, die man zu dem Ende bey seinem Nachthabite überall mit führte [y])“.

Dieses waren ganz außerordentliche Meublen für eine Toilette, und das Nachtgepäcke des ehrlichen Ludwigs war so gut versehen, wie das Betkämmerchen eines Mönchs. Es verlohnte sich in der That nicht der Mühe so weit zu reisen, um sich das Gehirn mit einer so lächerlichen Devotion voll zu stopfen und die in der Person eines Königs am so unrechten Orte war. Wenn der heil. Ludwig beständig in Paris geblieben wäre, so hätte er seinem Beichtvater die Mühe erspart ihn alle Freytage mit fünf Kettgen zu geisseln. Nachdem er von seinem ersten Creuzzuge zurückkam, erhob er seinen Almosenier zum Disciplineur, und ich wundere mich, daß er diese Charge nicht unter die ersten

x) s. den Herrn de Jonville in seinen Memoires Th. II. S. 14.

y) In den Essais de Montagne im I. B. XI. Cap. S. 273.

sten Staatschargen zehlte und einen Groß-Arsch-paucker erwählte, so wie seine Vorgänger einen Grand-Chambellan oder Grand Ecuyer errichteten. Vielleicht glaubte er, diese Stelle möchte nach ihm nicht fortgesetzt werden, und dieses hielt ihn vielleicht ab. Ich glaube auch, daß er Recht hatte: es giebt wenig Könige, die es gern haben, daß man ihnen die Schultern mit dräternen Kettgen auspeitsche und der Grand-Fesseur würde denen französischen Monarchen eine eben so beschwerliche Person gewesen seyn, als der Medicus der Insel Barataria dem Sancho-Pansa zur Last war.

Die Reisen sind für die Weltweisen eben so wenig nützlich gewesen, als für die Fürsten. Demokrit, dieser so berühmte Weise, und der so viele Länder durchstrich, hätte viel besser gethan, wenn er in der Stille zu Hause geblieben wäre, als daß er die Chaldeer, Indianer und Ethiopier besuchte. Wozu dienten alle seine langen Reisen? Ihn gänzlich zu verderben. Als er in sein Vaterland zurückkam, so hätte er in seinem Alter Hungers sterben müssen, wenn nicht sein Bruder, der niemals gereiset war, die Liebe für ihn gehabt hätte ihm beyzuspringen z).

Was

z) Antisthenes —— Democritum regressum ex peregrinatione humillime vixisse ait, quippe qui omnem substantiam consumpserat, atque a Damasco fratre propter summam inopiam nutritum fuisse. Diog. Laert. de Vita Philosophor. Lib. IX. In Vita Democrit. pag. 376. Edit. Antwerp.

Was brachte er unterdessen von seinem langen Herumstreifen mit, das ihn hätte für den Verlust seiner Güter schadlos halten können? Blos die lächerliche Eigenschaft über die vernünftigsten Handlungen eben so wohl zu lachen, als über die thörichsten. Er hatte Ursache andern den Rang abzulaufen, und sich über sie aufzuhalten, denn er verdiente es nur allzusehr, daß man sich auch auf seine Unkosten lustig machte.

Pythagoras, ein eben so großer Pilgrim, als Demokrit, hätte viel klüger gethan, wenn er nie aus Griechenland gegangen wäre. So lange er in Thales auferzogen wurde, that er und redete nichts anders, als vernünftige Dinge; nachdem er sich aber der Wuth zu reisen überlassen hatte, so ließ er sich in Egypten beschneiden, damit er das Vergnügen hätte zu den erdichteten Geheimnissen der Priester von Diospolis eingeweyhet zu werden. Aus Persien kam er nach Griechenland zurück und glaubte sich zu erinnern, daß er ehemals verschiedene Körper belebet hätte a). Auf der Reise hatte er gelernt, daß er

 in

a) In Aegypto quoque adyta ingressus est, deinde rediit Samum offendensque Patriam a Tyranno Polycrate incubari. Crotonem in Italiam petiit —— refert Heraclides Pontius hunc se dicere solitum quod fuisset aliquando Aethalides, ac Mercurii filius putatus esset, Mercuriumque monuisse illum vt peteret praeter immortalitatem quod vellet: petiisse igitur vivens, et vita functus omnium quae contingerent memoriam haberet;

in dem Euphorbus bey der Belagerung von Troja gewesen wäre, daß in den Bohnen etwas Göttliches stäke und daß man lieber sterben müsse als sie verzehren. Belohnten diese seltnen Entdeckungen wohl die Mühe eine Welt zu durchlaufen, seine Vorhaut zu verlieren, und eine solche Menge Beschwerlichkeiten auf sich zu nehmen?

Wenn ich, weiser und gelehrter Abukibak, den wenigen Nutzen bedenke, den der größte Theil Weltweise von ihren Reisen gezogen haben, so kann ich mich nicht entbrechen jenes alte Orakel zu billigen, welches den Aglaus Sophidius für den glücklichsten Menschen erklärete, weil er niemals aus dem kleinen Striche Landes gekommen war, das er besaß und selbst bebauete. Heinrich IV. gab in den neuern Zeiten diesem Ausspruche vollends das Gewichte. „Der glücklichste Edelmann meines Königreichs, sagte er, ist derjenige, den ich nicht kenne, der mich niemals gesehen hat, der vom Hofe entfernt nach seinem Gutdünken lebt.“

Man mag in einem Stande geboren seyn, in welchem man will, so glaube ich doch, weiser und gelehr-

beret; itaque in vita meminisse omnium eandemque memoriam et post mortem reservasse, atque aliquanto post in Euphorbum venisse atque a Menelao fuisse vulneratum. Id. Ibid. pag. 329. Lib. 8. in Vita Pythagor. Diejenigen, so die verschiednen Seelenwanderungen des Pythagoras weiter nachzusehen belieben, müssen das übrige dieser Stelle im Diogenes Laerzius nachschlagen.

lehrter Abukibak, daß man sich des Reisens wohl enthalten kann. „Wir werden allemal gestehen müssen, sagt ein neuer geschickter Autor [b]), daß das Genie der meisten Leute, die sich ins Reisen verliebt haben, gar nicht dasjenige ist, welches in allen Arten von Profeßionen vortreffliche Leute macht. Weit gefehlt: wir finden wenige unter ihnen, die sich darauf legen könnten und fast gar keinen, der glücklich dabey führe; daher kann man sagen, daß, wie dasjenige Mehl gerade das schlechteste ist, welches auf allen Seiten des Mühlsteins und der Mühle herumstiebet, das gute sich aber leicht an dem bestimmten Orte sammelt, daß es, sage ich, mit den Genies auch also gehet, von denen die leichtsinnigsten gleichsam ausspringen und bald da bald dorthin sich zerstreuen, die gründlichen aber und weisesten bleiben und errichten sich an denen Orten einen gewissen Wohnplatz, wohin sie die Natur scheint bestimmt zu haben. Was braucht man wie ein Landstreicher herumzulaufen und mehr Kenntnisse zu holen, wenn die Seele des Menschen vermögend ist überall hinzureisen? Es sind mehr als zweyhundert Jahr verflossen, als Cyrene vom Theognis diese Lehre bekam:

Hominis mens fines vniversi habet.

Laßt uns nicht daran zweifeln, weiser und gelehrter Abukibak, das Genie des Menschen enthält die ganze Welt in sich. Ohne aus seinem Vaterlan-

b) s. des La Mothe le Vayer Werke Th. II. S. 334 in der Ausgabe in Folio.

terlande zu gehen, ja was sage ich? ohne aus seinem Zimmer zu kommen, kann ein weiser und vernünftiger Mann alle die großen Ueberlegungen machen, die ihm lange Reisen erwerben können. Was? Ist es nöthig, daß man die ganze Welt durchrenne, um das Böse von dem Guten unterscheiden zu lernen, um zu lernen, daß man die Leidenschaften besiegen müsse, und daß die Tugend das einzige Gut sey? Es wäre ein unglücklich Schicksal für uns, wenn wir nicht eher weise werden sollten und könnten als dadurch, daß wir erst eine große Menge haben sehen Ausschweifungen begehen.

Kann denn ein Mensch das Lächerliche des Aberglaubens, das Thörichte der Eigenliebe, und das Unbesonnene des Hochmuths und der Eitelkeit nicht empfinden lernen, als bis er in Spanien gewesen ist? Kann er nicht, ohne nach Italien zu reisen, einsehen, wie schändlich es ist, wenn Leute, die sich großer Einsichten rühmen, sich von Mönchen und Priestern regieren lassen? Muß man erst ganz Frankreich durchstreichen um zu erfahren, daß der Muthwille eines Petit-Maitres der Inbegrif aller Thorheiten sey, und daß ein Mensch, dessen ganzes Verdienst sich auf diese einzige Wissenschaft gute Cabriolen zu schneiden, gut zu pfeiffen, zu singen, die Augen künstlich zu bewegen, zu lästern und zu saufen, einschränkt, ein solches Geschöpf sey, das halb aus einem Affen und halb aus einem Frauenzimmer zusammengesetzt ist?

Dess-

Definit in *simium* mulier formosa superne c).

Muß man einige Monat in England zugebracht haben, wenn man überzeugt seyn will, daß ein Mensch, der in sich selbst verliebt ist und sich nur hochschätzt, andern unerträglich ist, und kann man nicht außer dieser Insel die ausschweifende Thorheit eines Fanatikers erkennen lernen, der sich die Kehle deswegen abschneidet, weil er es überdrüßig ist alle Tage einerley zu thun oder weil ihm ein leichtes Unglück begegnet ist? Wird man sich nicht eher überzeugen können, daß eine allzugroße Freyheit und die Reichthümer ein Volk ungesitteter und hochmüthiger machen, und daß die Gewinnsucht nebst dem Geitze die Grundsätze der Handlung sind, als wenn man erst nach Holland gereiset ist? Wird es nöthig seyn, damit wir die Trunkenheit fliehen, daß man uns eine Nation zeige, welche sich stark besäuft; und uns die Wollust abzugewöhnen, daß wir uns erst unter die Völker begeben, welche ihr Leben im Innersten ihres Serails zubringen?

Der weise Gott hat allen Menschen die Mittel gegeben, wodurch sie das Laster von der Tugend unterscheiden können, ohne daß sie erst nöthig hätten große Beschwerlichkeiten auf sich zu nehmen. Zwey Stunden Ueberlegung und Aufmerksamkeit auf sich selbst und auf die Personen, unter denen wir leben, helfen oft mehr als zehen noch so lange Reisen. Sokrates kam nie aus Griechenland weg und welcher

c) Ist eine Parodie auf den Vers des Horaz: Definit in piscem mulier formosa superne in der Arte poetica Z. 4.

cher Sterbliche war wohl weiser, klüger, standhafter, unerschrockner und der Hochachtung der ganzen Welt würdiger, als er? Er hatte nicht nöthig, um sich über andre Menschen hinauszusetzen, daß er erst die guten oder thörichten Handlungen in andern Ländern besahe; es war ihm gnug die Bewegungen genau zu beobachten, die in ihm selbst vorgiengen und die Vorschriften derjenigen Tugend in Ausübung zu bringen, die sie allemal von uns erkennen läßt, wenn wir nur wollen. Die Grundsätze von Recht und Unrecht sind bey alle den Leuten unveränderlich, welche nur die geringste Aufmerksamkeit auf das richten wollen, was in ihrer Seele vorgehet, ich meyne, bey allen denen, in welchen das Laster und die Vorurtheile noch nicht gänzlich die Vernunft und das Licht der Natur erstickt haben.

Man hat also Unrecht, wenn man behauptet, die Natur sey nicht im Stande Recht und Unrecht von einander zu unterscheiden: Sie besitzt dieses Vermögen vollkommen, so bald sie frey handeln darf und nicht von einer höhern Macht gezwungen wird. Es ist leicht, sagt einer der vortrefflichsten Juristen [d]), diese

d) Verum quod hic dicit philosophus, et sequitur poeta, nec natura potest iusto secernere iniquum, admitti omnino non debet: nam homo animans quidem est, sed eximium animans, multoque longius distans a caeteris omnibus, quam caeterorum genera inter se distant; cui rei testimonium perhibent multae actiones humani generis propriae. Hugo Grotius, de Iure Belli et Pacis, Proleg. Tom. I. pag. VII.

diese übelgegründete Meynung umzustoßen; denn wenn der Mensch ein Thier ist, so ist er ein Thier von einem sehr hohen Range, und welches mehr Vortheile hat, als alle die andern Gattungen von Thieren, die nur, wie es scheint, durch einige Arten von Handlungen von einander unterschieden sind, welche dem menschlichen Geschlechte ganz und gar eigen sind. Der Meynung dieses ersten Schriftstellers füge ich noch die Gedanken eines sehr klugen neuern Weltweisen bey. „Ich getraue mir zu behaupten, sagt er, daß die Moral eben so gut einer Demonstration fähig ist, als die Mathemarik, weil man das Wesentliche der Dinge, die durch die Worte der Moral bezeichnet werden, vollkommen und richtig einsehen kann, hierdurch kann man gewiß die Uebereinstimmung oder den Mislaut der Dinge entdecken und wissen, worinnen eine vollkommne Erkenntniß bestehet“ e).

Wenn es wahr ist, weiser und gelehrter Abukibak, wie es denn in der That so ist, daß die Menschen durch die Betrachtung über sich selbst, durch die Vergleichung ihrer Ideen untereinander und durch die Untersuchung des Zusammenhanges derselben das Vermögen erlangen, redlich, weise und tugendhaft zu werden, mit einem Worte alle Tugenden und was zum Glück und der Ruhe des Lebens wahrhaftig nöthig ist, zu erwerben, wozu dienen nun noch die Reisen? Was bringen sie für Nutzen, und warum soll

e) s. Locken vom menschlichen Verstande im III Buch das II. Cap. S. 416.

soll man sich den Beschwerlichkeiten aussetzen, die sie bey sich führen? Etwa deswegen, die Geberden und Manieren aller der Länder anzunehmen, wo man durchreiset, und ein lächerliches Ganze aus so verschiednen und einander entgegengesetzten Theilen zu verfertigen. Dieses geschiehet nur allzuoft. Wie viel Teutsche sind ganz klug aus ihrem Vaterlande abgereiset, und sehr ausschweifend wieder zurück gekommen. Sie ahmten, wie die Engelländer, eine gewisse lächerliche Großmuth nach, die sie ins Verderben stürzte; sie befürchteten, wie die französischen Petit-Maitres, man möchte ihnen vorwerfen, daß sie nur ein einzigmal in ihrem Leben daran gedacht hätten, daß sie eine Seele besäßen und nicht bloße Marionetten wären, die vermittelst einiger Triebfedern gewisse wunderliche Grimassen schneiden.

Nächst diesen neuen Fehlern hatte der Teutsche keinen von denen abgelegt, die er aus seinem Lande mitbrachte. Diese verschwenderische Marionette redete ohn Unterlaß von ihrem Adel und war noch lächerlicher als ein französischer Pickelhäring.

Ich grüße dich, weiser Abukibak; Begnüge dich allezeit damit, die verschiednen Länder in deinem Zimmer zu durchreisen.

Sechzigster Brief.

Der Wassergeist Kacuka an den weisen Kabbalisten Abukibak.

Es fiel gestern in unsern nassen Wohnungen, weiser und gelehrter Abukibak, ein ganz besondrer

Streit für, ja ich kann wohl sagen ein sehr vergnügender Streit für die Zeugen, die dabey waren, zwischen dem Astrologen Cardan und dem Chymisten Borri. Der erste ist verdammt worden, binnen zweytausend Jahren dreyßig Pinten elementarischen Thee zu trinken, damit er die allzu erhitzte Einbildungskraft mäßigen lerne, welche ihn antrieb so ausschweifende Dinge zu schreiben. Den andern hat ein eben so strenges Urtheil betroffen, er muß eben diese dreyßig Pinten trinken, um die Hitze, oder vielmehr Narrheit zu dämpfen, die ihn bewog den Stein der Weisen zu suchen. Ich schrieb die wechselseitigen Vorwürfe in meine Schreibtafel, die diese beyden ausschweifenden Thoren einander machten, und schicke Dir davon eine getreue Abschrift.

Gespräch zwischen Cardan und Borri.

Cardan.

Ich werde es niemals zugestehen, daß ich so ausschweifend gewesen wäre, wie ihr. Das ist gar nicht möglich, und ich glaube nicht, daß in diesen letzten Jahrhunderten ein Narr gelebt hat, der mit euch zu vergleichen wäre. Das Sonderbarste eures Charakters war, daß ihr die verschiedenen Thorheiten in euch vereinigtet. Es giebt Leute, denen die Wollust die Einbildungskraft verrückt; andre, welche die Andacht fanatisch macht; einige, die aus Hochmuth zum Narren werden; viele, die aus Geitz und über dem Verlangen nach Reichthümern ihren Verstand verlieren: ihr aber besaßet alle diese Fehler zusam-

zusammen, und ließet eine Thorheit mit der andern abwechseln. Eure Art auszuschweifen war manchmal sehr verschieden: aber es gieng doch immer hintereinander fort und ihr hattet niemals die gute Stunde. Anfänglich ergabet ihr euch den übertriebensten und strafbarsten Wollüsten, ihr liefet in alle verdächtige Oerter von Rom und behauptetet öffentlich, **daß eine Buhlerinn der Gesellschaft hundertmal nützlicher sey, als alle Priester von Italien.**

Aus dieser Narrheit verfielet ihr auf einmal in eine andere, die noch übertriebner war. Die schlimmen Händel, welche ihr von Zeit zu Zeit vornahmet, zwangen euch eines Tages in einer Kirche Zuflucht zu suchen. Ohne Zweifel sahet ihr nun ein, daß die Geistlichen nöthiger wären, als die Buhlerinnen, denn wenn sie euch nicht eine Freystatt wider den Magistrat gegeben hätten, so würde man euch wegen der unverschämten Handlungen nachdrücklich gestraft haben, die ihr diese Buhlerinnen begehen liesset, welche doch dem Staate so nützlich seyn sollen. Die Zufriedenheit der Verfolgung der Gerichte entgangen zu seyn, machte, daß ihr auf einmal die Parthie eines Andächtigen, ja eines Erzheuchlers ergriffet; ihr waret aber auch mit dieser plözlichen Veränderung nicht zufrieden, ihr wollet auch ein Prophet werden. Als ihr in Mayland waret, so raffetet ihr einige eben so schwärmerische Personen zusammen, welche ihr überredetet, Gott hätte euch zum Werkzeuge einer großen Reformation ausersehen, und wer sich nicht unterwerfen wollte, sollte

von einer zahlreichen Armee gestürzt werden, worüber ihr der General werden würdet.

Da es einigen von euren Jüngern hätte verdächtig vorkommen können, daß ihr euch so vieler Trouppen rühmetet, ohne einen Heller dazu zu haben, so verschobet ihr die Ausführung eurer vortreflichen Entwürfe bis auf die Zeit, da ihr eure chymische Arbeiten mit der glücklichen Hervorbringung des Steins der Weisen würdet geendiget haben. Die Begierde Gold zu machen war gemeiniglich eure Hauptthorheit, die übrigen waren nur zufällig und hielten eine Zeitlang an; als nämlich die, eine neue Religion zu errichten. Ich glaube doch, daß es bey dieser letzten Ausschweifung so war; denn mitten in Italien, in einem Lande, wo Gott viel weniger von dem Volke verehret wird, als die Heiligen, und besonders die heil. Jungfrau, behauptetet ihr in eurer Lehre, daß sie von dem Ausflusse des göttlichen Wesens entstanden wäre, und daß sie die Gottheit aus ihrem Schooße condeificirt hervorgebracht hätte; also wäre sie eine wahre Göttinn. Bey Errichtung dieses Lehrgebäudes, so strafbar und lächerlich es auch war, hattet ihr doch vielleicht eure Absicht, daher war es auch die klügste That in eurem Leben. Ihr sahet die unermeßlichen Summen, welche die Mönche durch die Leichtgläubigkeit des Pöbels sammelten, und ohne Zweifel dachtet ihr: „Meine chymischen Versuche gehen gar nicht von statten, man könnte mich wohl gar darüber ins Hospital bringen. Laßt uns also unsre Zuflucht zu einem gewissern Mittel nehmen, um uns

vor dem Elende zu retten, und alle die zu bereichern, die sich mit uns verbinden werden; wir wollen eine Secte errichten, deren Einkünfte gewisser seyn sollen als aller Orden ihre. Die Carmeliter haben vermittelst zweyer kleinen Stücken Zeug an zwo Schnuren bevestiget, große Schätze gesammelt: sie verkaufen ihr Scapulär so gut als der verschmitzteste Charlatan seine Quacksalbereyen und Pulver; ihre Madonna ist nur schlechtweg eine Creatur, die sie von der Erbsünde frey gesprochen haben. Ich will die Sache viel weiter treiben, wie sie, ich will Gott eine Tochter geben, die da soll aus einem Theile seines Wesens gemacht seyn; sie soll ihm ganz gleich seyn." Eure List noch weiter zu treiben, hättet ihr sollen vorgeben, daß die Gottheit, nachdem sie es überdrüßig geworden wäre, die Welt ferner zu regieren, alle ihre Gerechtsame ihrer Tochter abgetreten, und ihr zu Gefallen das Regiment der ganzen Welt niedergelegt hätte. Einige Mönche werden sich künftig, was ich hier sage, wohl zu Nutze machen, sie werden nicht, wie ihr, behaupten dürfen, daß die heil. Jungfrau göttlichen Ursprungs sey; sondern die Sache ist schon halb aufs Reine gebracht, um ihr die völlige Regierung der Welt zu übergeben, und es wird ihnen wenig Mühe kosten ihre Meynung aufzubringen.

Bey den Italiänern vermengt sich Gott nicht mehr mit den Reisenden; sondern die Madonna del Viaggio thut es. Er verwirrt sich nicht mehr mit den schwangern Weibern; sondern die Madonna del Monte-Serrato. Er weis nicht ob es da noch Mädchen giebt, und höret ihre Wünsche nicht;

nicht; die Madonna von Loretto thut es. Zu keiner Kunst und Wissenschaft verleyhet Gott seine Kräfte mehr: die Gärtner stehen unter den Befehlen der Madonna dell'Orto; die Kohlenbrenner unter der Madonna del Monte Nigro; die Schneider, Trödler und Anwalde unter der Madonna del Refugio. Alle diese verschiednen Madonnen sind in Rom und den übrigen Städten von Italien anzutreffen, und sie sind die Generallieutenants, welche die Madonna Potentißima vorstellen, und in der sich alle diese verschiednen Gevollmächtigten vereinigen. Die Jesuiten haben sich diese letzte erwählet, und sie werden auch nicht zuletzt der Meynung beypflichten, welche ihr die Regierung der Welt zuerkennen wird. Sie geben diejenigen schon seit langer Zeit für Ketzer aus, welche sagen, daß man zwar die Jungfrau Maria hochachten, Gott allein aber anbeten müsse. Seit einiger Zeit hörte ich einen Theologen der Societät, mit Namen Bauni f) die größten Ausschweifungen sagen, welcher verdammt ist vierzehntausend Jahr in diesen nassen Wohnungen zu verbleiben. Dieser ehrliche Jesuit ist nach seinem Tode fast eben so ein großer Narr, als er es im Leben war. Er überhäufte seit zween Tagen einen jansenistischen Theologen mit Schimpfwörtern, weil er gegen ihn behauptete, daß es nicht nur lächerlich, sondern auch gottlos wäre keinen Unterscheid zwischen der Verehrung der Jungfrau und Gottes zu machen. Ich gestehe euch, daß als ich so

 eben

f) Siehe die Provincial-Briefe.

eben sagte, ich wüste keine so ausschweifende Person, als euch, ich nicht an den ehrlichen Pater Bauni dachte. Ihr seyd einander sehr gleich, und ich wünsche euch Glück, daß ihr jemanden gefunden habt, der euch benötigten Falls zum Secundanten dienen kann.

Borri.

Niemand kann diese Stelle besser vertreten, als ihr, und je mehr ich die Thorheiten betrachte, die ihr begangen und geschrieben habt, destomehr werde ich überzeugt, daß ihr wenigstens eben so ausschweifend waret, als ich. Kann man es wohl mehr seyn, als wenn man alles das von sich bekannt macht, was man doch seines Interesse wegen hätte verschweigen sollen? Die lasterhaftesten und strafbarsten Personen suchen ihre Fehler zu verbergen, und ihr habt der ganzen Welt bekannt gemacht, daß ihr der verachtungswürdigste Mensch von der Welt wäret. Ihr habt von euren Sitten, von eurem Charakter und von eurer Geburt so eine verhaßte Abschilderung gemacht, daß viele Leute, die eure Geschichte lesen, Mühe haben sich vorzustellen, daß es eine so verachtungswürdige Person geben könne, und glauben, daß die Thorheit mehr Theil an dem habe, was ihr auf eure Rechnung schreibet, als die Wahrheit. Kann man sich wohl in der That einbilden, daß ein Mensch, der nur ein wenig gesunden Verstand besitzt, der ganzen Welt sagen wird, ohne durch eine Ursache dazu getrieben zu werden, daß er „faul, müßig, ohne Religion, rachgierig, verdrüßlich, traurig, betrügerisch,

spitzbü-

spitzbübisch, verhurt, zauberisch, unverschämt, grob, bäurisch, geil, und verläumderisch war g) und daß er mit einem Worte alle Laster der übrigen Menschen an sich habe?

Ihr begnüget euch nicht damit, daß ihr euer Andenken verunehret habt, ihr habt eure Unverschämtheit so weit getrieben auch derer Andenken zu beflecken, denen ihr das Leben zu verdanken habt, und in dem zweyten Capitel eurer Lebensbeschreibung h) schneidet ihr eurer Mutter ihre ganze Ehre ab. Nicht zufrieden, daß ihr den Lesern merken lasset, daß sie die Beyschläferinn eures Vaters war, saget ihr noch, daß sie alles anwendete, als sie mit euch schwanger gieng, ihre Frucht abzutreiben. Ich glaube dergleichen Sachen erzehlen und bekannt machen, heist die Narrheit auf den letzten Punkt treiben.

Ihr werfet mir eine übertriebene Liebe zur Chymie vor, habet ihr nicht eine eben so große zur

g) Animum sibi effictum ait, in diem viuentem, nugacem Religionis contemtorem, iniuriae illatae memorem, inuidum, tristem, insidiatorem, proditorem, magum, incantatorem, frequentibus calamitatibus obnoxium, suorum osorem, turpi libidini deditum, solitarium, inamoenum, obscoenum, lasciuum, maledicum, varium, ancipitem, impurum, calumniatorem. Gabrielis Naudaei de Cardano iudicium in libro Cardani de vita propria. pag. 5.

h) Tentatis, vt audiui, abortiuis medicamentis frustra, ortus sum Anno M. D. VIII. Cardan. de Vita propria, cap. 2. p. 7 Edit. Paris. M. D. C XLIII

Astrologie i) gehabt? Glaubet ihr, daß die falsche Hoffnung das künftige Schicksal der Menschen aus den Gestirnen zu prophezeyen weniger lächerlich sey, als diejenige, Gold zu machen? Leute von Einsicht machen keinen Unterschied zwischen einem Laboranten und einem neuen Propheten; sie werfen sie beyde in eine Classe. Sie haben auch wirklich eine vollkommne Aehnlichkeit; beyde fangen dabey an, daß sie in ihre Kunst vernarret sind, und werden zuletzt alle beyde gleiche Betrüger.

Ich komme auf das Lehrgebäude, welches ich in Ansehung der heil. Jungfrau errichtet habe. Ihr waret eben so abergläubisch, wie ich, ohngeachtet ihr einen Freygeist vorstellen wolltet, und ihr hattet gewisse Tage im Jahre geordnet, an denen die Jungfrau Maria mehr Gewalt über das Herz ihres Sohnes haben sollte, als an andern. Ihr berichtetet denen Lesern, daß ihr diese überirrdische Anecdote in den Papieren eures Vaters gefunden hättet und setztet hinzu, ihr hättet diese Wahrheit probirt und euer Gebet um acht Uhr des Morgens zu Anfang des Aprils gethan. Vielemale wäret ihr durch dieses vortrefliche Recept von den gefährlichsten Krankheiten geheilet worden. Es ist zwar wahr, daß ihr euch nicht so sehr auf dieses geistliche Mittel Rechnung machtet, da ihr um die Befreyung vom Podagra

i) Quoad Astrologiam quae praedicere docet, operam dedi, et nimis quam debui, fidi quoque in perniciem meam. Id. ibid. Cap. 39. pag. 184.

dagra hatet, als vielmehr euer Verlangen auf materielle Mittel gieng k).

Cardan.

Wenn ich auch so abergläubisch und fanatisch war, wie ihr; so war ich doch nicht ein so großer Betrüger. Als ihr euch vor den Nachstellungen der Inquisition in Mayland sichern, und nach Amsterdam fliehen mußtet, so betroget ihr alle redliche Holländer gerade zu, indem ihr ihnen chymische Arzeneyen verkauftet, die vor alles helfen sollten. Klogte einer über das Podagra, den Stein, die Engbrüstigkeit oder Wassersucht, so verspracht ihr ihn so gesund und stark zu machen wie einen Fechter: die Folge aber stimmte mit eurem Versprechen nicht überein, ihr marschirtet eines Morgens ohne Gesang und Klang ab und ginget nach Dänemark. Hier heftetet ihr dem Könige auf, ihr hättet das Geheimniß

J 4 Gold

k) Legeram in collectis a patre meo, si quis hora matutina VIII Calendas Aprilis exoraret Virginem sanctam, vt filium rogaret pro re licita, genibus flexis, adiecta oratione Dominica, nec non salutatione Virginis Angelica, obtenturum quod petierit. Obseruaui diem horamque, peregi supplicationem, et non tunc statim, sed die corporis Christi, eodem anno liberatus prorsus sum; sed et alias multo post, memor facti pro podagra supplicaui (nam proprie de hoc duo exempla pater adducebat eorum qui liberati erant) et multum profuit, inde etiam sanatus sum. Sed in hoc auxiliis etiam artis vsus sum. Id. ibid. Cap. 37. pag. 167.

Gold zu machen gefunden: Dieser Fürst war allzu redlich auf euer Wort zu trauen und ihr machtet, daß er den Rest seines Lebens ansehnliche Summen dran wendete. So bald er tod war, faßtet ihr den Entschluß, weil keine Christen mehr zu betrügen waren, die Türken zu plündern, und ihr waret schon bereit in ihr Land zu gehen, als man euch aufhob und nach Rom führte, wo euch das heil. Officium verdammte, den Rest eures Lebens in einem tiefen Gefängnisse zuzubringen.

Einige Personen vom Stande hatten Mitleiden mit eurem Schicksale und baten den Pabst, er möchte euch in Ansehung ihrer einige Gnade wiederfahren lassen. Er erlaubte, daß man euch in das Castell St. Angelo setzte, wo ihr bis an euren Tod bliebet. Könnet ihr euch nun noch mit mir vergleichen, der ich ein so eifriger Katholik war, daß ich lieber ein ansehnliches Geschenk ausschlug, das mir der König in Engelland geben wollte, als daß ich ihm den Titel zugestund, den er sich gegen den Pabst zueignete? Ich schlug eine Pension des Königs von Dänemark aus, weil ich sonst nach der Mode seines Reichs hätte die protestantische Religion annehmen müssen [1]. Urtheilet ihr selbst, ob ich nicht mehr Aufrichtigkeit und Frömmigkeit besaß, als ihr.

Borri.

1) Instante Andrea Vesaelio, viro clarissimo et amico nostro, oblata est conditio 800.. coronatorum in singulos annos a Rege Daniae, quam recipere nolui, cum etiam victus impensam suppeditaret, non solum ob regionis intemperantiam;

Borri.

Euer Catholicismus war eine ganz besondre Religion und euer Eifer für die Gottheit von besondren Geschmacke. Besinnet ihr euch noch, daß ihr der ganzen Welt erzählet habt, daß ihr ein wahrer Spitzbube waret? Und da ihr einen größern Betrüger antrafet, als ihr waret, erinnert ihr euch noch, wie ihr eure Zuflucht zum Dolche nahmet, um ihn zur Zurückgabe eures Geldes zu zwingen [m])? So wie es euch in Venedig wiederfuhr, wo ihr einem Menschen einen Dolchstich ins Gesichte gabet, der euch alle euer Geld abgewonnen hatte? Diese einzige That ist strafbarer, als alle meine Betrügereyen, und wenn man euch hätte sollen Gerechtigkeit anthun, so wäret ihr gehangen worden, wie euer Sohn, der seine Frau vergiftet hatte. Das Lustigste dabey war, daß ihr die Richter, die ihn verdammt hatten, einer Tyranney beschuldigtet, weil ihr glaubtet, man hätte eurer Schwiegertochter mit Recht aus dieser Welt geholfen, weil sie euren Sohn zum Hahnrey gemacht hatte. In Wahrheit euer Urtheil war sehr ungeräumt, und wenn es einem jeden Hahnrey erlaubt

 wäre,

tiam; quod alio sacrorum modo consueuissent: vt vel ibi male acceptus futurus essem, vel patriam; legem meam; maiorumque relinquere coactus. Id. Ibid. cap: 4. p. 21.

m) Cum Venetiis essem, Natali Virginis pecuniam alea amisi, sequenti die reliquum. Erat autem in domo collusoris; cumque animaduertissem chartas esse adulterinas, pugione ipsum vulneraui in facie. Id. Ibid. cap. 30. p. 116.

wåre, seine Frau mit Gift zu vergeben, so würde man am Ende des Jahres fast eben so viele Wittwer in Frankreich antreffen, als itzt verhehrathete Personen da sind. Aber sagt mir doch, warum ihr in der Nativität, die ihr eurem Sohne stelletet, und worinne ihr ihm sein künftiges Schicksal prophezeytet, nicht mit einem Worte der Art des Todes Erwähnung thut, die ihm bevorstund. Wenn ihr dieses gethan håttet, vielleicht wåre er nicht gehangen worden; er håtte sich alsdenn besser vorgesehen, um eure Prophezeyung zu Schanden zu machen, und er wåre kein solcher Narr gewesen, wie ihr, da ihr für Hunger starbet n), um nicht die Zeit zu überleben, worinn euer Tod erfolgen sollte. Ich zweifle, daß er zum Besten der Astrologie sich würde haben wollen hången lassen; vielmehr håtte er seine Frau verschonet. Gehet, euer Tod selbst ist schon so eine große Narrheit, die alle die Meinigen weit übertrifft.

Ich grüße dich, weiser Abukibak, in und durch Jabamiah.

Ein und sechzigster Brief.

Ben Kiber an den weisen Kabbalisten Abukibak.

Der größte Trost, den ich, weiser und gelehrter Abukibak, bey allen meinem Unglücke empfinde,

n) S. die Memoires secrets de la Republik des Lettres, oder das Theater de la Verite, der 8. Brief. S. 670.]

pfinde, besteht darinnen, wenn ich an die Unsterblichkeit der Seele gedenke. Habe ich einen Verdruß in meinem Hause, oder bin ich krank, so denke ich sogleich: „Diese Uebel sind vergänglich, es wird ein Tag, eine glückliche Zeit kommen, da die Seligkeit, die ich schmecken werde, durch kein Unglück wird mehr unterbrochen werden. Was ist dieses Leben im Gegensatz desjenigen, das auf uns wartet, wenn wir aus dieser Welt gehen? Sobald meine Seele wird von den Banden dieses Leibes erlöset seyn, so wird sie sich desjenigen ruhigen Zustandes erfreuen, zu welchem sie wahrhaftig erschaffen ist. Ihr Exilium wird bald zu Ende gehen; vielleicht erreicht es dasselbe schon itzt durch die Krankheit, die mich befällt. Warum ärgere ich mich also über ein leichtes und augenblickliches Uebel, welches mich zu einem ewigen Glücke führen soll?

Siehst du, so urtheile ich, weiser und gelehrter Abukibak, und ich kann nicht begreifen, wie es noch Leute giebt, die nach Ursachen streben, welche ihnen die Sterblichkeit der Seele beweisen sollen. Wir wollen annehmen, daß sie sterblich sey; alsdenn geriethe ich in Verzweiflung, es zu wissen. Ich befinde nichts so kränkend, ja ich kann wohl sagen, so grausam, als zu glauben, daß man einmal soll in Nichts verwandelt werden. Dieser Gedanke kann nur einem Menschen schmeicheln, der von seinen Gewissensbissen ohne Unterlaß gequälet wird, und welcher, wenn er an die Laster denkt, deren er schuldig ist; gar wohl fühlet, daß er die Bestrafung nicht anders vermeiden kann, als durch seine Zernichtung.

Lucrez urtheilt sehr übel, wenn er sagt, „daß die Furcht für der Hölle das Leben zu einer beständigen Unruhe mache, weil die reizendsten Vergnügungen durch die Furcht für der Annäherung des Todes ihre Kraft verlöhren o).„ Diese Furcht schreckt Tugendhafte nicht, sie rechnen auf die Güte und Barmherzigkeit Gottes und beruhigen sich mit der Reinigkeit und Unschuld ihrer Sitten.

Wenn solche Theologen, die ihr ganzes Leben hindurch eine Menge Tugendhafter verfolgt haben, endlich herzlich wünschen, daß die Seele sterblich seyn möge, dieses wundert mich nicht. Wenn solche Prälaten, die ihr Ansehen und ihre Einkünfte zur Befriedigung aller ihrer Leidenschaften, ihres Hasses, ihrer Eifersucht, ihres Hochmuths, angewandt haben, wenn solche, sage ich, sich zu überreden bemühen, daß der Tod den Geist, so wie den Leib zerstöhre, so finde ich darinnen nichts ausserordentliches. Wenn Regenten, die über ihre Völker tyrannisirt, sich mit dem Blute ihrer Unterthanen genährt und mit ihren Thränen befriediget haben, darüber erfreut sind, daß die Unsterblichkeit der Seele eine Chimäre ist, so ist dieses ganz natürlich. Wenn Staatsmänner, die ihr Ansehen gemißbraucht, ihre Fürsten hintergan-

o) Et metus ille foras praeceps Acherontis agendus
Funditus, humanam qui vitam turbat ab imo,
Omnia suffundens mortis nigrore, neque vllam,
Esse voluptatem liquidam puramque relinquit.
Lucret. de rerum Natura. Lib. III.

tergangen, und die Unterthanen beraubt und geplündert haben, sich freuen, daß sie durch ihren Tod gänzlich sollen vernichtet werden, so ist dieses eine nothwendige Folge ihrer Lebensart. Aber wenn ein Tugendhafter, ein Philosoph, dessen Tage in der Untersuchung der Wahrheit verflossen sind, der seine Sorgfalt angewandt hat den Aberglauben zu stürzen, der das Laster entlarvt, die Gottheit verehret und seinen Nächsten hochgeachtet hat, wenn dieser, sage ich, durch die Furcht des Todes soll bekümmert werden, so ist das etwas Unmögliches. Er sieht die Unsterblichkeit für ein höchst vollkommnes Gut an, er schmeckt das Vergnügen schon im voraus, welches er haben wird, wenn er einmal die Güter ewig genießen soll, die denen Tugendhaften aufbehalten sind.

„Wenn die Höllenstrafen, sagt einer der berühmtesten neuern Weltweisen, nur die Gottlosen und Lasterhaften treffen sollen, warum soll man ihre Glaubwürdigkeit zu untergraben suchen? Man muß sich vielmehr bemühen, sie fester zu gründen, damit sie gleichsam ein Geyer seyn mögen, der das Herz der Lasterhaften abfrißt, und der ihnen überall folget, wie eine Furie, die einer gewissen Person zugeordnet ist. Wenn sie sich von dieser Furcht befreyen wollen, wenn sie wünschen, daß die Furcht für der Hölle ihr Leben nicht beunruhigen soll, so mögen sie tugendhaft werden. Alsdenn wird die Gewißheit der Unsterblichkeit der Seele ihnen mehr zur Vermehrung des Vergnügens als zur Verminderung dienen; sie werden viel eher befürchten nicht unsterblich zu seyn,

als

als ihre Zernichtung wünschen p). „ Wenn ich irre, sagt Cicero, indem er die ewige Fortdauer seiner Seele zugiebt, so will ich gern irren und ich will meinen Irrthum, so lange ich lebe, nicht fahren lassen. Wofern aber meine Seele nach meinem Tode zernichtet wird, wie einige kleine Geister geglaubt haben, so werde ich dieser ihren Spott über meine Leichtgläubigkeit in jener Welt nicht zu befürchten haben q).

Erlaube mir, weiser und gelehrter **Abukibak**, daß ich zu diesen Betrachtungen des **Cicero** noch einige von dem **Seneca** hinzufüge. Dieser Weltweise beklagt sich über einen seiner Freunde, weil er ihn

p) Deinde, cum inferorum poenae, qualescunque eae sint, non nisi malos, improbos, iniustos, scelestos attineant, quid necesse est illos eximi poenarum huiusmodi metu; cum haec sit qualis iustitiae pars, vt hocce immani quasi vulture sub pectore alto habitante tundantur; ac nulla sit tam fera Erynnis, nulla sit tam feralis Enyo, quae aduersus illas inuocanda non sit quamdiu illa patrant, ob quae poenas metuunt? Quod si liberati hoc metu exoptant prauitatem igitur eruant, et a flagitiis desinant. Philosophiae Epicuri syntagma, cum Refutationibus etc. per Petrum Gassendum p. 29. Edit. Hag. in 4.

q) Si in hoc erro, quod animas hominum immortales esse credam, libenter erro: nec mihi hunc errorem quo delector, dum viuo, extorqueri volo. Sin mortuus, vt quidam minuti Philosophi censent, nihil sentiam, non vereor ne hunc errorem meum mortui Philosophi derideant. Cic. de Senect. ad finem.

ihn durch starke Beweise von der Sterblichkeit der Seele in der Gewißheit der Unsterblichkeit wankend gemacht hatte. „Ihr habt mich, sagte er zu ihm, alles des Vergnügens beraubet, welches mir ein so schmeichelhafter Traum gönnete. Es war für mich eine unendliche Zufriedenheit das zu glauben, was viele große Geister von der Ewigkeit der Seele behaupten. Und ich fand eine große Süßigkeit in den Meynungen derer, die mehr versprechen, als sie beweisen können [r].

Alle, denen die Tugend lieb ist, werden so, wie Cicero und Seneca denken; und wenn es wahr wäre, daß alles mit dem Körper aufhörete, so werden sie doch ihr Lebenlang einen solchen kränkenden Grundsatz nicht annehmen wollen. Ist wohl in der

Thal

r) Quomodo molestum est iucundum somnium videnti qui excitat, aufert enim voluptatem etiamsi falsam, effectum tamen veri habentem; sic epistola tua mihi fecit iniuriam. Reuocauit enim me cogitationi aptae traditum, et iterum, si licuisset, vlterius iuuabat de aeternitate animorum quaerere, imo me hercule credere. Credebam enim facile opinionibus rem magnorum virorum gratissimam promittentium magis, quam probantium. Dabam me spei tantae. Iam enim fastidio mihi, iam reliquias aetatis infractae contemnebam in immensum illud tempus, et in possessionem omnis aeui transituris, cum subito experrectus sum epistola tua accepta, et tam bellum somnium perdidi, quod repetam si te dimisero et redimam. Seneca epist. CII.

That etwas grausameres, als zu denken, daß man auf ewig in Nichts soll verwandelt werden, daß man, nachdem man hat denken und zwar auf eine so deutliche Art denken können, auf ewig diese beyden Vortheile entbehren soll? Es giebt Augenblicke, weiser und gelehrter Abukibak, da ich so sehr über die Zernichtung der Seele erschrecke, daß ich meine Zuflucht zu den Beweisen ihrer ewigen Dauer nehmen muß, um den Schmerz zu stillen, welchen mir dieser Gedanke verursacht: Dieselben führe ich mir alsdenn wieder zu Gemüthe und bediene mich ihrer, so bald als möglich einen Zweifel zu heben, den ich für tausendmal fähiger halte mein Vergnügen zu stöhren, als die Furcht für denen Strafen, die den Uebertretern der Grundsätze der Gerechtigkeit und Billigkeit aufbehalten sind.

Wenn die Menschen, weiser Abukibak, wirklich von der Vernichtung der Seele überzeugt wären, so würden die Wissenschaften und schönen Künste ins Abnehmen kommen, oder vielmehr ganz vergessen werden. Wir würden fast alle wie die unvernünftigen Thiere, nur mit dem Gegenwärtigen beschäfftiget, leben; wir würden gar nicht darauf bedacht seyn, ein rühmliches Andenken zu hinterlassen; denn was auch diejenigen Weltweisen nur immer vorbringen mögen, die auch noch so frech wider die Unsterblichkeit gestritten haben, so ist doch ihr heißes Verlangen ihren Namen auf die Nachwelt fortzupflanzen schon Beweises genug, daß die Seele ewig dauern soll. Wenn wir sollten untergehen und nach dem

Tode in Nichts verwandelt werden, so wäre es unmöglich, daß unser Geist ein so brennendes Verlangen zeigen könnte sich in den Seelen andrer Menschen zu verewigen.

Epicur selbst, dieser große Gegner der Unsterblichkeit, war doch für seinen Nachruhm besorgt; er arbeitete sein ganzes Leben hindurch daran, wie er seinen Namen auf die entferntesten Nachkommen bringen möchte, und als er an den Pforten des Todes stund, tröstete er sich bey dem Ausgange aus diesem Leben mit der Versicherung, daß ihm seine Schriften einen ewigen Nachruhm erwerben würden s).

Man muß also zugeben, weiser und gelehrter Abukibak, daß diese Liebe zur Unsterblichkeit eine Leidenschaft ist, welche auf unsern Geist einen allzu starken Eindruck macht, als daß sie sollte für nichtig erkannt werden. Der schönste, deutlichste und ich mag wohl sagen, überzeugendste Beweiß für die Unsterblichkeit ist, daß wir eine Empfindung davon haben: Denn es ist ausgemacht, daß unser Geist diese Unsterblichkeit fühlt, ohngeachtet er sie nicht deutlich einse-

s) Hier sind die letzten Worte aus dem Testamente des Epicurs: Cum ageremus vitae beatum, et eundem supremum diem, scribebamus haec: Tanta autem vis morbi vrgebat vesicae et viscerum, vt nihil ad eorum magnitudinem posset accedere. Compensabatur tamen cum his omnibus animi laetitia, quam capiebam memoria rationum inuentorumque nostrorum. Diog. Laert. de vita Philosoph. in vita Epicuri. Lib. X. p. 413.

einsehen kann; eine anschauende Ueberzeugung versichert ihn, daß er sich dereinst für seiner Vernichtung nicht zu fürchten habe. Es giebt Augenblicke, in denen die größten Epicurer ihr Lehrgebäude fahren lassen; ihre Seelen empören sich gegen das Joch, welches ihnen ihre Vorurtheile über den Hals werfen, und gegen ein Lehrgebäude, das solche betrübte Folgen nach sich zieht.

Spinoza, der aus einem lächerlichen Stolze, die Vernichtung der Seele behauptete, wünschte des Tages wohl tausendmal, daß er unsterblich seyn möchte. Geizig nach Ehre und bemüht einen grossen Nachruhm zu erwerben, dachte er ohn Unterlaß an das Glück, welches sein Geist empfinden würde, wenn es wahr wäre, daß er ewig seyn könnte. Wofern er glaubte, daß er zugleich mit dem Körper verwesen sollte, so geschahe es mehr aus Vorurtheil, als vollkommner Ueberzeugung.

Die epicurischen Weltweisen geben vor, „daß unsre Seele, wofern die Unsterblichkeit eine ihrer Eigenschaften wäre, sie auch zur Zeit ihrer Auflösung nicht so schmerzhaft sich betrüben müsse; sondern sie sollte vielmehr ihre Abreise als einen glücklichen Zufall ansehen, der ihr ein Mittel verschaffte, wie eine Schlange die alte und beschwerliche Haut abzulegen t).„ Die Furcht, weiser und gelehrter Abukibak, welche die Seele empfindet, indem sie den Körper

t) —— Quod si immortalis nostra foret mens,
Non iam se moriens dissolui conquereretur,
Sed

Körper verläßt, ist ein innerliches Gefühl, wodurch sie ihre Unsterblichkeit deutlich beweiset. Sie fürchtet sich alsdenn für einem Wege, auf dem sie sonst ihr Ende zu finden glaubte; der ihr eingepflanzte und so wesentliche Gedanke von der Ewigkeit wird in ihr rege. Derjenige, welcher in seinem Leben überzeugt zu seyn glaubte, daß das Wesen seiner Seele in dem Blute bestünde und sie folglich verweslich wäre, zittert in der Todesstunde und erkennet, wie wenig er seiner Meynung gewiß war. Die stärksten Vorurtheile, Blendwerke und Scheingründe verschwinden; und es bleibt nichts übrig, als das Andenken der Laster und die Furcht für den Strafen.

Ich bin versichert, weiset Abukibak, daß nicht ein einziger Epicurer von seiner Meynung vollkommen überzeugt stirbt. Spinoza bestätiget diese Wahrheit, er war bey seinem Sterben seiner Meynung so wenig gewiß, daß er auch keinen Geistlichen zu sich lassen wollte, aus Furcht, er möchte einige Schwachheit oder Ungewißheit in seinem errichteten Lehrgebäude blicken lassen; aber diese Vorsicht war umsonst. Er fühlte wider seinen Willen diese Beweise der Unsterblichkeit, die er so oft bestritte, und sein Zweifel war die erste Bestrafung seiner Meynungen.

Sed magis ire foras, vestemque relinquere, vt anguis,
Gauderet, praelonga senex aut cornua ceruus.
Lucret. de Rer. Nat. Lib. III.

Laßt uns also, weiser und gelehrter Abukibak, alle Gelegenheit vermeiden, wobey wir einem Lehrgebäude ein Gewicht geben könnten welches uns doch nicht glücklich machen kann, weder in dieser noch in jener Welt. Sollte es wahr seyn, daß wir irreten, so würden wir nach dem Tode mit den Epicurern in gleichem Zustande seyn; wir hätten aber doch in unserm Leben eine Glückseligkeit genossen, die ihnen unbekannt ist.

Ich grüße dich, weiser und gelehrter Abukibak.

Zwey und sechzigster Brief.

Ben Kiber, an den weisen Kabbalisten Abukibak.

Ich kann die übertriebne Zärtlichkeit nicht billigen, weiser Abukibak, daß gewisse Personen die Geschichtschreiber verwerfen, welche die Ausschweifungen und Laster verschiedner Fürsten so aufrichtig beschrieben haben, wodurch diese die Welt in Erstaunen setzten. Ich glaube, daß die Beschreibung der beschriebendsten Schandthaten der menschlichen Gesellschaft nützlich werden kann und daß sie boshaften Regenten zum Zaume dient; es giebt keinen Tyrannen, der sich nicht für den Vorwürfen der Nachkommenschaft fürchten sollte, wenn er die hassenswürdigen Schilderungen betrachtet, welche Sveton und Tacitus von einigen römischen Kaisern entworfen haben, und der nicht erzittern sollte, wenn er bedenkt, wie sehr man ihn verabscheuen werde.

Die Fürsten sind es nicht allein, denen lebhafte und nicht schmeichelnde Beschreibungen dienlich seyn können, die Völker selbst können großen Nutzen davon haben. Sie erkennen hieraus, wie groß das Unglück verschiedner Nationen gewesen ist, die durch ungerechte, grausame, geile und unzüchtige Regenten sind beherrschet worden, und sie danken Gott für den, welchen er ihnen gegeben hat. Ist er tugendhaft und gerecht, so dienen sie ihm mit mehr Liebe und Treue; hat er mittelmäßige Eigenschaften, oder stehen die guten mit den bösen bey ihm im Gleichgewichte, so ertragen sie seine Fehler mit Gedult, indem sie bedenken, daß es tausendmal schlimmere und verächtlichere gegeben hat.

Wenn ich sage, weiser und gelehrter Abukibak, daß die Geschichtschreiber der bürgerlichen Gesellschaft durch die verhaßten Schilderungen einen großen Dienst erweisen, welche sie von den Lastern und Ausschweifungen der Tyrannen entworfen haben, so will ich dadurch nicht behaupten, daß es erlaubt sey Handlungen zu erfinden, die niemals existirt haben, und daß es recht sey, diejenigen zu übertreiben, welche vorgefallen sind. Dieses ist bey weitem meine Meynung nicht, ich behaupte vielmehr, daß man durch eine so unbesonnene Aufführung der Welt eher schadet, als nutzet; denn indem man sich so von einer blinden Leidenschaft hinreißen läßt und deren Personen falsche Handlungen andichtet, die sie niemals begangen haben, so verringert man das Ansehen weiser und unpartheyischer Geschichtschreiber,

und viele Leute können sich einbilden, daß man auf eben die Art das Andenken eines andern beschimpfen könne, so wie man dergleichen Schmähungen erfunnen hat, die den Abscheu für das Andenken eines Fürsten vermehren sollen.

Ich kann zum Exempel viele Dinge nicht billigen, die verschiedne Geschichtschreiber von dem Heliogabalus erzählt haben. Ich zweifle keinen Augenblick, daß dieser Fürst nicht sollte ein Ungeheuer von Unkeuschheit gewesen seyn; aber ich kann nicht glauben, daß er alle die Ausschweifungen sollte begangen haben, welche Lamprides, Spartian, Aurelius, Victor, Eutrop und viele andere von ihm erzählen.

Zwey Ursachen lassen mich muthmaßen, daß die Hälfte der Handlungen, die man ihm beyleget, übertrieben sind, und daß man bey ihrer Erzählung, das Wahre mit dem Falschen vermenget hat. Die erste ist, daß es unmöglich sey, daß ein Mensch, der nicht ganz und gar ein Narr ist, sie sollte haben begeben können; die andre ist, daß, wenn er sie begangen hat, so würde es das Volk nicht zugegeben haben, sie so viele mal zu begehen.

Um die Wahrheit meines Urtheils besser zu empfinden, so muß man nur die Thorheiten durchgehen, welche man dem Heliogabalus beylegt, und zu gleicher Zeit bedenken, daß nicht ein einziger Geschichtschreiber bey ihrer Erzählung etwas davon sagt, daß dieser Fürst unsinnig gewesen wäre. Sie werfen alle Schuld auf seine übertriebne Liebe zum Frauenzimmer, und auf seine unkeusche Gemüthsart.

Wie

Wie hätten sie diesen Kaiser als einen Narren vorstellen können, da sie einstimmig erzählen, daß er die römischen Trouppen so wohl zu gewinnen und ihre Freundschaft zu erhalten wußte, sowohl durch sein großmüthiges freygebiges Bezeigen, als auch durch den Namen Antonin, den sie so ausnehmend liebten und den er sich so zu rechter Zeit beylegte, daß sie ihn zu ihren Fürsten erwählten? Ist es wohl wahrscheinlich zu behaupten, daß ein Mensch, der das Kaiserthum nur durch seine Politik erhielt, seines guten Verstandes beraubt sey? Nun müßte aber Heliogabalus dessen beraubt gewesen seyn, wenn er das alles gethan hätte, was man ihm beylegt. Laßt uns einige seiner Handlungen untersuchen.

Man sagt, er habe in Rom einen Senat von lauter Weibspersonen errichtet, die alle die Händel schlichten sollten, welche das schöne Geschlecht betrafen. Dieser vorgegebne Senat, wovon die Geschichtschreiber solchen Lärmen gemacht haben, konnte doch wohl als ein Tribunal errichtet worden seyn, dessen Gerichtsbarkeit sich nur über die Galanterie erstreckte. Man hat ein dergleichen Gericht lange Zeit in der Provence gehabt und la Cour d'Amour ist allen denen bekannt, die sich auch nur ein wenig in der Geschichte umgesehen haben. Ich bin also ganz geneigt zu glauben, daß Heliogabalus einen dergleichen Weibersenat errichtet hat, dem die Geschichtschreiber so viel eingebildete Dinge beygemessen haben. Wenn dieser Kaiser seinem Vergnügen weniger ergeben gewesen wäre; vielleicht hätte man von

diesem weiblichen Parlamente alsdenn nur gleichsam zum Scherz und Spaße gesprochen. Wir wollen eine andre Handlung prüfen.

Man erzählt, der Kaiser Heliogabalus sey durch die Strassen von Rom auf einem Wagen, mit zwey zahmen Löwen bespannt, spazieren gefahren. Das scheint mir gar wohl möglich zu seyn; sieht man doch in unsern Tagen zu London und Paris Leute, die sich ein Vergnügen machen, sich in kleinen Wagen von großen englischen Doguen ziehen zu lassen. Aber man setzt noch hinzu, Heliogabalus habe oftmals in einem Wagen die ganze Stadt durchrennet, an welchem vier ganz nackte Frauenzimmer nach Art der Pferde wären vorgespannt gewesen, und die er in einem sehr unanständigen Zustande selbst als Kutscher geführt hätte. Ich gestehe es, daß dieses Geschichte sind, denen ich schwerlich Beyfall geben kann. Wenn man schlechtweg gesagt hätte, daß er einmal in seinem Leben eine solche Ausschweifung vorgenommen habe, so dächte ich er wäre betrunken gewesen, und alsdenn wäre es nichts unmögliches, daß er sich hätte zu diesem Schritte verleiten lassen; aber man behauptet gar, es sey seine Gewohnheit gewesen dergleichen Spazierfahrten zu thun. Ich frage doch, was würde man wohl in den Ländern von Europa sagen, wo man die tiefste Ehrfurcht für Fürsten hat, wenn man einen Monarchen ganz nackend in einem Phaeton durch die Strassen seiner Haupt- und Residenzstadt fahren sähe, und er würde von zween magern und dürren Italiänerinnen, oder von zween hochbrü-

hochbrüstigen und dickärschigen Niederländerinnen gezogen? Würde das Volk nicht von seiner Blindheit erwachen? Würde es nicht erkennen, wie unwürdig ein Fürst sey sie zu regieren, der dergleichen schlechte Streiche vornähme? Ich wette, daß dieses Volks Verwunderung zum erstenmale würde mit Zorn und Unwillen vermischt seyn, es ist aber auch gewiß, daß zum zweyten male eine Wuth darauf folgen würde und es würde vielleicht gar einen so unverschämten Schwärmer mit Steinen werfen.

Die Türken haben gegen ihre Kaiser eine Unterwürfigkeit, welche mehr eine Sclaverey kann genennet werden; was würde aber unterdessen einem Großherrn wiederfahren, der sich in Constantinopel von zween ganz nackenden Georgianerinnen ziehen ließe? Ich bin versichert, daß ihm die Janitscharen, wenn er das erste mal in einem solchen Aufzuge ausführe, nicht nur die Lust, sondern auch das Vermögen benehmen würden, es zum zweytenmale zu thun.

Laßt uns also gestehen, mein lieber Abukibak, daß in den Vorwürfen etwas übertriebnes steckt, welche die Geschichtschreiber dem Heliogabalus gemacht haben.

Daß er eine Vestalin gemißbraucht hat, scheint mir noch viel wahrscheinlicher. Man hat unterdessen doch diese Handlung viel verhaßter machen wollen, als sie es war; denn mit einem Worte, so groß auch das Verbrechen ist, eine Jungfer zu verführen, wie viel Leute hat es nicht in diesen neuen Zeiten gegeben, welche junge Nonnen geschwängert

 haben,

haben, und denen man doch nicht so ehrenrührige Namen beygelegt hat, als wie man an dem Heliogabalus verschwendete. Wenn dieser Kaiser nicht das Schicksal aller derer gehabt hätte, deren Andenken man hasset; so würde man sich vielleicht über sein Verbrechen eben so lustig gemacht haben, wie über verschiedene listige Mönche, welche erwähnte Ordensfrauenzimmer zur Fortpflanzung des menschlichen Geschlechts gebraucht haben. Es würde genug Leute geben, welche die Verführung einer Vestalin für etwas geringes ansehen würden; und das Aergste, was dem Heliogabalus begegnen könnte, wäre, daß er einigen Poeten Materie an die Hand gegeben hätte, eine Erzählung im Geschmacke des la Fontaine daraus zu machen. Wenn man auf alle die Strafreden halten sollte, welche die Gunstbezeigungen einer schönen Eingesperrten genossen haben, so würde man deren so viele antreffen, als man verdrüßliche mystische Bücher und übel geschriebne Romane siehet.

Man wirft auch noch dem Heliogabalus die Pracht und Verschwendung bey seinen Mahlzeiten vor. Ich gebe es zu, daß er äusserst sinnlich und wollüstig war, ich verwerfe seine Gefräßigkeit, ja ich verdamme sie sogar, wenn man es verlangt; aber ich kann mich nicht enthalten über die lächerlichen Fabeln zu lachen, die man bey dieser Gelegenheit erzählet. Man sagt, er habe ordentlicher Weise seine Tafel mit Pasteten von Pfauen- und Nachtigallenzungen besetzen lassen, warum setzte man nicht hinzu, um diese Erzählung weniger ungeräumt vorzustellen.

daß

daß zu den Zeiten dieses Fürsten die Nachtigallen so häufig gewesen wären, wie die Hüner, und daß sie sich aus allen Theilen der Welt nach Rom begeben hätten, um die Ehre zu haben von einem römischen Kaiser gespeist zu werden? Wenn man auch unterdessen annähme, daß sie eine solche Achtung für den Kaiser bezeigt hätten, so würden sie doch nicht lange eine solche Menge haben hergeben können, als ihrer nöthig war: es bleibt keine andre Ausflucht übrig, als daß man behauptet, die Zungen der Nachtigallen wüchsen so geschwind wieder, wie die Kräuter und Salate, wenn sie abgeschnitten worden wären. Pasteten von Nachtigallenzungen! Großer Gott! Wenn jemand heut zu Tage eine solche Fabel schriebe, und nicht zugleich die Vorsicht brauchte zu sagen, daß er von seinen Lesern keinen stärkern Glauben verlange, als den man den Feenmährchen giebt, was würde man nicht von ihm denken?

Ich wundere mich nicht, daß einige Autoren den Heliogabalus mit Pfauen- und Nachtigallenzungen haben ernähren wollen, weil sie den Löwen dieses Prinzen Heber und Fasane zur täglichen Nahrung haben geben lassen. Entweder müssen diese Löwen wenig Appetit gehabt haben; oder ihre Tafel ist eben so schwer zu unterhalten gewesen als ihres Herrn seine. Die Freyheiten, deren sich Heliogabalus in Gesellschaft seiner lustigen Räthe und Possenreisser bediente, sind mit Recht verworfen worden. Nichts ist der Majestät eines Regenten unanständiger, als sich ein tägliches Geschäffte daraus zu machen,

chen, daß er ein Zeuge der Ausschweifungen eines Haufens nichtswürdiger Kerls ist, deren Naturgabe darinnen besteht die Menschlichkeit zu erniedrigen und verächtlich zu machen. Ein Thier bemühet sich nicht dadurch andre Thiere zur Freude zu bewegen, daß es sich selbst lächerlich macht: niemals sieht man einen Esel einige komische Sprünge machen oder lächerliche Grimassen schneiden, damit er die Gunst eines Pferdes erhalte. Indem ich Fürsten tadle, welche sich so weit erniedrigen, Narren und Arlequins zu begünstigen, so behaupte ich zugleich, daß man nicht recht gehabt hat, dem Heliogabalus dasjenige so bitter aufzurücken, was man andern Fürsten vergeben und an ihnen geduldet hat; denn er gieng mit diesen Lustigmachern doch nicht so grausam um wie Nero und einige andre Tyrannen. Er begnügte sich damit, sich durch einige Späßgen auf ihre Unkosten lustig zu machen: manchmal ließ er ihnen einige sehr delicate Gerichte auftragen, und wenig Tage darauf, ließ er sie an einer Tafel niedersetzen, wo die nämlichen Gerichte in Marmor nachgebildet waren. Er nöthigte diese Arlequins darauf eben so häufig zu trinken, als wenn sie eben so herrlich gespeist und sich bey einem wahrhaften Festin befunden hätten. Ich gebe zu, daß aus diesen Handlungen wenig Anständigkeit und Autorität hervor blickt und daß sie zugleich ausschweifend sind; aber sind sie es denn so sehr um alles das zu verursachen, was man dem Heliogabalus vorgeworfen hat? Wie viel Regenten hat es nicht gegeben, die der Majestät ihres Standes eben so wenig anständige Dinge vorgenommen haben, und man hat

sie

sie ihnen doch als lustige Scherze zu gut gehalten. Man ist manchmal gar so weit gegangen ihnen den Namen eines **Liebenswürdigen** beyzulegen.

Die wunderbarste Historie, welche man von dem **Heliogabalus** aufgezeichnet hat, und die nach meiner Meynung mehr als eine poetische Erdichtung, als für eine wirklich geschehene Sache anzusehen ist, ist diejenige Operation, welche, wie man sagt, dieser Fürst mit sich vornehmen ließ, um eine Frau zu werden. Man erzählt, er habe die geschicktesten Aerzte und Chirurgen versammelt und ihnen große Belohnungen versprochen, wenn sie sein männliches Geschlecht verwandeln könnten. Das Wunder, welches er von den Schülern des **Hypocrates** verlangte, war beträchtlich genug, um es gut zu bezahlen, wenn es glücklich zu Stande käme. Aus einem alten Wollüstlinge ein junges Mädchen zu machen, das ist eine sehr schwere Verwandlung: einige Autoren versichern unterdessen, daß es Wundärzte gegeben hätte, die die Sache unternommen hätten; aber zum großen Schaden des **Heliogabalus**, dem man zwar sein männliches Geschlecht geraubt, aber ihn niemals in das weibliche hätte verwandeln können. Da die Oeffnung übel ausschlug, welche man ihm an dem Orte derjenigen Theile des Leibes machte, die man ihm abschnitt; so mußte er in Geduld stehen, nur ein halbes Frauenzimmer werden und sich endlich damit begnügen, sich den Namen **Baßiane** beyzulegen, anstatt daß er vor der Operation **Baßian** hieß.

Muß man nicht in der That sehr schwach seyn, wenn man glaubt, daß ein Mensch, so lasterhaft er auch ist, der aber doch seinen guten Verstand hat, darauf fallen sollte, ein Frauenzimmer werden zu wollen und sich so eine fruchtlose und unnützliche Blessur machen zu lassen, als wie Heliogabalus sich habe machen lassen? Was? Ein Mann, der die Vergnügungen der Liebe so hoch schätzte, und der sich des männlichen Geschlechts sowohl und glücklich zu bedienen wußte, hätte die ganze Glückseligkeit seines Lebens einem chirurgischen Instrumente überlassen sollen, bloß um des thörichten Einfalls willen, seinen Weibern ähnlich zu werden, die er so sehr liebte? Das ist ungeräumt, ich kann das nicht glauben, was die Schriftsteller von so einer That sagen, die so sehr mit der Vernunft, ja mit der Wahrheit streitet. Heliogabalus kleidete sich manchmal wie ein Frauenzimmer, er schminkte sich und ahmte ihre Manieren nach. Alsdenn wird jemand gesagt haben: Es fehle diesem Kaiser weiter nichts, um völlig ein Frauenzimmer zu werden, als daß er sich die Theile wegnehmen ließe, die ihn zum Manne machten. Ein Schriftsteller wird diesen Gedanken übertrieben und mit der Feder die Operation an dem Heliogabalus vollstreckt haben. Zehn andre Autoren werden alsdenn diesen ersten ausgeschrieben haben; und auf die Art hat sich die Lügen fortgepflanzt.

Ich grüße dich, weiser und gelehrter Abukibak.

Drey

Drey und sechzigster Brief.

Der Kabbalist Abukibak an den fleißigen Ben-Kiber.

Deine Gedanken sind so weise, lieber Ben-Kiber, daß du meine Unterweisung nicht mehr nöthig hast. Erlaube mir unterdessen, daß ich dir nicht als Lehrer, sondern als Freund einige Anmerkungen mittheile, die ich über die eitlen Wünsche fast aller Menschen gemacht habe. Sie bringen ihr Leben zu, indem sie wünschen, was sie nicht haben, und sich aus dem nichts machen, was sie besitzen. Und wenn sie endlich sterben, so kommt es so, daß sie immer sagen möchten sie hätten gelitten, an statt, sie hätten gelebt, weil nichts beschwerlicher ist, als immer ein Gut begehren, das man doch nicht erlangen kann.

Wenn wir über die meisten Gegenstände unsrer Wünsche Betrachtungen anstellen, so werden wir erkennen, daß uns vielleicht eben so viel Böses wiederfahren könnte, als wir Gutes hoffen, wofern unsre Wünsche sollten erfüllet werden. Wir haben oft zu wenig Erfahrung in Ansehung unserer Vortheile; der, welcher die Welt regiert, kennt sie besser, als wir selbst. In seinen allmächtigen Willen ganz ergeben, mein lieber Ben-Kiber, unterwerfe ich mich ohne Sorge allem dem, was mir wiederfähret. Ich weiß, daß meine Wünsche mein Schicksal nicht ändern werden, und ich hüte mich, so viel ich kann eitle Wünsche zu thun. Um mich darinnen festzusetzen und bey diesen vernünftigen Grundsätzen zu erhalten,

halten, so führe ich mir oft zu Gemüthe, daß es kein Gut giebt, welches mir nicht auch in der Folge sehr schädlich seyn könnte.

Das, was ich hier sage, scheint anfänglich abgeschmackt zu seyn, oder wenigstens sehr parador zu klingen; unterdessen ist doch nichts so wahr, als dies. Was ist, zum Exempel, wohl natürlicher, als die Gesundheit des Leibes für ein wesentliches Stück zur Dauer dieses Lebens anzusehen? Eine starke und muntere Leibesbeschaffenheit ist aber doch nicht so vortheilhaft, als eine mittelmäßige Gesundheit und die von Zeit zu Zeit einige Anfälle auszustehen hat. Hypocrates versichert, es sey nichts so gefährlich als eine höchst vollkommne Gesundheit [u]) weil die Natur, wenn sie den höchsten Grad erreicht hat und nicht weiter gehen kann, nothwendiger Weise schwach werden und ihre Kräfte verlieren muß; dies verursacht eben die geschwinden, gefährlichen und oft tödlichen Krankheiten. Selten sieht man einen Menschen, der eine zärtliche Constitution hat, eines jählingen Todes sterben, vom Schlage gerührt werden oder sonst dergleichen Anfällen ausgesetzt seyn. Auf der andern Seite scheint es auch, daß man, jemehr man Stärke und Munterkeit besitzt, auch destoweniger seine Gesundheit zu schonen sucht. Es haben fast alle Personen, die in den erstern Jahren ein starkes Temperament hatten, dasselbe geschwächt mehr als

u) Habitus, qui ad summum bonitatis attingunt; periculosi, Hypocrat. Aphor. III. Sect. II.

als diejenigen, welche nur eine mäßige Munterkeit besaßen, weil die letzten darauf bedacht sind, daß sie nichts vornehmen mögen, was ihnen schädlich seyn könnte. Sie fürchten sich etwas zu unternehmen, das über ihre Kräfte gienge; sie wachen über ihre Erhaltung, und gemeiniglich mehr als diejenigen, die ihrer guten Constitution wegen das Ansehen haben, als wenn sie gar nicht sterben sollten. Plato scheint mir wohlgegründet zu behaupten, daß die stärksten Leute nicht eben am meisten zu schätzen wären; sondern vielmehr diejenigen, welche die Schönheit und Stärke in einem mäßigen Grade besäßen.

Da wir nun die Gesundheit nicht wünschen können, ohne zugleich Gefahr zu laufen, daß uns die Erfüllung unsrer Wünsche Schaden bringe, so sage man mir, wo ist ein Gut, das uns nicht könnte schädlich werden? Laßt uns die Dinge durchgehen, welche die Menschen am eifrigsten wünschen, so werden wir bey allen Gefahr und Unglücksfälle antreffen.

Ein Liebhaber, der eine schöne, liebenswürdige und aufgeweckte Gebieterinn besitzt, ist noch viel weniger ruhig und glücklich, als der, so sich an eine häßliche oder mäßig schöne Person gemacht hat. Er ist mit einer Anzahl von Nebenbuhlern umringet, die alle auch sein Glück begehren, und es ihm zu rauben suchen, an statt daß der andre seine Eroberung in Ruhe genießt.

Ein Ehemann befindet sich in eben dem Falle, als der Liebhaber. Ist seine Frau schön, so will

ein jeder von ihr erhört seyn. La Fontaine hat mit allem Rechte gesagt, daß

Die Hahnreyschaft und Schönheit oft beysammen wohne.

Unterdessen wünscht ein jeder von einer schönen Frau geliebt zu werden. Wer sich verheyrathen will, bittet den Himmel alle Tage, er soll ihm doch eine reizende Gattinn bescheren, der hingegen, so ein häßlich Frauenzimmer geheyrathet hat, thut oft den Wunsch, daß sie ihm doch durch ihren Tod die Freyheit geben möchte, sich eine annehmlichere auszusuchen. Er kennt sein Glück noch nicht, und sehnt sich nach einem gefährlichen Gute, das noch ärger ist, als das Uebel, welches er zu ertragen glaubt.

Eine vernünftige Person, mein lieber **Ben-Kiber**, wird niemals mißvergnügt darüber seyn, daß er keine schöne Frau hat, wofern sie nur nichts unleidliches und unerträgliches an sich hat. Ich habe bey einer solchen Gelegenheit eine sehr kluge Antwort eines Philosophen angehöret, der eine junge, aber ziemlich häßliche Person geheyrathet hatte. Als dieselbe ein gewisser Mensch zum erstenmale in der Gesellschaft sahe und sie nicht kannte, so wendete er sich zu dem Weltweisen: „Wer ist denn dieses häßliche Frauenzimmer, fragte er ihn? Es ist meine Gemahlinn, versetzte jener mit kaltem Blute. Ich freue mich herzlich, daß ihr sie nicht für schön haltet; auf diese Art werde ich einen Nebenbuhler weniger haben. Möchte ich doch versichert seyn, daß die übrigen Menschen alle so dächten, wie ihr. „

Laßt

Laßt uns gestehen, liebster Ben-Kiber, daß dieser Mann sehr vernünftig redete, und daß eine schöne Frau haben wollen, oftmals so viel heißt, als sich tausend Kummer und Unruhe wünschen. Jezt wollen wir die Untersuchung der vornehmsten menschlichen Wünsche fortsetzen.

Viele bitten den Himmel mit Ungestüm um Kinder. Wenn sie die Pflichten, Sorgfalt und den Verdruß eines Hausvaters kenneten, so würden sie oft ihre eigne und ihrer Frauen Unfruchtbarkeit segnen. Was hat der Vater für ein Glück, dem der Himmel ein zu schändlichen Lastern geneigtes Kind giebt. Was für Kummer empfindet er nicht über die Ausschweifungen und Verbrechen seines Sohnes! Ist wohl ein traurigerer Zustand als der, in welchem sich ein Hausvater befindet, der, nachdem er alle Mühe angewandt hat, seinen Kindern Güter zu sammeln, endlich siehet, daß er ihnen nur dadurch Mittel verschafft hat, lasterhafter zu seyn? Wie viel Väter bitten nicht Gott um den Tod eines Kindes, das ihnen Schande macht oder sie sucht zu entehren?

Diejenigen, welche so eifrig eine zahlreiche Familie wünschen, mögen mir doch sagen, was sie für eine Versicherung haben, daß ihnen ihre Kinder nicht dermaleins die empfindlichste Betrübniß verursachen werden? Dort ist einer, der verspricht allen Heiligen alles mögliche und kauft sich überall Ablaß um nur einen Sohn zu erhalten, der doch vielleicht gern drey Wallfahrten barfuß zum heil. Jacob nach Com-

 postell

postell thun würde, wenn er die Gemüthsart und Bosheit des Kindes wüßte, um das er anhält.

Es giebt wenig Personen in der Welt, welche nicht ein Verlangen nach Reichthum haben sollten. Dieser Wunsch ist noch allgemeiner, als der nach Kindern, und ist gemeiniglich hundertmal gefährlicher. Das allerschädlichste Geschenk, das uns der Himmel geben kann, ist, wenn er uns große Schätze zugestehet, die fast allemal von allen Leidenschaften begleitet werden.

Dieser Kaufmann war vernünftig, als er noch mäßiges Vermögen hatte. Er war mit seinem Handel beschäfftiget, hatte seinen Stand nicht vergessen und lebte, wie es sich für ihn schickte. Seitdem er aber ein großes Glück gemacht hat, so kennet er nicht nur weder seine Anverwandten noch alten Freunde; sondern auch so gar sich selbst nicht einmal mehr. Er ist bemüht, sich durch einige geitzige und ausgehungerte Genealogisten Ahnen zu verschaffen; er macht sich in den Augen aller vernünftigen Leute durch die hohe Mine, die er sich giebt, lächerlich, und die ihn eben so wohl kleidet, als den Esel ein mit Gold und Diamanten besetzter Pferdezaum. Er ist weder seiner Familie nutzbar, die er gar bald durch seine thörichte Verschwendung in einen traurigen Zustand versetzen wird; noch seinem Vaterlande, dem er nützliche Dienste würde geleistet haben, wenn er ein bloßer Kaufmann geblieben wäre, und für die Aufnahme der Handlung gearbeitet hätte.

Dieser

Dieser Edelmann, welcher vor einem halben Jahre auf einem Landgute lebte, dessen Einkünfte zu seinen Ausgaben und Unterhalte hinlänglich waren, erhält eine beträchtliche Erbschaft. Sogleich hat er seine alte ruhige Wohnung verlassen, wo für seine Sitten und Frömmigkeit nichts zu befürchten war. Er hat sich nach Paris begeben, daselbst eine Equipage, Bediente, einen Pallast und eine Maitresse angeschafft, die ihm die ererbten Güter verzehren hilft; und wenn diese werden verzehret seyn, so werden jene, die er erst besaß und sonst für ihn hinlänglich waren, gleiches Schicksal haben: er wird bettelarm werden, weil er allzureich war. Wenn er allezeit ein mäßiges Vermögen gehabt hätte, so hätte er die Kunst und Mittel sich zu ruiniren nicht kennen gelernt.

Dieser Priester lebte gottesfürchtig, als er nur noch eine kleine Pfründe besaß. Seitdem er aber zu einem Abte ist ernennet worden, haben sich auch seine Sitten verschlimmert. Er hat das Brevier mit dem Champagner und das Meßbuch mit dem Weinmaaße verwechselt. Als er noch mäßige Einkünfte hatte, so bekümmerte er sich nicht um Vergnügungen, die er nicht genießen konnte; itzt aber sind sie ganz seine Beschäfftigungen. Kaum erinnert er sich an seinen Stand; er will sich wenigstens alle seine Amtsverrichtungen leichter und angenehmer machen, er list noch die Messe zwey oder dreymal im Jahre, aber blos sich zu belustigen.

Dieser Bischof würde ein vortrefflicher Prälat seyn, wenn er zu einem Bisthume von 8000 Livres

Einkünften wäre erhoben worden, und hundert Meilen von Paris entfernt lebte. Er hat aber eins von 60 bis 80000 bekommen, das nur eine Tagereise vom Hofe entfernt ist, und nun hält er sich beständig zu Versailles auf. Der Nachfolger der Apostel wird ein Hofmann: an statt in seiner Diöces zu predigen und den Seegen zu sprechen, schneidet er Complimente und Reverenzen in der Antichambre des Ministers.

Die Ehrenstellen und Würden sind eben so gefährlich wie die Reichthümer und verändern die Sitten und Neigungen eben so sehr. Betrachten wir einen Herrn, der ein bloßer Privatmann in Paris ist, so werden wir ihn sanftmüthig, artig und höflich finden. Sehen wir ihn zu Versailles, wo er der Sclave des Ministers wird, so wie alle, die am Hofe leben, so ist er gefällig, einschmeichelnd und gesprächig. Wir wollen ihm in sein Gouvernement nachfolgen, wo ihm sein Posten das Recht giebt zu befehlen, so ist er trotzig, hochmüthig, gebieterisch und würdiget die kaum mit ihm zu reden, welche um ihn seyn müssen. Er spielet funfzig oder hundert Meilen von Paris die Rolle eines Theaterkönigs, eben so wohl als die Rolle eines Sclaven im Angesicht des Monarchens.

Dieser Officier wurde von den Truppen geliebt, als er nur noch Generallieutenant war, itzt wird er von ihnen gehasset, da er Marechal ist. Was ist wohl die Ursache von dieser Unbeständigkeit der Soldaten? Die Veränderung der Gemüthsart und des Charakters dieses Generals? Der Commandostab hat ihn hart, trotzig und allen denen unerträglich gemacht,

die

die mit ihm zu thun haben; er würde beständig seyn geliebet worden, wenn er niemals Marschall von Frankreich geworden wäre.

Ein andrer Generallieutenant wurde hochgeschätzt, man sahe ihn für einen Mann an, der vermögend wäre die ersten militairischen Ehrenstellen zu behaupten; man nennte ihn den besten Officier von ganz Europa; der Fürst, der Minister, der Hof, waren alle gleich für ihn eingenommen. Der Feldmarschall stirbt, er folget ihm. Sein Ruhm fällt, sein Verdienst verschwindet: dieser Mann, den man so hoch schätzte, verliert bey der geringsten Gelegenheit allen Muth. Er glaubt immer den Prinz Eugen hinter sich her zu haben, und ein Marsch von vierzig Meilen kann ihm diese Furcht nicht benehmen. Redet man mit ihm, so antwortet er nicht; verlangt man seine Order; so beklagt er sich an statt dessen. Der Fürst erfährt seine Klagen und sieht die Gefahr ein, worinnen seine Armee und sein Reich schwebt; daher ruft er den General zurück und erlaubt ihm seine Tage in Paris ruhig zuzubringen und sich damit zu beschäfftigen, daß er anordnet, wie dick und hoch die Mauern der Städte und Vestungen seyn sollen. So lange dieser Officier den zweyten Rang begleitete, so hatte er ganz Europa hinters Licht geführt; aber der Marschallstab von Frankreich gab zu erkennen, daß seine wahre Bestimmung zu gehorchen, niemals aber zu befehlen sey.

Je mehr ich, mein lieber Ben-Kiber, meine Aufmerksamkeit auf die Güter richte, die wir so eifrig wün-

wünschen, desto mehr glaube ich, daß wir nichts zu befürchten haben, wenn auch die Vorsehung unsre eitlen Wünsche nicht erhöret. Wir wollen sie nur walten lassen, ohne sie durch unser Bitten zu ermüden; denn sie weis am besten, was uns nöthig ist. Laßt uns stets daran denken, um unsern ausschweifenden Hochmuth zu mäßigen, daß der Kaufmann, Edelmann, Priester, Bischof, Hofmann und Kriegsheld oft ihr Unglück darinne finden, wodurch sie ihr ganzes Glück zu finden hofften.

Der Gelehrte ist von einem gleichen Schicksale nicht frey, und die Wissenschaft, lieber Ben-Kiber, ist manchmal ein eben so schädliches Geschenk des Himmels, als die Reichthümer. Spinoza, Berigard, Vanin und Pomponatius und so viel andre Philosophen wären niemals Atheisten geworden, wenn sie sich nicht den Wissenschaften ergeben hätten. Ihre Kenntnisse haben ihren Fall verursacht: Euanuerunt in cogitationibus suis, wie viel andre Gelehrte sind nicht aus andern Ursachen unglücklich? Einige haben ihr ganzes Leben hindurch gelitten und im Elende zugebracht. Wenn sie sich auf etwas anders, als auf das Studiren gelegt hätten, so hätten sie in ihrem Alter nicht zwanzigmal für Hunger sterben dürfen. Andre haben sich furchtbare Feinde zugezogen; sie haben die Wahrheit nicht sagen können, ohne zugleich dadurch eine Menge Leute zu erregen, denen es vortheilhafter schien die Lügen zu behaupten. Wenn Thuan eine so falsche, erbärmliche und lügenhafte Historie geschrieben hätte,

wie

wie die Continuation der Historie von Engelland des Rapin Thoiras ist, so würde kein Jesuit, Mönch oder Carthenser sich die Mühe genommen haben ihn zu verlästern. Wenn der Autor der jüdischen Briefe nur eine bloße Plünderung der Zeitungen vorgenommen hätte, wie sie uns der Compilator der Historie von Dänemark alle Monate liefert; so würden ihm niemals ein Haufen A B C Schützen und Schmierer mit ihren elenden und kriechenden Rapsodien beschwerlich gewesen seyn. Der Ruhm des Voltäre war die Hauptursache, warum er Feinde hatte.

Große Talente werden von Dingen begleitet, die den Werth derselben verringern, überhaupt in den Augen desjenigen, der gern ruhig lebt. Man ist manchmal glücklicher, wenn man auch so unwissend ist, wie der Autor der historischen und litterarischen Anecdoten, als wenn man so gelehrt seyn wollte, wie der berühmte Bayle. Dieser letzte wurde in seinem Leben verfolgt; jener aber ruinirt die Buchhändler, tödtet die Kranken, beschwert das Publikum und kein Mensch sagt ihm ein Wort deswegen.

Ich grüße dich, mein liebster Ben-Kiber.

Vier und sechzigster Brief.

Der Kabbalist Abukibak an den weisen Ben Kiber.

Wenn ich, liebster Ben-Kiber, über die Aufführung eines großen Theils der Menschen nach-

denke, so entschuldige ich sie, und es fehlt wenig, daß ich nicht die Handlungen und Denkungsart einiger Personen billige, denen man den Namen Misanthropen giebt. Der ihnen gemachte Vorwurf ist eine Art von Lobeserhebung für ihre Tugend. Wo ist ein wahrhaftig tugendhafter Sterblicher, den nicht die Laster, womit unsre Zeiten befleckt werden, sollten in Harnisch bringen und sollten düstern, verdrießlich und melancholisch machen? Es ist umsonst zu sagen, daß die Menschen zu allen Zeiten einerley gewesen sind, und daß man an den jetzigen eben das bemerkt, was man ehemals an ihnen wahrnahm. Ich behaupte, daß die schwachen Sterblichen, niemals so thörigt, unbesonnen, lasterhaft und mitleidswürdig gewesen sind, als heut zu Tage. Es wäre zu wünschen, daß es unter allen Nationen viele Misanthropen geben möchte, damit man von dem Unterrichte, Erinnerungen, Satiren und Strafreden dieser melancholischen Weltweisen Nutzen ziehen könnte.

Ja, lieber Ben-Kiber, ich glaube steif und fest, daß in der bürgerlichen Gesellschaft nichts so nützlich ist, als eine gute zahlreiche Menge Misanthropen; ich sehe sie für die Lehrmeister des menschlichen Geschlechts an. Beynahe ist ein Theil der Welt in die Kindheit zurückgekehrt oder in Raserey verfallen; man muß die Menschen entweder wie die Kinder leiten, oder wie die Narren. Die bloßen Philosophen, Weisen und Gelehrten, sind nicht mehr im Stande, ihnen zu Führern zu dienen; es müssen Leute seyn von weit besonderer, lebhafter und heftigerer

gerer Gemüthsart. Da die ordentlichen Lehrer nicht mehr zu brauchen sind, so wäre es besser, wenn man strengere Censoren, wenn man mit einem Worte Misanthropen hätte.

Worzu würden alle Lehren des Seneka und Epictets bey einem Petitmaiter dienen? Könnten sie ihn wohl jemals vernünftig machen und dahin bringen, das Publikum zu respectiren, und sich nicht durch eine so außerordentliche, ungeräumte und gezwungne Art lächerlich zu machen? Sie werden keinen Einfluß auf ihn haben. Umsonst werden ihnen diese Philosophen die Tugend anpreisen und das Schreckliche des Lasters schildern; sie werden sich über ihre Reden lustig machen, sie auf die lächerliche Seite drehen und ihnen vielleicht mit einer neuen Opernarie antworten, die sie herpfeiffen oder singen. Ein Misanthrop aber, der gewohnt ist die derbe Wahrheit zu reden, das ist ein Mann, den man bey einem Thoren brauchen kann, wenn derselbe in sich schlagen soll. „Sie haben, wird er sagen, Mauiren an sich, die mich einen Augenblick belustigen, bald darauf aber auch verdrießlich machen. Sie sind komisch genug das Lachen in mir rege zu machen, aber zu läppisch um es lange zu unterhalten. Auf einen Augenblick fallen sie gut ins Auge, aber dieser Augenblick muß sehr kurz seyn. Wollen sie, wird er fortfahren, daß ich frey mit ihnen reden soll? Mich wunderts, daß ihres Gleichen noch nicht darum angehalten haben, daß man denen Prämien aussetze, die sich am besten lächerlich zu machen wissen, so wie man denen welche ausgesetzt hat, die am besten Compli-

mente

mente machen. Ueberhaupt zu rechnen, so sind ihre Manieren eben so verdrießlich, wie der meiste Theil akademischer Reden. Wenn man eine Gesellschaft errichtete, worinne man die besondern Manieren und affectirten Denkungsarten belohnte, so zweifle ich nicht, daß sie nicht der erste seyn würden, der die Wirkungen dieser Gesellschaft empfinden sollte. In ihnen würde man gewiß das grose Verdienst krönen, welches sie besitzen, nach und nach alle Glieder zu verzerren, den Mund zu verdrehen, die Augen methodisch herumzuwälzen, zu reden, ohne etwas zu sagen, über nichts zu lachen, sich ohne Ursache zu betrüben, mit so viel Kühnheit und Dreistigkeit zu lügen, als wie ein andrer, der die Wahrheit redet.

Diese beissenden Scherze, mein liebster Ben-Kiber, wenn sie mit einem spöttischen Tone vorgetragen werden, wie ihn der Misanthrop hat, machen weit mehr Eindruck und bewegen die Herzen mehr, als die schönsten philosophischen Ausdrücke. Kein Moralist und kein Prediger hat noch jemals einen Petitmaiter curirt von seinen Thorheiten, und der Misanthrope des Moliere hat Frankreich mehr Vortheil gebracht als die Sermone des P. Bourdaloüe und die Charaktere des la Bruyere: wenn eine bloße Copie dergleichen Gutes gewirkt hat, was kann man sich nicht von den Originalen versprechen?

Fast allezeit handeln die Menschen nach der ihnen eingepflanzten Eigenliebe. Die beste Art sie zu bessern ist also, wenn man ihre Eitelkeit antastet, ihre Laster und Leidenschaften lächerlich macht, ihnen dreist

dreist die entblößten Fehler vor Augen stellt, die man an ihnen findet. Dies kann niemand besser ausführen, als ein Misanthrop; also ist niemand der bürgerlichen Gesellschaft nützlicher, als eben er.

So oft ich dergleichen Leute sehe, die da, ohne sich zu bekümmern, was man von ihnen sagen wird, ohne den Haß ihrer Mitbürger, Collegen und Gesellschafter zu befürchten, alles was wirklich strafbar ist, tadeln, verwerfen und geradezu verachten; so glaube ich Aerzte zu sehen, welche unter einem Haufen Kranken, die nicht durch ordentliche Mittel wollen geheilet seyn, ihre Zuflucht zu gewaltsamen nehmen und sie mit Gewalt zwingen sehr übelschmeckende Tränkgen einzunehmen, die aber doch ihnen die Gesundheit wieder bringen werden.

Man mag den Charakter eines Misanthropen tadeln wie man will, ich behaupte doch, daß man fast unmöglich ein vollkommen ehrlicher Mann seyn kann, ohne ein wenig misanthropisch zu seyn. Soll ich die kriechende Gefälligkeit eines Hofmanns für eine Tugend ansehen, der beständig bereit ist, nicht nur die Thorheiten seines Fürsten, sondern auch aller derer zu billigen, von denen er einige Wohlthaten erwartet? Soll ich einem jungen Abbe Lobeserhebungen machen, der gern eine geistliche Stelle haben will, und die Tummheit seines Bischofs bis an den Himmel erhebt, Tugenden an ihm rühmt, die jener nicht hat, der dessen Verschwendung, Einfalt und Unwissenheit christliche Liebe nennt, den Zorn und die Schwärmerey aber einen göttlichen Eifer? Soll ich die

die seichte Schmeicheley einer Magistratsperson billigen, welche um das Glück ihrer Kinder zu machen, sich nicht getrauet die ungerechten Handlungen der Jesuiten zu mißbilligen, dieser Gesellschaft solche Ehrenbezeigungen erweiset, die sie nicht verdienet, ihren Gliedern schmeichelt und sie Vertheidiger der Religion nennt; da unterdessen das Gewissen in ihrem Innern ruft: Was machst du Unglücklicher, denkst du wohl an deine Aufführung? weißt du nicht, daß alles Unglück über Frankreich von denen herkommt, die du als nützlich für dasselbe ausgiebst? Nein, liebster Ben-Kiber, ich fühle, daß diese verschiednen Charaktere mir anstößig sind. Ich liebe einen Misanthropen tausendmal mehr, einen so harten, unfreundlichen, ung duldigen, unhöflichen ja gar trotzigen Mann; der aber doch redlich, aufrichtig, tugendhaft und unfähig ist, eine Erdichtung oder Lügen zu machen.

Wenn sich an den Höfen der Fürsten eine gewisse Anzahl solcher Misanthropen aufhalten könnte, was für ein Glück würde dies für die Völker seyn! Auf diese Art hätte ein jeder Regent gewisse Werkzeuge, durch die er könnte die Wahrheit reden hören. Ein einziger Misanthrop würde das Uebel in einem Augenblicke heben, welches funfzig leichtsinnige Schmeichler in einem Monate verursachen würden. Die Minister, Magistratspersonen und übrigen Officianten würden bey dem Namen des wachsamen Misanthropen zittern. „Wir müssen uns ja hüten, würden sie sagen, einen Betrug in unsern Aemtern vorzunehmen. Nichts kann dieses schreckliche

liche Orakel der Wahrheit aufhalten. Es wird bald seine Stimme erschallen lassen, und sie wird bis zum Throne durchdringen; alsdenn wird der Fürst von unsern heimlichen Handlungen ein Licht bekommen. Fürchten wir uns nicht dafür die Gesetze des Wohlstandes und der Tugend zu beleidigen, so müssen wir uns wenigstens vor der Zunge dieses Misanthropen fürchten; und wenn wir nicht in der That tugendhafte Personen sind, so wollen wir uns doch bemühen nichts zu thun, woraus er argwohnen könnte, daß wir es nicht sind.

Was für Unglück würde Frankreich nicht vermieden haben, wenn, anstatt daß eigennützige Hofleute das Kriegsfeuer anbliesen und Franziscum I. überredeten nach Mayland zu gehen, ein weiser Misanthrop, wenig bekümmert durch niedrige Schmeicheleyen zu gefallen, vielmehr diesen Fürsten von seinem Irrthume über die Alpen zu gehen überführt und ihm ohne Zurückhalten alle Folgen gezeigt hätte, die sein Unternehmen haben könnte? Wie nützlich wäre ein Mann von dem Character des seel. Herzogs von Montausier seinem Vaterlande gewesen.

Die Misanthropen würden nicht weniger das Glück der Völker, als der Fürsten befördern: sie würden die Hofleute und Unterthanen lehren, daß sie einzig und allein ihren Oberherren ergeben seyn müßten, ohne ihren Eifer und Dienstergebenheit zwischen ihnen und den Ministern zu theilen. Ich besinne mich, in diesem Falle einen sehr schönen und sonderbaren Zug eines Misanthropen an dem Hofe

Ludwig

Ludwig XIII. irgendwo gelesen zu haben. Dieser Mann, der eine ansehnliche Stelle am Hofe begleitete, hatte niemals die geringste Achtung vor dem Cardinal Richelieu bezeigen wollen. „Ich fürchte ihn nicht und achte ihn nicht, sagte er, da er von diesem Minister redete; ich gehöre dem Könige an und suche ihm zu dienen, so gut ich kann; um den Haß oder die Freundschaft anderer bekümmere ich mich nicht.“ Eine so sonderbare Denkungsart kränkte den Cardinal, welcher so viel Personen an sich zog, als möglich war, und nichts sparete, die Anzahl seiner Creaturen zu vermehren. Er ließ diesem Misanthropen durch einen seiner Favoriten antragen, daß, wenn er nur ein einzigmal aufrichtig zu ihm sagen wollte: Mein Herr Cardinal, ich bin ihr Diener, und ich bitte sie um ihren Schuz; so wollte er für sein Glück sorgen und ihm seine wahre Freundschaft gönnen. Auf diesen Antrag antwortete der Misanthrop, daß er dem Könige angehöre und nicht dem Herrn Cardinal, daß er keinen andern, als den Schuz seines Fürsten nöthig hätte, und was die Freundschaft dieses Ministers beträfe, so mache er sich in Betrachtung der Freundschaft des Königs, so wenig daraus, daß wenn dieser Fürst ihm beföhle den Cardinal zu erschießen, er nicht eine viertel Stunde verweilen würde es zu thun. Die misanthropische Gemüthsart allein, ist vielleicht vermögend so dreiste, edle und uneigennützige Gesinnungen einzuflößen. Ich wiederhole es noch einmal, wenn man ein vollkommen ehrlicher Mann seyn will, so muß man auch ein wenig ein Misanthrop seyn.

Uebri-

Uebrigens verstehe ich durch den Misanthrop nicht einen Rasenden, der sich selbst und dem ganzen menschlichen Geschlechte zur Last ist, der die Menschen hasset, weil sie Menschen sind. Ich will, daß der weise Melancholikus, von dem ich rede, die Laster verabscheue, die Lasterhaften beklage, und indem er sie tadelt, ihre Besserung zur Absicht habe. Zwischen einem Misanthropen, wie ihn Moliere abschildert, und jenem schwärmerischen Athenienser, dessen Plutarch gedenkt, ist ein sehr großer Unterschied. Man legt dem Timon unrechtmäßig den Namen eines Misanthropen bey, man sollte ihn vielmehr ein wildes Thier, einen wütenden Bär nennen. Soll man den noch für einen Menschen halten, der mehr Wildheit an sich hat, als der wütendste Löwe, und mehr Grausamkeit als der blutdürstigste Tiger? Dieses Monstrum unter den Menschen, von dem wir reden, lebte allein in einem Landhause bey Athen und begab sich nur in die Stadt mit dem Alcibiades zu reden. Viele Personen wunderten sich über den Vorzug, den er diesem jungen Griechen gönnete, und fragten ihn um die Ursache. „Ich rede, antwortete er ihnen, manchmal mit dem Alcibiades, weil ich das große Unglück voraus sehe, welches er einmal den Atheniensern verursachen wird. Ich liebe seine Gemüthsart, weil er Unruhen in der Republik anrichten wird: Es ist nicht Alcibiades, den ich in dem Alcibiades liebe, es ist der Mordbrenner von Griechenland.“

Der Haß des Timons gegen seine Landesleute ließ ihn alles das zu seinem Vergnügen machen, was

ihnen schädlich seyn konnte. Man erzehlt, daß in dem Garten seines Landhauses verschiedne Galgen waren, wohin gemeiniglich alle diejenigen kamen sich aufzuhängen, welche die Verzweiflung antrieb, sich den Tod anzuthun. Nachdem er sich vorgesetzt hatte diese Galgen abzubrechen und an deren Stelle ein Gebäude aufzuführen, so begab er sich zuvor nach Athen und berief das ganze Volk auf einen öffentlichen Platz. Die Griechen verwunderten sich über eine solche Neuigkeit und liefen mit Haufen hinzu, sie wurden aber für ihre Neugier übel bezahlt. Timon kündigte ihnen an, daß, da er beschlossen hatte in kurzer Zeit die Galgen in seinem Garten abzubrechen, so wollte er es ihnen nur gesagt haben, damit wenn noch jemand Lust hätte sich zu erhenken, der sollte die Gelegenheit nicht vorbey lassen. Nach dieser schönen und rührenden Rede beurlaubte er seine Zuhörer. Wenn sie hätten wohlthun wollen, so würden sie ihn verhindert haben eine zweyte in eben dem Geschmacke zu halten, und hätten ihn den Augenblick gesteiniget.

Es giebt Monstra der Unmenschlichkeit, die man so bald als möglich ersticken muß, aus Furcht, sie möchten ihren Gift und Charakter solchen Personen mittheilen, die ohnedem wegen ihres Temperaments zu allen Unarten geneigt sind. Das Gemüth des Menschen läßt sich leicht von der Ausschweifung hinreißen, es wäre kein Wunder gewesen, wenn man in dem alten Griechenland eine Secte der Rasenden gefunden hätte, wie Timon war. Was sollte man nicht

nicht befürchten müssen, wenn man bedacht wäre eine cynische Secte zu errichten? Wenn sich Thoren und Unsinnige genug fänden, die im Angesicht der ganzen Welt die infamsten Handlungen vornähmen, so wäre es nicht unmöglich, daß sich nicht eine Gesellschaft Leute finden sollte, die sich öffentlich für Feinde aller Menschen erklärete und welche ihre Beredsamkeit anwenden würde, andere zu ermahnen, sich so bald als möglich zu erhenken.

Wir müssen also gestehen, liebster Ben-Kiber, daß die Athenienser wohlgethan hätten, wenn sie die ungezogne Rede des **Timons** mit dem Tode bestraft hätten. Laßt uns auch gestehen, daß zwischen einem Rasenden, wie er war, und zwischen einem Misanthropen ein großer Unterschied sey. Er haßte die Menschen; dieser haßt nur ihre Fehler. Wir würden sehr glücklich seyn, weiser Ben-Kiber, wenn wir einen weisen Misanthropen zum Freunde haben könnten, der uns ohne Zurückhalten wegen der Fehler tadelte und nöthigte uns zu bessern.

Ich grüße dich, gehab dich wohl, und liebe allezeit die Redlichkeit und Aufrichtigkeit.

Fünf und sechzigster Brief.

Ben-Kiber an den Kabbalisten Abukibak.

Ich bin, weiser und gelehrter Abukibak, deiner Meynung, daß nichts der menschlichen Gesellschaft so nützlich und zur Beförderung des Glücks sowohl der Völker als auch der Fürsten so dienlich ist, als diese raren und beynahe göttlichen Männer, deren

ren Standhaftigkeit nichts schwächen kann und denen das blinde Publikum verkehrter Weise den Namen der Misanthropen beygelegt hat.

Wahre Weise erleben ein solches Schicksal, ihre besten Handlungen werden oft von niemanden gebilliget, sie dürfen weiter keine Belohnung hoffen, als das süße Vergnügen Gutes gethan zu haben, wodurch große Seelen bezahlt werden, und welches eine Prämie ist, die sich die Tugend allezeit sicher versprechen kann. Es geschieht auch manchmal, daß die Wahrheit durchbricht, die Nebel zertrennt, die sie umgeben, und daß die Welt einsiehet, dasjenige, was sie Härte, Wildheit und Unsinn nennet, sey Standhaftigkeit, Unerschrockenheit, Großmuth und edle Verachtung solcher Ehrenstellen, die man nur mit Verlust der Redlichkeit und Aufrichtigkeit erhalten kann. Was für ein Ruhm war es nicht für den Wilhelm du Vair, da er sahe, daß man ihm die Siegel wieder überlieferte, die man ihm ein Jahr zuvor abgenommen hatte, weil er weder dem Marschall d' Ancre noch seinen Hofjunkern zu gefallen die Briefe des Herzogs und Pairs, und die Abschaffung der Gesetze nicht hatte untersiegeln wollen!

Standhafte aufrichtige und wahrheitliebende Hofleute sind eben so ehrwürdig, als die allzufreyen Reden und ausgelassene Handlungen bey Hofe große Laster sind. Wie viel Günstlinge hat man nicht gesehen, und sieht sie noch täglich um eines einzigen Worts willen in Ungnade fallen? Die Fürsten sind gemeiniglich bey den Worten empfindlicher, als bey

Hand-

Handlungen; sie werden es gern vergeben, wenn man ihnen bey verschiednen Gelegenheiten schlecht gedient hat, und werden sich hingegen ewig daran erinnern, daß man ihnen ein einzig mal ihre Fehler hat zu erkennen gegeben.

Es wäre, weiser und gelehrter Abukibak, für das Glück der Welt zu wünschen, daß es nicht nur unter dem Volke, sondern auch unter den Fürsten und Gelehrten, tugendhafte Misanthropen geben möchte. Nichts wäre so nützlich, als gewisse Geschichtschreiber, welche, ohne sich für der zugezognen Verfolgung zu fürchten, die Handlangen der Lebendigen der Wahrheit gemäß und mit natürlichen Farben abschilderten. Diese edle Freyheit würde ohne Zweifel eine vortreffliche Wirkung thun. Wenn die Lasterhaften sich so abscheulich abgeschildert sähen, so würden sie sich vor sich selbst schämen, ihre Aufführung ändern, und andre Gesinnungen annehmen. So furchtbar auch die Macht großer Fürsten ist, so würden sie doch kein ander Mittel für sich sehen als sich liebenswürdig zu machen, wenn sie den Verdruß vermeiden wollten, den sie empfinden, wenn man sie für der Welt entlarvt: es wäre umsonst die Bücher zu confisciren, welche sie antasteten. Ein Werk confisciren, heißt seinen Preis erhöhen: und es ist kein besser Mittel den Vertrieb desselben zu vermehren. Ich gehe noch weiter und behaupte, weiser und gelehrter Abukibak, daß die erlittenen Verfolgungen eines Autors, der die Wahrheit schreibt, nur dazu

dienen, ihn berühmter und schätzenswürdiger zu machen.

Wenn es den Großen leicht ist diejenigen zu stürzen, welche wider sie schreiben, so steht es doch nicht in ihrer Macht die Bücher eben so zu behandeln als die Schriftsteller und sie eben so ins Elend zu jagen. Können sie sich wohl schmeicheln mehr Gewalt und Glück zu haben, als die, welche Rom in Fesseln legten? Was Paterculus dem Marc-Anton antwortete, schickt sich gerade auf sie; sie sollten beständig die Anrede dieses berühmten Geschichtschreibers im Andenken behalten. „Du hast nichts gethan, sagte er zu diesem Triumvir; nein, nichts hast du gethan, sage ich, da du den Mörder des Cicero bezahltest und den Mund dieses göttlichen Consuls auf ewig verschlossest, der so lange das allgemeine und Privatwohl vertheidigte. Du hast ihm ein Leben voll Verdruß geraubet, ein schwächliches und beschwerliches Alter, solche Tage, die ihm unter deiner kaiserlichen Gewalt eben so sehr würden zur Last gewesen seyn, als ihm sein Tod unter deinem Triumvirate Ehre macht. Aber weit gefehlt, ihm den Ruhm seiner Handlungen und Schutzreden zu rauben, so hast du ihn vielmehr erhöhet: Dieser berühmte Consul lebt und wird ewig in dem Andenken aller Jahrhunderte leben. Die Nachkommenschaft wird seine Beredsamkeit mit Erstaunen bewundern, sie wird die Reden hochschätzen, die er wider dich geführt hat, da sie unterdessen den Mörder verabscheuen wird, welchen du gedinget hast, und eher wird das menschliche

liche Geschlecht untergehen, als der Name und Ruhm dieses großen Mannes y).

Laß uns also gestehen, weiser und gelehrter Abukibak, daß, wenn es unerschrockne und aufrichtige Geschichtschreiber gäbe, so würde das einzige Mittel für die Großen seyn, weise und tugendhaft zu werden, wenn sie sich so abscheulich abgemahlt sähen, als sie sind. Von was für großem Nutzen wäre es folglich nicht, wenn sich in jedem Lande drey oder vier gelehrte Misanthropen befänden, die sich die Mühe nehmen wollten Historien zu schreiben? Rechtschaffne Leute würden sich schon im Voraus in ihrem Leben

 auf

y) Nihil tamen egisti ... nihil, inquam, egisti, mercedem coelestissimi oris et clarissimi capitis abscissi numerando, auctoramentoque funebri ad conseruatoris quondam Reipublicae tantique Consulis inuitando necem. Rapuisti tu M. Ciceroni lucem sollicitam, et aetatem senilem, et vitam miseriorem te Principe, quam sub te Triumviro mortem. Famam vero, gloriamque factorum atque dictorum adeo non abstulisti, vt auxeris. Viuit, viuetque per omnem saeculorum memoriam: dumque hoc, vel sorte, vel Prouidentia, vel vtrumque constitutum rerum naturae corpus, quod ille poene solus Romanorum animo vidit, ingenio complexus est, eloquentia illuminauit, manebit incolume: comitem aeui sui laudem Ciceronis trahet, omnisque posteritas illius in te scripta mirabitur, tuum in eum factum execrabitur, citiusque in mundo genus hominum quam ea cadet. A. Vell. Paterculi Hist. Rom. Lib. II. Cap. 66. pag. 299.

auf den Nachruhm freuen, den sie in der Zukunft haben sollten, und die Boshaften, Betrüger und Tyrannen würden von nun an für ihre Laster und Betrügereyen gezüchtiget werden, deren Rang und Geburt sie in ihren Gedanken von der Strafe befreyet.

Ich bin versichert, daß es niemanden giebt, er mag auch so verhärtet bey seinen Lastern seyn, als er will, den es nicht höchst ärgern sollte, wenn er sieht, daß ihn die Nachkommenschaft für eben so betrügerisch und grausam als den Tiber, für eben so lasterhaft, als den Nero und eben so unkeusch als den Heliogabalus halten werde. Es könnte aber Fürsten, die jenen ähnlich wären, nichts für einem dergleichen Schicksale schützen, wenn es Geschichtschreiber von dem verlangten Character gäbe. Denn mit einem Worte, was sollte man wohl vornehmen, ihre Feder aufzuhalten und die Schilderungen zu verdunkeln, die sie entwerfen würden?

Tyrannen und ungerechte Monarchen schmeicheln sich umsonst, wenn sie hoffen, daß die stolzen Palläste, die Mausolea und Grabschriften sie für den Vorwürfen in Sicherheit setzen können, die man ihnen mit Recht machen kann, wenn die Geschichte kein gutes Zeugniß von ihren Thaten ablegt. Wenn man will wissen, ob ein Fürst die Gerechtigkeit hochgeschätzt und seine Unterthanen beschützt und geliebt hat, so fragt man nicht die Verse darum, welche ein Poet, der zur Lügen gedungen wird, zum Lobe von tausend eingebildeten Tugenden verfertiget hat, und

welche

welche ein Hofmann, als ein niedriger Sclave der Fehler seines Herrn, in das Monument hat eingraben lassen. Man wird sich niemals bemühen von dem Leben und der Regierung eines Fürsten aus den Grabschriften seines Mausoleums Erkundigung einzuziehen; die prächtigsten Grabmäler dienen im Gegentheil nur dazu, daß sie die Verachtung gegen diejenigen vermehren, welche sie einschließen, wenn man daran gedenkt, wie wenig sie dieser Ehre würdig waren. Man kann hier beynahe das sagen, was Carl V. zu einem Pater eines Klosters sagte, als er ein prächtiges Grabmal einer Dame erblickte, von der bekannt war, daß sie eben nicht so devot gelebt hätte. „Es ist gnug Buße für sie in jener Welt. Aendert nunmehr den Platz und legt sie in einen Winkel, wo man sie nicht so gewahr wird, damit das Publicum die Handlungen vergesse, woran es durch dieses Grabmal unaufhörlich erinnert wird.„

Wir wollen auf einen Augenblick annehmen, weiser und gelehrter Abukibak, daß es wahr sey, wie es denn nicht ist, daß die Gebäude, Mausoleen, Grabschriften und Inscriptionen zum Ruhme der Fürsten dienen könnten, so würde diese Unterstützung der Unsterblichkeit sehr schwach seyn, wenn man es gegen die hält, welche die Geschichte gewähret. Wieviel Monumente sind nicht zerstöret und von Grund aus verwüstet worden, oder besser zu sagen, wie wenig sind ihrer noch übrig seit den Zeiten des Titus Livius, Sallustius, Svetonius und Paterculus? ꝛc. ꝛc.

Ein Fürst, der seinen Ruhm nur auf Statüen und Gebäude gründen oder dadurch für den Vorwürfen in Sicherheit setzen will, der baut seine Hoffnung auf sehr schwächliche und vergängliche Dinge. Oftmals sieht der Tag, der einen Fürsten ins Grab legt, auch alle seine Ehrensäulen zu Grunde gehen. Plinius, wenn er von den Ehrensäulen redet, die man dem Domitian errichtet hatte und nach seinem Tode umwarf, erzählet, daß das Volk bey jedem Schlage, den es sie zu zerbrechen that, so viel Vergnügen empfunden hätte, als wenn ihn die Säulen hätten fühlen können. Wie groß war nicht die Thorheit des Pabsts Paul IV, welcher die ihm errichtete Statüe als ein Zeichen der Liebe des römischen Volks ansahe! Kaum war er tod, als man sie umwarf, in Stücken brach, und ihr allen nur möglichen Schimpf anthat, um sich zufrieden zu stellen, weil man das Original nicht damit belegen konnte, welches sie vorstellte.

Wenn man aufmerksam untersucht, weiser und gelehrter Abukibak, was doch wohl denen Lastern oder Tugenden der Großen ihren gewissen Preis bestimmen kann, so wird man finden, daß die Geschichte allein dieses Recht hat; sie ist der oberste Richter sowohl über die Handlungen der Könige als einzelner Privatpersonen. Ich weis wohl, daß man einwenden kann, ein Fürst könne leicht Mittel finden ihren richterlichen Ausspruch fruchtlos zu machen oder wenigstens das Ansehen wahrhafter Geschichtschreiber zu verringern, wenn er ihnen andere entgegen setzte, die er gedungen hätte und die zu seinem

nem Vortheil schrieben. Hierauf antworte ich, daß es der Nachkommenschaft leicht seyn würde die Verdienste dieser verschiednen Autoren zu entscheiden, und daß die zu ihrer Zeit Lebenden sich nicht von solchen gedungenen Geschichtschreibern würden hinters Licht führen lassen. Man ist wirklich nicht so einfältig da, wo überhaupt alle verdächtig sind; was würde es also helfen, wenn es auch Leute gäbe, die ihre Lügen und Unbedachtsamkeit dreist in die Welt hinein schrieben? Alle Menschen, sagt Amelot de la Houssaie, in einem Buche, das zu Paris mit königlicher Erlaubniß gedruckt worden ist z), alle Menschen, besonders die Europäer, als das für andern verschmitzteste und in Wissenschaften erfahrenste Volk, haben heut zu Tage eine so schlechte Meynung von der Aufführung der Fürsten, daß sie nichts von allem glauben, was man zu ihrem Lobe sagt oder schreibt; und dieser Begriff ist in dem Herzen und Verstande der Völker so eingewurzelt, daß wenn der heil. Paulus noch unter uns lebte und sich bemühete von der wahren Heiligkeit eines Fürsten zu reden oder zu schreiben, so würde er bey keinem einzigen Glauben finden. Und warum das? Hier ist die Ursache. Heut zu Tage weiß nicht nur die gesittete Welt, sondern auch der geringste Pöbel, aus der Erfahrung, daß es verboten ist in Ansehung der Handlungen der Fürsten die Wahrheit zu schreiben, und daß die, so es

z) Tacitus, mit politischen und historischen Anmerkungen, durch den Amelot de la Houssaie, II. Th. S. 284. die Pariser Edit. im Jahr 1724.

es thun, gestraft werden. Also können die Völker, die von der Strenge dieses Verbots überzeugt sind, sich nicht enthalten zu glauben, daß alle die Lobeserhebungen, welche von den Geschichtschreibern den Fürsten beygelegt werden, bloße Schmeicheleyen sind, weil, sagen sie, die Furcht der angesetzten Strafen ihnen die Freyheit benimmt anders zu schreiben: an statt daß jedermann, wenn es erlaubt wäre die Dosin zu vermischen, und unter drey hundert Pfund Zucker zween Unzen Gift zu mengen, das ist, unter vielen Tugenden auch einige bekannte Fehler anmerken zu dürfen, daß jedermann, sage ich, den übrigen Glauben beymessen würde, und sich überreden würde, der Fürst sey wirklich allen den Tugenden ergeben gewesen, die der Geschichtschreiber an ihm lobte, weil er zugleich einige gemeine Laster angeführt hätte.

Nach solchen weisen und wahren Grundsätzen, wären aufrichtige Geschichtschreiber und gelehrte Misanthropen den tugendhaften Fürsten sehr nützlich, welche das blinde Publicum immer nicht von den boshaften gnug unterscheidet; und weil die den Großen beygelegten Lobeserhebungen anders nicht für wahr angenommen werden, als wenn sie mit der Erzählung einiger Untugenden vermischt sind, so würde es denen sehr vortheilhaft seyn, bey welchen die Tugenden ihre Laster weit überwiegen, wenn man ungestraft von ihren leichtern Fehlern reden dürfte, um die Wirklichkeit ihrer vortrefflichen Eigenschaften zu bestätigen, weil diese ohnedies könnten für eingebildet angesehen

werden,

werden, so wie es die guten Eigenschaften andrer Fürsten sind, welche von schmeichelhaften Schriftstellern bis in den Himmel erhoben werden.

Was für einer Gefahr würde sich wohl Heinrich IV. ausgesetzt haben, wenn er auch erlaubt hätte, daß man seine Geschichte mit aller möglichen Aufrichtigkeit noch bey seinem Leben beschrieben hätte? Die kleinen Fehler, welche man ihm hätte können vorwerfen, würden nur dazu gedient haben, den Glanz seiner hervorleuchtenden Tugenden zu erheben; sie wären gleichsam der Schatten in dem Gemählde gewesen und hätten die Schönheit seines Characters nur desto mehr vorstechen lassen. Ohne Zweifel würde es ihn erfreuet haben, zu sehen, was für eine Schilderung die Wahrheit von ihm auf die künftigen Jahrhunderte mache, und wie er dennoch Beyfall erhielte, ohngeachtet des kleinen Anfalls, den die strengste Critik auf ihn hätte machen können. Er hätte den aufrichtigen Geschichtschreiber seiner Zeit nicht gehaßt, sondern bedacht, daß nichts dem Ruhme eines Helden so vortheilhaft sey, als das Verdienst überall zu schätzen, wo man es antrifft, sollte es auch bey den Feinden seyn.

Ich grüße dich, weiser und gelehrter Abukibak, und wünsche dir eine vollkommne Gesundheit.

Sechs

Sechs und sechzigster Brief.

Ben-Kiber an den weisen Kabbalisten Abukibak.

Ich kränke mich oft, weiser und gelehrter Abukibak, und beklage das große Unglück der Menschheit, wenn ich an die Ausschweifungen denke, worein einige gerathen sind, die nur zum Unglück anderer gebohren waren. Ein einziger Fürst oder Minister hat dem menschlichen Geschlechte mehr Uebels bewiesen, als die wildesten Thiere von Erschaffung der Welt an.

Alle Tiger, Löwen und Bären der ganzen Welt haben nicht den hundertsten Theil derer umgebracht, die Nero tödten ließ. Sage mir, weiser und gelehrter Abukibak, wird sich wohl ein Löwe, wenn er noch so hungrig ist, in den Sinn kommen lassen einen andern Löwen anzufallen, um sich zu sättigen? Man sieht aber täglich Menschen, die ihrem Ehrgeize, und Geldgeize und ihrer Eitelkeit andre Menschen aufopfern; und sie thun zur Befriedigung ihrer Leidenschaften das, was die Thiere sich nicht unterstehen zur Erhaltung ihres Lebens zu thun.

Nicht nur unter den Tyrannen hat man ganze Nationen in das größte Unglück gestürzet gesehen; sondern auch viele Fürsten, denen die Nachkommenschaft große Lobeserhebungen machte, haben manchmal eben so großes Uebel gestiftet als die Grausamsten. Nero steckte Rom an, seine grausame Lust zu

büßen; Julius Cäsar erfüllte das römische Reich mit Blut und Morden, seinen Ehrgeiz zu stillen. Was liegt denen Menschen dran, die da unglücklich werden, ob ihr Elend durch einen Fürsten oder Privatmann verursacht wird? Ein jeder, der ihr Verderben zur Absicht hat, scheint ihnen gleichdürch hassenswerth.

Wenn eine Provinz oder Land durch einen ehrgeizigen Eroberer verderbt und verwüstet wird, kann es einen solchen nicht unter die Ungeheuer der Menschheit rechnen, die nur zum Unglück derselben gebohren sind? Hat ein einziger Mensch wohl das Recht eine Million derselben umzubringen, blos damit er seine Gewalt zeigen könne? In welchem Rechte der Natur findet man das, daß so viele Personen dem Hochmuthe, oder vielmehr der Thorheit eines einzigen sollen aufgeopfert werden? Alle diese eingebildeten Helden, denen die verblendeten Sterblichen den Namen der **Großen** oder **Eroberer** beygelegt haben, scheinen einem Weltweisen in seinen Augen nicht achtungswürdiger zu seyn als die Nerone und Caligulas. Der einzige Unterschied zwischen ihnen ist nur, daß diese beyden römischen Kaiser ihre eignen Unterthanen umbrachten; jene aber sowohl ihre eignen als auch benachbarter Fürsten Unterthanen.

Ein Monarch, der Krieg führt, seine Staaten zu vertheidigen, die Rechte und Freyheiten seines Volks zu behaupten, ist ein kluger Hausvater, der seine Familie schützt, vertheidiget und für dem Hasse der Feinde in Sicherheit setzt. Ein König, der nur

seinen

seinen Hochmuth zu befriedigen sucht, der nur einzig den Frieden hasset, um Krieg führen zu können, ist eine Geisel die grausamer ist als die Pest und der Hunger. Man kann sich für dem Hunger schützen, wenn man in andern Ländern Getraide holt; man kann ansteckenden Krankheiten ausweichen, wenn man die Oerter fliehet, wo sie herrschen: aber ein ehrgeiziger Fürst ist ein Strom den man nicht aufhalten kann und der alles ersäuft, was er auf seinem Laufe antrift. Alexander verfolgte die Menschen bis an die Enden der Erde; Carl XII. ahmte diesen macedonischen König nur allzusehr nach. Wenn sich der Himmel nicht über die Russen erbarmt hätte, vielleicht wäre er bis nach Sibirien eingedrungen, um das Vergnügen zu haben auch da die Menschen niederzuhauen. Je mehr er aufgeopfert hätte, desto mehr hohe Titel hätte ihm der schwache Pöbel beygelegt.

Es scheint als wenn die Menschen nur solchen Monarchen den Namen des Grossen gäben, die ein paar Millionen Menschen unglücklich machen. Diejenigen, welche das menschliche Geschlecht nicht verderben, bekommen nur den Beynamen des Gerechten. Schreckliche und übertriebne Gewohnheit! Traurige Folge der Vorurtheile! Diejenigen Regenten, welche wahrhaftig groß sind, müssen denen nachstehen, die keine andre Tugend haben, als daß sie der göttlichen Rache zum Werkzeuge dienen und die Abwesenheit der Pest und des Hungers ersetzen.

Der Hochmuth eines Eroberers ist nicht der einzige Fehler eines Fürsten, welcher gerade auf das

Verderben der menschlichen Gesellschaft abzielt und auf den Untergang derselben; der Geiz verursacht manchmal eben so großes Unglück, als der blutigste Krieg. Es wäre manchmal viel besser, gewisse Fürsten ließen die Hälfte ihrer Unterthanen in einer Schlacht oder Belagerung umkommen, als daß sie dieselben zwingen für Hunger zu sterben. Der Tod eines Soldaten hat noch etwas angenehmes bey sich, er empfindet weder die Annäherung noch Bitterkeit desselben. Die allergeschwindesten Todesarten, sagt Montagne, sind die besten a). Ein Bauer, der unter der Last seiner mühsamen Arbeit seufzet, der sich fruchtlos bemühet im Schweiß seines Angesichts sein Leben zu erhalten, der, nachdem er die Erde durch seine Bemühungen und Arbeit genöthiget hat reichliche Erndten hervorzubringen, diese Erndten endlich zum Raube eines geizigen Fürsten werden sieht, ohne daß er so viel davon behalten darf, womit er seine Tage verlängern könnte; der Tod eines solchen Bauers ist hundertmal grausamer als des Soldaten.

Wenn der Eroberer, weiser und gelehrter Abukibak in den Augen des Philosophen als ein wütender Löwe erscheint, der voll Raubbegier ist, so stellt sich ihm der geizige Regent, der begierig nach dem Vermögen seiner Unterthanen ist, der seine Schatzkammer mit der Beute von tausend ruinirten Familien

a) S. Montagne in seinen Essais, das II. B. IX. Kap. S. 157.

lien anfüllet, als eine Harpye vor, die die Früchte und Speisen der Trojaner mit Unflath befleckte. Sie sind vergebens bemüht sich für diesem Ungeheuer zu sichern, es verfolgt sie bis in die Höle, wohin sie flüchten b). So hoffen auch die armen Unterthanen vergebens etwas für sich aufzuheben, sie können für dem Geize ihres Herrn nichts in Sicherheit bringen. Die Aufseher, Gerichtsdiener, Steuereinnehmer, Pachter, und Financiers durchrennen ohn Unterlaß alle Städte und Dörfer und diese grausamen Blutygel saugen das arme Volk bis auf den letzten Tropfen aus.

Es giebt auch noch andre Unglücksfälle, welche alle aus dem Geize des Fürsten entspringen, als aus einer eben so reichen Quelle an Unglück, wie die Büchse der Pandora war. Jene harten und beschwerlichen Arbeiten, zu denen man oft leichtsinniger Weise so viel Unglückliche bestimmt hat, Gold und Silber aus den Eingeweiden der Erde heraus zu suchen,

b) At subito horrifico lapsu de montibus adsunt
Harpyae, et magnis quatiunt clangoribus alas,
Diripiuntque dapes, contactuque omnia foedant
Immundo. Tum vox tetrum dira inter odorem,
Rursum in secessu longo, sub rupe cavatâ,
Arboribus clausi circum, atque horrentibus vmbris
Instruimus mensas, arisque reponimus ignem.
Rursum ex diuerso coeli caecisque latebris,
Turba sonans praedam pedibus circumvolat vncis,
Polluit ore dapes.
Virg. Aeneid. Lib. III.

suchen, sind auch von den Heyden selbst verworfen worden. Plutarch erkennet es, daß es dem Menschen zur Schande gereiche in den Minen arbeiten zu lassen, weil die, so man dazu braucht, nachdem sie übermenschliches Ungemach ausgestanden hätten, gemeiniglich eines elenden Todes stürben, indem sie oft verschüttet oder von einstürzenden Schachten erschlagen würden [c]. O du Golddurst, wozu zwingst du die Menschen nicht [d])!

Die Pracht, der kostbare Staat und Glanz eines Fürsten, mit einem Worte alles das, was auf eine Verschwendung hinaus läuft, wenn es auch noch so einen ehrbaren Titel hat, ist den Völkern eben so gefährlich als der Geiz. Der einzige Unterschied ist, daß man sie aus verschiednen Absichten ruiniret. Der geizige Regent plündert seine Unterthanen, um das Geld in die Schatzkammer zu legen, und der Verschwender belegt sie mit Abgaben um seine ausschweifenden Unkosten zu bestreiten, die er machen muß. Da sieht man eine und eben dieselbe Art zu rauben; nur die Bestimmung des Raubes ist verschieden. Wer so an den Bettelstab gebracht wird, der bekümmert sich nicht um die Bewegungsursachen, die der hat, so ihn dahin bringt.

c) S. den Plutarch im Leben berühmter Männer Th. V. S. 161. die Amsterdammer Edit.

d) -- -- -- Quid non mortalia pectora cogis,
Auri sacra fames!
Virg. Aeneid. Lib. III.

Ein verschwenderischer Fürst handelt unüberlegt, weil er die Freundschaft der ganzen Welt zu erhalten glaubt, wenn er den größten Theil der Menschen übel tractirt, schlägt und ruinirt, einigen Privatpersonen aber schmeichelt und liebkoset. Ein hundert Hofleute bekommen das, was er acht bis zehn Millionen entrissen hat. Es giebt zwischen dem Geize und der Verschwendung eine gerechte und kluge Mittelstraße: Ein Fürst, der sich darauf erhält, ist wahrhaftig gerecht und sein Volk in der That glücklich.

Alexander verwüstete Länder und ruinirte alle Einwohner in einem Reiche, nach diesem schenkte er einer Privatperson diese verwüsteten Staaten. Das war eine artige Freygebigkeit! wäre es nicht besser gewesen, er hätte einem jeden gelassen, was ihm von rechtswegen gehörte? Seine eigne Güter verschenken, dieses ist eine Großmuth, aber das abtreten, was man geraubt hat, dieses ist eine Art von Wiedererstattung.

Der übertriebne Eifer der Fürsten zur Ausbreitung ihrer Religion streitet nicht weniger, als die andern Fehler, mit der Ruhe der Menschen und hat sehr oft das seine zum Untergange des menschlichen Geschlechts beygetragen. Wie viele Elende sind dem Aberglauben der Priester, dem Hasse und der Wuth der Theologen, und dem Hochmuthe der Geistlichen aufgeopfert worden? Große Herren, die sich den Pfaffen überlassen, sind eben so gefährlich, als feurige und wilde Pferde, die von Narren geleitet werden. Welcher Zaum kann wohl die ungestüme Hitze

eines

eines Königes aufhalten, der Gott und der Religion dadurch einen Dienst zu thun glaubt, daß er Leute ins Verderben stürzt, von denen er sich einbildet, sie mit Recht hassen zu können, und die man ihm als Feinde seiner Person und des Staats abgemalt hat.

Die, so fremde Religionen nicht dulden, glauben es recht gut gemacht zu haben, um das Abscheuliche ihrer Regierung und Aufführung zuzudecken, wenn sie beständig schreyen und rufen: Unterwerft euch, man sucht blos euren Unterricht. Es geschieht zu eurem Glück, daß man euch verfolgt. Ihr seyd verirrete Schaafe, die wir zwingen wollen wieder in den Schaafstall zurück zu kommen. Grausame Hirten! kann man ihnen antworten, die ihr tausendmal gefährlicher seyd als die Wölfe, wisset ihr nicht, daß sich der Verstand und das Herz nicht mit Gewalt zwingen lassen? Wollt ihr deutliche Beweise davon haben, daß man, ohngeachtet aller Leibesstrafen und Martern, doch das nicht glauben kann, was uns gleichwohl davon erlösen könnte, so höret einen grossen Weltweisen, der ein braverer Mann war, als ihr alle. „Als die Socinianer, sagt er [e]), Order erhielten aus Pohlen zu weichen, so hatten sie zugleich die Wahl, ob sie da bleiben und Katholicken werden wollten. Unterdessen erwählten sie fast alle lieber die Beschwerlichkeiten der Verjagung, als daß

 sie

e) S. Baylen im Commentaire Philos. II. B. IV. Th. XIV. Kap. S. 291. 2c. 2c.

sie ihre Religion fahren ließen. War es ihnen nicht auf alle Fälle vortheilhafter zu glauben, die römische Kirche sey die wahre? Ist es nicht auch manchmal den Römischkatholischen eben so vortheilhaft, die Lehre der Protestanten für die wahre zu halten? Woher kommt es denn, daß sich so wenige bekehren? Man muß hieraus nicht etwa ein verstocktes Herz erkennen wollen, welches uns verhindert Gott um seinen Beystand anzurufen, daß er uns in der Wahrheit unterrichte; sondern ein völliges Zutrauen zu sich selbst, daß man schon die Wahrheit gefunden habe. Denn so bald man diese Ueberzeugung hat, so fodert die Ordnung der Natur, daß man das alles für falsch halte, was uns entgegen ist, und für Eingebungen des Satans oder der verderbten Natur, was uns aus dieser Ueberzeugung herausreissen will. Nun, sage man mir es aufs Gewissen, ob dieses ein verdorbnes, falsches böses Herz haben heisse, oder ob es nicht vielmehr ein untrügliches Kennzeichen sey, daß man die Wahrheit liebe. Was soll man aber von den Juden sagen, die schon seit langen Jahrhunderten der Abschaum und Auswurf aller Welt sind, ohne in einem Winkel der Erde die Oberhand zu haben, ohne öffentliche Aemter zu verwalten, oft verjagt und verfolget werden, dieses gemeine Wildpret der Gerichte und die auch an denen Orten genöthiget sind sich immer demüthig zu bezeigen, wo man ihnen sonst erlaubt ihre Denkzettel größer zu tragen, die so vielmal mit ihrem Gesuch abgewiesen werden? Findet dabey der Ehrgeiz, die Wollust und Rachsucht wohl ihre Rechnung? Ist es ihnen wohl unbe-

unbekannt, daß es für sie besser wäre eher Christen und Mahometaner, nach Verschiedenheit des Ortes zu seyn, als Juden? Unterdessen ist doch nichts seltner, als die Bekehrung eines Juden. Woher kommt das anders, als von der Ueberzeugung, worinn sie sich befinden, daß sie Gott beleidigen, und sich der ewigen Verdammniß schuldig machen würden, wenn sie die Religion ihrer Väter verließen? Aber, woher kommt überhaupt zu reden diese starke Ueberzeugung anders, als von der Erziehung? Denn eben dieser Jude, der so hartnäckig in seinen Irrthümern beharret, würde ein verdammenswerther Christ seyn, wenn man ihn in einem zweyjährigen Alter seinem Vater entrissen hätte, um ihn durch einen guten und eifrigen Christen erziehen zu lassen. Wer kann also wohl behaupten, daß die Bosheit seines Herzens schuld sey, daß er nicht von einem Christen, sondern von einem jüdischen Vater wäre erzogen worden? Und ich will es beweisen, daß, wenn er durch die Erziehung ein Jude geworden ist, dieses noch gar nicht beweiset, daß seine Seele verderbt und boshaft sey.„

Weil es also nicht von den Menschen abhängt die Vorurtheile der Erziehung zu überwinden, und weil auch die Martern selbst nicht die Eindrücke der Religion auslöschen können, warum verfolgt man denn Unglückliche, die doch der menschlichen Gesellschaft kein Leids thun, die der Gottheit nach der Einsicht ihres Geistes und den Regungen ihres Gewissens dienen? Unbarmherzige Bekehrer, es ist zwischen euch und dem Nero kein Unterscheid. Er wollte

 durch

durch Feuer und Schwerdt Heyden machen, und ihr braucht eben diese Mittel Katholicken zu machen. Die abtrünnigen Christen waren nie von den Lehren und Meynungen überzeugt, die sie aus Vermeidung des Todes annahmen. Die Protestanten, Juden, Socinianer und Lutheraner, welche durch Verfolgungen genöthiget wurden die Religion zu ändern, verabscheuen im Grunde des Herzens die Lehre, welche sie äusserlich bekennen. Die Scheiterhaufen, die Räder und Galgen dienen also nur die Menschen zu zwingen, daß sie sich stellen, als glaubten sie das, was sie doch nicht glauben. Was ist das für ein Zwang, gerechter Gott, der nur zur Absicht hat, den Meineyd, die Erdichtung und Lügen zu bestärken! Ihr barbarischen und unwissenden Theologen, könnet ihr noch behaupten, daß es Gott so verordnet habe? Nicht zufrieden, daß ihr die abscheulichsten Laster begehet, wollet ihr noch das höchste Wesen zum Mitverschwornen eurer Schandthaten machen.

Ich fühle, weiser und gelehrter Abukibak, indem ich von den verderblichen Grundsätzen der Bekehrer mit dir rede, daß sich mein Herz wider meinen Willen den Regungen des Zorns überläßt. Die Zufriedenheit verläßt mich, welche den Hauptcharacter eines Weltweisen ausmacht. Aber wo ist der Mensch, der nicht in eine gerechte Wuth geriethe bey dem Andenken an alle das Unglück, welches der Aberglaube, die Schwärmerey und der falsche Eifer die Religion auf alle Wege auszubreiten, verursachen, und der nicht erzittern sollte, wenn er siehet

was rechtschaffne Leute für ein Schicksal zu gewarten haben?

Ich will dergleichen traurige Gedanken zu entfernen suchen, indem ich meinen Brief schließe, und dich von ganzen Herzen grüße.

Sieben und sechzigster Brief.

Der Kabbalist Abukibak, an den fleißigen Ben Kiber.

Die weisen Betrachtungen, liebster Ben Kiber, womit deine Briefe angefüllt sind, machen mir Hoffnung, daß in der Folge einmal etwas Großes aus dir werden wird. So bald man so viele Verdienste hat, wie du, so kann man alles mögliche zu erhalten sich schmeicheln. Die Geburt führt nicht allemal zu hohen Ehren; es sollte mir nicht schwer werden zu beweisen, daß unter den Helden, die sich über andre Menschen empor geschwungen haben, sowohl in den alten, als itzigen Zeiten, eben so viele gewesen sind, die in einem niedrigen Stande gebohren waren, als vom hohen Range und erlauchter Familie.

Wir wollen zuerst zu den Griechen gehen, hier werden wir unter den Athenienfern den Isicrates, den Sohn eines Schuhflickers finden, der ein vortreflicher General ward und dem Epaminondas die Wage hielt. Dieser tapfre und berühmte Thebanische Feldherr fand an ihm einen furchtbaren Gegner. Der persische König Artaxerxes wußte seine

Armee niemanden bessers anzuvertrauen, als eben diesem Isicrates, als er Aegypten mit Krieg überziehen wollte.

Unter den berühmten Generals die unter Alexander dem Großen entstunden, und nach dessen Tode mächtige Monarchen wurden, waren zwey der vornehmsten von einem sehr niedrigen Hause. Ptolomäus, dem Aegypten und Syrien in der Theilung zufiel und der seinen Namen so berühmt machte, daß seine Nachfolger sich eine Ehre daraus machten ihn zu führen, war der Sohn eines Stallbedienten mit Namen Lac, welcher unter der Armee des Alexanders niemals einen andern Stand oder Amt begleitete. Eumenes, der vortrefflichste Feldherr, welcher König in Macedonien ward und sich besonders verdient machte sowohl durch seinen Muth als auch durch seine Staatsklugheit und weitläuftige Kenntnisse, war der Sohn eines Fuhrmanns.

Wir wollen die Griechen verlassen und zu den Römern übergehen. Zwey ihrer berühmtesten Könige waren von sehr mittelmäßigem Geschlechte. Der erste Tarquin war der Sohn eines Kaufmanns von Corinth. Servius-Tullius wurde von einer Magd, andre sagen von einer Sclavinn gebohren. Unterdessen erweiterten doch diese beyden Monarchen ihr Reich sehr beträchtlich: Der erste, ein eben so grosser Kriegs- als Staatsmann, vermehrte die Anzahl der Senatoren und Ritter und setzte neue Priester zum Dienste der Götter ein; der andre trug verschiedne wichtige Siege davon, triumphirte über alle seine Feinde und war der zweyte Stifter Roms.

Der berühmte Held Marius, welcher siebenmal Consul ward und zweymal die Ehre des Triumphs erlebte, war in dem Dorfe Arpino von niedrigen Aeltern gebohren. Cicero, dessen Beredsamkeit Rom von der Wuth des Catilina befreyte, erhob sich blos durch sein Verdienst zum Consulate. Ventidius, einer der tapfersten Generale, die Rom jemals gehabt hat, wurde auf die letzt ein Soldat, da er in den ersten Jahren ein Mauleseltreiber gewesen war; und als er sich durch verschiedne schöne Handlungen ausgezeichnet hatte, fand er ein Mittel dem Cäsar bekannt zu werden, unter dem er gedient hatte. Dieser Kaiser erhöhete ihn von Posten zu Posten bis zum Consulate und Pontificate. Er bekam eine Armee gegen die Parther zu commandiren und trug als der erste einen vollkommnen Sieg über sie davon.

Ehe wir uns von den Helden wegbegeben, die ihren hohen Stand und ihr Glück nur sich selbst zu danken haben, wollen wir noch einige auswärtige Nationen durchgehen, die von den Griechen und Römern Barbaren genennt worden. Die Geburt des Arsaces, Königs der Parther, war so niedrig und gering, daß man seine Aeltern nie hat erfahren können. Er wurde unterdessen doch der Stifter des parthischen Reichs, und seine großen Thaten machten ihn so ehrwürdig, daß alle seine Nachkommen Arsacides genennt wurden, zum Andenken desjenigen Namens den er führte und so berühmt machte.

Der König in Sicilien Agathocles, welcher die Carthaginenser lange Zeit bekriegete, war der Sohn eines Töpfers. Die Würde eines Königs machte

ihn

ihn niemals aufgeblasen, er vergaß das niemals auf dem Throne, was er vorher gewesen war; und damit er sich täglich daran erinnerte, und mehr und mehr zur Tugend ermunterte, so befahl er, daß man ihm bey Anrichtung der Tafel allezeit unter den goldnen und silbernen Gefäßen einige irdene mit auftragen sollte.

Der tapfere **Viriat**, den die Geschichtschreiber so sehr rühmen und welcher die Römer so oft schlug und schwächete, hatte einen armen Schäfer zum Vater. Er hütete einige Zeit lang die Heerden mit ihm; da er aber endlich eine so stille Lebensart überdrüssig war, ergab er sich der Jagd und brachte einige Jahre in den Wäldern zu, die wilden Thiere zu verfolgen. Als die Römer den Krieg nach Spanien gespielt hatten, versammelte er einige seiner Mitgesellen; und als er sich an die Spitze gestellt hatte, grif er einige römische Haufen an und schlug sie in die Flucht. Sein Ruhm wuchs nach und nach, stieg in kurzer Zeit so hoch, daß er das Mittel fand, eine zahlreiche Armee zu versammeln und zur Vertheidigung seines Vaterlandes den Krieg wider eben diese Römer vierzehn Jahr lang fortzuführen, welche er so oft überwunden hatte. Vielleicht hätte er sie gänzlich aus Spanien vertrieben, wenn er nicht durch eine besondre List sein Leben verlohren hätte.

Laßt uns nunmehr zu den morgenländischen und abendländischen Kaisern zurückgehen. Ohngeachtet **Pertinax** der Sohn eines Handwerksmanns war, so gelangte er doch durch seine Tapferkeit und seltnen Tugenden zum Kaiserthume. Er führte sich eben so weise

weise auf, wie der König von Sicilien, von dem wir eben geredet haben. Seine Größe umnebelte ihn nicht, er wußte einen sehr guten Gebrauch davon zu machen. Um den Muth aller Privatpersonen anzufeuern und sie aufzumuntern sich der Hoheit würdig zu machen, ließ er den Laden seines Vaters von Marmor aufführen, und wollte, daß dieses ein ewiges Denkmaal desjenigen seyn sollte, was die Tugend zum Vortheile derer thun kann, die sie lieben und ausüben.

Der Kaiser **Diocletian**, der so viele Siege davon trug, hatte einen Buchführer zum Vater. **Valentinian** war der Sohn eines Seilers; der Kaiser **Probus**, eines Gärtners und der Kaiser **Maximian**, eines Schlossers Sohn. Die Aeltern des **Aurelians** waren so arm, daß sie unbekannt blieben. Das persönliche Verdienst, die Tapferkeit und Klugheit waren die einzigen Dinge, welche diese Fürsten auf den Thron erhoben.

Wir gehen noch weiter, lieber Ben-Kiber, und wenden uns von den Kaisern zu den lombardischen Königen, welche ihnen in Italien folgten. Der dritte dieser Regenten wurde von einer öffentlichen Weibsperson gebohren, welche, da sie ihn zur Welt gebracht hatte und mit noch zwey Brüdern zu gleicher Zeit niederkam, sich in Verlegenheit befand ihre drey Kinder zu ernähren und sie in einen Graben warf, worinn ein wenig Wasser war. Der König **Agelmond** gieng vorüber und sahe diese drey Kinder, von denen zwey schon todt waren; er berührte

also

also das dritte mit seiner Lanze, um zu sehen ob noch ein wenig Leben in ihm wäre. Da dieses Kind die Lanze fühlte, so ergrif es dieselbe. Der König befahl, man sollte es herausziehen und Sorge für seine Erziehung tragen. Er nennte es **Lamusie**, weil der Ort, wo man es fand, Lama hieß. In der Folge fand dieses Kind, das in seiner Geburt verabsäumt worden war, das Glück so günstig gegen sich, und wußte sich die Liebe des Volks und der Soldaten so zu erwerben, daß es König von der Lombardey ward. Ich gestehe, weiser und gelehrter Benkiber, daß dieses unerwartete Glücksfälle sind, ich behaupte aber auch, daß es ohne die Tugend und das Verdienst fruchtlos gewesen wäre, wenn gleich das Glück hätte dem **Lamusie** günstig seyn wollen.

Premislaus ist vieleicht der einzige König, welcher seine Krone einzig und allein einem ohngefehr zu danken hat. Er war der Sohn eines Bauern und mit dem Ackerbau beschäfftiget, als sich die Böhmen wegen der Wahl eines Königs nicht vergleichen konnten, sie beschlossen endlich, sie wollten ein Pferd ohne Zaum ins offne Feld laufen lassen, und der, vor dem es stehen bliebe, sollte König werden. Als das Pferd vor den **Primislaus** kam, welcher seinen Acker ruhig bepflügete, blieb es bey ihm stehen. Er erstaunte sehr, als man ihn sogleich umgab, ihn von seinem Pfluge wegnahm und zum Könige in Böhmen erklärete. Das sonderbarste dabey war, daß dieser Bauer als Monarch ein vortrefflicher Regent wurde, welcher verschiedne sehr weise und vernünfti-

ge Gesetze gab; er ließ auch die Stadt Prag mit Mauern umgeben. Was soll man endlich sagen, wenn die Geburt solche Gesinnungen einflößt, die uns würdig machen über Menschen zu herrschen. Wie viele Könige, die aus einem zahlreichen fürstlichen Hause entsprossen sind, stehen in der Kunst zu regieren weit unter einem armen Bauersmann, ja was noch mehr, in der Kunst die Völker glücklich zu machen?

Tamerlan, dessen Eroberungen sich weiter erstreckten als des Alexanders, und der in dem Bajazet einen furchtbaren Feind überwand, ward als ein armer Schäfer gebohren. Cromwel, der Könige entsetzte und sie aufs Schafot brachte, war ein blosser Bürger zu London. Der berühmte Thamas-Kulikan, dessen Weisheit und Tapferkeit heut zu Tage Europa in Erstaunen setzen, war in Ansehung seiner Aeltern so unbekannt, als er durch seine Thaten berühmt wurde; man weis nicht einmal in welchem Lande er gebohren ist.

Der tapfere und tugendhafte General, der der Vater des Franciscus Sforza war, dessen Nachkommen lange Zeit Mayland als Herzoge beherrschten, wurde in dem Dorfe Coutignol gebohren und sein Vater war ein Bauer. Einige Soldaten, die vor dem Felde vorbeygiengen, das er bepflügete, nahmen ihn mit. Er zeichnete sich durch so vortrefliche Handlungen aus, daß er bis zum Posten eines Generals hinanstieg. Der Marschall Faber hatte einen Schlosser zum Vater. Der Marschall

Catinat

Catinat war aus einer bürgerlichen Familie entsprossen. Der General Laubanie, welcher Landau so tapfer vertheidigte, war der Sohn eines Barbiers.

Laßt uns von dem weltlichen Stande zum geistlichen übergehen, so werden wir eine große Anzahl geringer Personen antreffen, die blos das Verdienst zur Würde eines Pabsts erhöhet hat. Der Pabst Johannes XXII. hatte einen Schuster zum Vater: Nicolaus V. einen Mann, der mit Eyern und Hünern handelte: Sixtus IV. einen Botsmann. Alle Welt weis, daß die erste Beschäfftigung des Pabsts Sixtus V. war, die Schweine zu hüten. Wie viel Bischöfe und Cardinäle giebt es nicht, die ihre Würde blos ihren hervorleuchtenden Eigenschaften zu danken haben? Mazarin war der Sohn eines armen römischen Bürgers; Alberoni der Sohn eines Gärtners.

Was die Schriftsteller und Autoren anbelangt, so haben die berühmtesten unter ihnen fast alle arme und geringe Aeltern gehabt. Wir wissen, daß Cicero aus keiner berühmten Familie war. Der Vater des Demosthenes war ein Schmied; Virgils Vater, ein Töpfer; Horazens, ein Freygelassener: Theophrasts, ein Trödelmann; der Vater des Philosophen Medene, ein Tischer; des berühmten Amiot, ein Lederbereiter; des de la Motte, ein Hutmacher; des Rousseau, ein Schuster; des beredten Paters Maßilons, heutigen Bischofs von Clermont, Vater, war ein Gärber. Ich habe mir das Vergnügen gemacht, fleißiger Bey-Kiber, die

einen

einen Theil großer Männer vor Augen zu stellen, die ihr Glück und ihren Ruhm nur sich zu danken haben; um dich zur Nachahmung ihres Beyspiels aufzumuntern. Laß sich die Großen immer thörichter Weise rühmen, daß sich das Glück nur blos mit ihnen beschäfftige, und bedenke du hingegen immer, daß dasselbe oft für niedrige und tugendhafte Privatpersonen das gethan hat, was es den größten und angesehnsten Herren versagt hat. Nöthige du es also durch dein Verdienst, dir das Unrecht zu ersetzen, welches es dir angethan hat, indem es dir nicht einen Stand verlieh, der deinen Verdiensten und Gesinnungen angemessen ist. Denk ohn Unterlaß an die, welche sich zum Gipfel einer gewissen Hoheit geschwungen haben, ohngeachtet sie in einem weit geringern und niedrigern Stande gebohren wurden, als der deinige ist. Nichts ist geschickter, uns Muth einzuflößen, als große Beyspiele; auch wünschte ich, daß man den Völkern beständig die Handlungen solcher Leute vor Augen stellte, die sich durch ihr ausserordentlich Verdienst für andern ausgezeichnet haben, und haben ihr Schicksal besser zu machen gewust, als das war, welches ihnen der Himmel schien angewiesen zu haben. Dergleichen Unterricht würde zum allgemeinen Besten und der Aufmunterung der Privatpersonen sehr vieles beytragen. Der Soldat würde seinen Muth in sich wachsen sehen; die Magistratsperson würde ihr Amt besser verwalten: der Geistliche würde mehr Fleiß auf das Studiren wenden; der Hofmann würde seine übertünchten Tugenden mit wesentlichern und wahrhaftern Eigenschaf-

ten verwechseln; der Edelmann würde den Müßiggang fliehen; mit einem Worte, der Gelehrte würde allen Fleiß darauf wenden, seine Talente auszubilden.

Ich grüße dich, lieber Ben-Kiber, und wünsche dir eine vollkommne Gesundheit.

Acht und sechzigster Brief.

Ben-Kiber an den Kabbalisten Abukibak.

Du wirst dich vielleicht wundern, weiser und gelehrter Abukibak, über das, was ich mir vorgenommen habe. Ich bin entschlossen meine Wohnung in einer liebenswürdigen Einöde an dem Fuße eines benachbarten Berges der Alpen zuzubringen. Hier sollen mir die Tage in einer unschätzbaren Ruhe vorbeyfließen, indem ich der Welt entzogen und weit von allem Lerm und Getümmel leben werde. Das Lesen guter Bücher soll meine Hauptbeschäfftigung seyn, und die Jagd nebst dem Feldbaue sollen wechselsweise mein Zeitvertreib seyn. Ich entsage allen dem auf ewig, was meine Ruhe stören kann; die Ehre, von welcher Art sie auch sey, soll mich nicht versuchen. Ich mache mich über die Thorheit eines Menschen lustig, der sich einen Arm abhauen oder ein Bein zerschmettern läßt, um eine gewisse höhere Stufe bey der Armee zu erhalten, gerade als wenn er mehr als zwey Beine hätte, oder ihm die Helfte seiner Glieder zur Last wären.

Wenn ich in den Zimmern von Versailles verschiedne verstümmelte Generals betrachte, so glaube ich

ich ein Hospital zu sehen, worein man verschiedne Thoren gethan hat, die ihre Arme und Beine, welche ihnen mangeln, gegen ein Stück Pergament vertauscht haben. Ist wohl für einen Philosophen etwas komischer, als wenn er die Aufführung gewisser Leute ohne Vorurtheil untersucht und sieht, daß sie, um das Recht zu erlangen, ein rothes oder blaues Band zu tragen, sich durch einen Teutschen oder Holländer verstümmeln lassen? Wenn die Bänder zur Erhöhung des Verdienstes eines Menschen so nothwendig sind, kann man sie denn nicht erhalten, ohne das Handwerk eines Thoren und Wahnwitzigen zu treiben? Ist aber dieses nicht, so sind diejenigen höchst glücklich, die über ein solch Verdienst lachen, und wie ich in einer ruhigen Einsamkeit sich über den Kriegsheld und seine Belohnung lustig machen.

Die Staatsämter und Bedienungen führen mich eben so wenig in Versuchung, als die Kriegschargen. Ich sehe den für einen Sclaven an, der nur immerfort seine ganze Sorgfalt auf die Händel der Privatpersonen verwenden muß. Nach meiner Meynung ist der Staat ein eben so harter, barbarischer und schwer zu bedienender Herr, als ein algierischer Seeräuber. Ein Richter ist ein wahrer Gefangner, dessen Fesseln, ob sie gleich vergoldet sind, dennoch nicht wenig Gewicht haben.

Was führt eine Magistratsperson nicht für ein Leben, wenn sie ihre Amtspflicht gehörig erfüllen will? Ich weis kein beschwerlicheres. Von Morgen bis an den Abend ist sie bemüht, Händel auseinander zu

setzen, welche die abscheuliche Chicane sich bemüht hat, seit dreyßig Jahren recht in einander zu wirren. Mit Packen und Akten umgeben, bringt sie ihre Tage in dem Staube eines Cabinets zu, wo sie nicht eher herausgehet, als wenn sie sich in den Pallast begeben muß, um die Anwalde heulen, die Advocaten lügen und die Rechtsgelehrten seufzen zu hören. Das Schicksal eines solchen Mannes wäre noch ein wenig erträglich, wenn er nur noch Nutzen von seinen Bemühungen hätte, aber oft, und fast allemal dienen sie zu nichts; die Formalitäten ersticken gute Gesetze, und machen sie fruchtlos. Wie vielmal passirt es nicht in einem Monate, daß ein Parlamentsrath den Verdruß hat zu sehen, daß er trotz aller seiner Bemühungen nicht dahin gelangen kann, einem Schelm sein Recht thun zu lassen, welcher das Geheimniß gefunden hat, seinen Proceß unverwerflich zu machen, indem der andre, gegen den er klagt und der ein ehrlicher Mann ist, etwa eine Formalität nicht beobachtet hat?

Was, weiser und gelehrter Abukibak, um des Rechts willen, einen rothen Rock zu tragen, oder mich auf Bänke mit blumichten Tapeten bedeckt, setzen zu können, sollte ich die Ruhe meines ganzen Lebens aufopfern? Ja, wenn es mir noch erlaubt wäre auf diesen Bänken einzuschlafen, oder daß ich dasjenige mit gutem Fuge thun dürfte, was so viele Magistratspersonen wider ihr Gewissen und die Billigkeit begeben, so würde ich mein Schicksal nicht so sehr beklagen; und ich wollte gewiß lauter schnarchen, als die Advocaten schrien; wenn man aber ein so bedenk-

denkliches Amt, als das Amt eines Richters ist, ausüben soll, kann man da wohl gnug Vorsicht anwenden, seine Pflicht recht zu erfüllen? Eine obrigkeitliche Person, die ihr Amt redlich verwaltet, ist ein Sclave des Staats; die es aber verabsäumt, ist für eine niederträchtige Person anzusehen, die des Ranges nicht werth ist, den sie begleitet. So mühsam auch der Posten eines Richters ist, so ist es ihm doch hundertmal vortheilhafter seine Ruhe aufzuopfern, als auf sein Vergnügen und seine Bequemlichkeit zu denken; denn wenn er den ersten Grundsatz befolget, so verliert er doch nur seine Ruhe; folget er aber dem letztern, verliert er auch sogar seine Ehre. Müßte man nicht ein Thor seyn, wenn man sich nach einem Stande sehnete, worinne man nur unter den Uebeln zu wählen hat, besonders wenn man einen andern finden kann, der uns Güter gewähret.

Der Geistliche, so reich er auch seyn mag, scheint mir nicht glücklicher als die Magistratsperson (ich meyne aber einen redlichen Geistlichen und der nicht alle Scham verlohren hat). Was für Zurückhaltung muß er nicht beobachten! Was muß er sich nicht für Zwang anthun! Sein Krägelgen, Mantel und Priesterrock sind drey Furien, die ihm überall nachfolgen. Ich liebe die Musik, wird ein Priester sagen, ich gienge gerne in die Oper; aber mein verzweifelter Priesterrock verhindert mich daran: Niemals hat man einen Priesterrock in der Loge oder dem Amphitheater gesehen. Soll ich ihn ablegen? Was wür-

 de

de man denken, einen Pfarr in einem kurzen Mantel zu sehen und mitten unter seinen Kirchkindern? Wohlan, man muß das Vergnügen fahren lassen in die Oper zu gehen, um drey tausend Livers Einkünfte zu behalten.

„Könnte ich wohl, sagt ein junger Abbe, in eine Assemblee junger Frauenzimmer gehen, welche heute bey der Comtesse seyn werden? Man wird daselbst zu Abend speisen, und hernach tanzen. Ich getraue mich nicht, bey dieser Dame mich einzufinden, was würde man denken, wenn man einen Menschen im kurzen Mantel und Krägelgen auf dem Balle sähe? Ach! wie theuer kommst du mir zu stehen, du Abtey, wie theuer! Wenn du mir auch ein bequemes Leben verschaffst, so raubst du mir doch die Hälfte des Vergnügens meines Lebens.“

Wozu dienen die Güter, weiser und gelehrter Abukibak, wenn sie uns einen Theil der Freyheit rauben? Wird ein vernünftiger Mensch nicht lieber die Freyheit, mit einem mäßigen Vermögen, der Sclaverey und einem sehr reichlichen Einkommen vorziehen? Ein Mensch ist niemals glücklich, wenn er gezwungen leben muß: jeder Zwang, von welcher Art er auch ist, betrübet und beunruhiget ihn; und wenn er etwas wünschen oder für ein großes Gut halten soll, so darf man es ihm nur verbieten. Ein Geistlicher, der sonst gewisse Vergnügungen wenig achten würde, wenn er ein Weltmann wäre, gäbe um deren Genuß die Hälfte seines Einkommens.

Ich

Ich habe einen sehr braven Priester in Paris gekannt, welcher allezeit sehr tief seufzete, wenn er bey der Thüre des Opernhauses vorbey gieng. Ist es nicht möglich, sagte er, daß ich nur einmal diese Camargo dürfte tanzen sehen, von der man so viel erzählt? Er gerieth in eine Art von Begeisterung, wenn er diese Tänzerinn loben hörte. Wenn er nicht so aufmerksam auf die Beobachtung des Wohlstandes gewesen wäre, so zweifle ich nicht, daß er sich nicht in ein Frauenzimmer verkleidet hätte, wie der Canonicus von Notre-Dame, der berühmte Jansenist, welchen man vor einigen Jahren in so einem Anzuge in der Oper sahe. Was thut der Zwang nicht, da er einen redlichen Geistlichen von St. Paris zwingen kann, Frauenzimmerröcke überzuwerfen? Wer weis, ob er nicht einmal einen Schüler des Ignatius genöthigt hat, eine Cornette oder Fontange aufzusetzen, um dem Muthwillen der Musquetairs zu entkommen, welche ebenfalls die Ursache der Entdeckung und Verwirrung des jansenistischen Canonikus waren?

Das Schicksal derer Personen, die man auf der Welt gemeiniglich als höchstglücklich ansiehet, scheint mir mehr beklagens- als wünschenswürdig zu seyn. Habe ich nun nicht recht, weiser und gelehrter Abukibak, wenn ich eine liebenswürdige Einsiedeley suche, in welcher ich einzig und allein mit der Sorgfalt meine Gesundheit zu erhalten, und den Geist auszubilden beschäfftiget seyn, und jeden Augenblick meines Lebens auf das Lesen einer vernünftigen und

 nützli-

nützlichen Philosophie wenden könnte? Wie bedaure ich die, welche ich verlohren habe, die mir in einer weichen und strafbaren Unthätigkeit entflohen sind! Ich bin dreyßig Jahr alt, und unter so vielen Jahren habe ich kaum drey oder vier Jahre recht gelebt; denn mit einem Worte, heist das leben, wenn man nur einzig und allein mit Thorheiten und nichtswürdigen Dingen beschäfftiget ist, wenn man den Eindrücken und Bewegungen einer wilden, unbedachtsamen Jugend blindlings folget? Das heißt ausschweifen und die Absicht ganz vergessen, warum man erschaffen ist; es heißt endlich sich den niedrigsten und verachtesten Thieren gleich stellen, welche ohne Scheu und Kenntniß alles thun, was ihren Sinnen schmeicheln kann.

Ich will mich bemühen, weiser und gelehrter Abukibak, die üble Anwendung der vergangnen Zeit wieder gut zu machen, ich will jeden Augenblick, der mir künftig zugedacht ist, zu etwas bestimmen; keiner gehe ungenützt vorbey; jeder werde angewendet, entweder so viel als möglich meine schwachen Kenntnisse zu erweitern, oder mich klüger, tugendhafter und der Achtung rechtschaffner Leute würdiger zu machen. Fast seit drey Jahren habe ich ein ziemlich beschwerliches Probejahr in der Philosophie ausgestanden. Das Glück hat mich durch sein viele verdrießliche Prüfungsstunden geführt, um mich in der Verachtung der menschlichen Hoheit und in der Liebe zum Guten und Wahren, destomehr zu befestigen. Seit einigen Monaten hat es bey mir einen

Theil der nützlichen Uebel wieder gut gemacht, die es mich zuvor empfinden ließ. In einer ruhigen Einsamkeit kann ich alle wahre Süßigkeiten des Lebens genießen, ohne meinen Freunden beschwerlich zu seyn, oder den mächtigen Haß meiner Feinde fürchten zu dürfen. Müßte ich nicht eben so unvernünftig seyn, wie der unbedachtsamste Petitmaiter, wenn ich mich, bey so wahrhaften Gütern, nur einen Augenblick die falschen Scheingüter wollte reuen lassen, wovon der Weltmann verblendet ist? Ich will mich also in meine liebenswürdige Einsamkeit begeben, und habe schon den Weg dahin angetreten. Sobald ich mich werde in meiner neuen Wohnung eingerichtet haben, so will ich dir manchmal die Betrachtungen mittheilen, die ich daselbst werde angestellt haben, und dich um dein Urtheil darüber bitten. Du wirst fortfahren, mir als **Kabbalist** deine Nachrichten zu übersenden, und ich werde dir, als **Einsiedler** meine Betrachtungen mittheilen. Das stille Nachdenken verschafft einem Schriftsteller eben so viel Materie, als die Reisen und die Kabbale.

Aber alsdenn must du meine Briefe nur in so weit bekannt machen, als du entschlossen bist, mich gegen den Haufen niedriger Schriftsteller zu vertheidigen, welche nach Art der alten unruhigen Hunde alles anbellen, was sie antreffen. So eitel und vergeblich auch ihr Anbellen ist, so machen sie doch einem braven Manne Verdruß, wenn sie ihn nöthigen seine Bemühungen fahren zu lassen, damit sie nur aufhören. Der Autor der **jüdischen Briefe**

sagte einmal zu mir: „Ich befinde mich in eben dem Zustande wie einer, den sieben oder acht schäbige Kläffergen und Bullenbeisser auf der Straße anbellen. So resolut er auch ist seinen Weg ungehindert fortzusetzen, so verdrießlich wird er doch durch den Lerm dieser verzweifelten Hunde gemacht, er kehrt um, hebt seinen Stock auf und der ganze Haufen ergreift die Flucht. Kaum hat er dreyßig Schritte gethan, so hört er das nämliche Gebelle und die Kläffer kommen mit Haufen wieder. Was soll er in dieser Verwirrung thun? Er verliert die Gedult und bleibt noch einmal stehen; und ehe er weiter in der Straße kommen kann, muß er wohl noch zwanzig mal dieses Mittel ergreifen. Ich nehme mir alle Tage vor; fuhr dieser Autor fort, daß ich keine Zeit mehr dran wenden will, diese gelehrten Kläffer lächerlich zu machen; aber ohngeachtet meines Entschlusses werde ich durch ihre seichten Critiken aufgebracht, ich ergreife die Feder, mache sie beschämt und setze sie dem Publico zum Gelächter aus, welches sich über ihre Narrheiten und Grobheiten lustig macht. Ich glaube sie zum Stillschweigen genöthiget zu haben, aber weit gefehlt. Der verzweifelte Haufen Hunde fängt wieder an und ich muß mich entschließen, entweder die kostbare Zeit daran zu wenden, oder sie nach ihrem Gefallen kläffen zu lassen."

Ich hoffe, weiser und gelehrter Abukibak, daß du in der Folge unsers Briefwechsels doch wohl die traurige Bemühung mit mir theilen wirst, allen den

Schmierern zu antworten, die uns anfallen möchten, da du mehr als ich geneigt bist, dich um die Welthändel zu bekümmern. Mit dieser Bedingung kannst du dir auf mich Rechnung machen.

Ich grüße und liebe dich von ganzem Herzen.

Neun und sechzigster Brief.

Ben-Kiber an den weisen Kabbalisten Abukibak.

Vor einigen Tagen, als mein Geist, weiser und gelehrter Abukibak, mit philosophischen Betrachtungen über die Schwäche des menschlichen Verstandes angefüllt war, glaubte ich gar leicht beweisen zu können, daß es keine so große Ausschweifung gäbe, um derentwillen man die Narren ins Tollhaus bringt, die nicht von einem gewissen Volke wäre als wahr, gewiß und ausgemacht angenommen worden. Von einem so besondern Gedanken gerührt, wollte ich mich durch die Erfahrung von der Wirklichkeit dieser Sache überzeugen. Ich besuchte die Wahnwitzigen, und erforschte mit vieler Neugier, wie verschiedentlich ihre Thorheiten waren. Stelle dir einmal, weiser Abukibak, mein Erstaunen vor, als ich vollkommen überzeugt wurde, daß es keinen Narren in dem Tollhause zu Paris gäbe, der nicht sollte bey der und jener Nation für einen sehr weisen Menschen gelten. Du wirst anfangs über meine Aussage erstaunen und glauben, daß ich die Sache

zu weit treibe; aber ich erzehle dir nichts, was nicht mit der genauesten Wahrheit übereinstimmt, und das Unglück nebst der Schwäche des menschlichen Verstandes ist so groß, daß es keine Ausschweifung, keine Grille giebt, die er nicht als eine sehr vortreffliche und mit der Vernunft übereinstimmende Sache annehmen sollte. Erlaube mir, daß ich dir zu deiner Ueberzeugung die verschiednen Thorheiten der Wahnwitzigen, welche ich besuchte, für Augen stelle, und dir die Völker und Nationen nenne, bey denen diese ausschweifenden Personen für sehr vernünftig paßiren würden.

Der erste Thor, um den ich mich erkundigte, war eingeschlossen worden, weil er sich einbildete, er müßte in kurzem ein Postpferd werden, weil er die Befehle des heil. Franziskus von Asisi übertreten habe, denn dieser hätte ihm im Traume gewisse Gebeter täglich zu beten aufgegeben. „Ich werde bald sterben, sagte er; sobald ich todt seyn werde, wird meine Seele vierzehn Jahr lang zur Strafe müssen in den Leib eines Rothfuchses fahren. Ich werde von dieser Pein nicht anders erlöset werden, als durch die Fürbitte eines frommen Capuciners, welcher den Zorn des seraphischen und heil. Franciskus besänftigen wird.“ Dieser Narr war von seinem Vorgeben so stark eingenommen, daß er, ehe man ihn hieher gebracht hatte, allemal zitterte, wenn er eine Peitsche knallen hörte; oder einen Fuhrmann sahe, der seine Pferde anhieb. „Halt inne, schrie er, unbarmherziger Geisler! Du schlägst ehrliche

Leute,

Leute, die tausendmal besser sind, als du!“ Weiser und gelehrter Abukibak, man hat in Paris einen Menschen eingesperret, den man zu Pekin für den weisesten Sterblichen gehalten hätte. Laßt uns eine Sinesische Gottheit an die Stelle des heil. Franciscus setzen und einen Bonzen an den Platz des Capuciners, so wird dieser Mensch sehr vernünftig, gottesfürchtig und klug scheinen, der ein Schwärmer, Wahnwitziger, Träumer und des Narrenhauses werth war.

Der zweyte Thor, den ich sahe, bildete sich ein, er würde vom Teufel verfolgt und hätte ihn immer an der Seite. „Mein Herr Lucifer, sagte er zu ihm, habt Mitleiden mit mir, ich bitte euch herzlich. Ich will euch alles geben, was ihr verlanget, ich biete euch Geschenke an, ich will euch allemal die erste Gesundheit zutrinken, warum quält ihr mich denn so?“ Hierauf kniete er nieder, küßte die Erde und begieng tausend andre Ausschweifungen. Diesen Menschen, weiser Abukibak, wollen wir zu denen Völkern versetzen, die dem Teufel opfern, weil sie sagen, daß sie grausam von demselbigen gepeiniget werden, und daß es unnöthig sey, den guten Gott anzubeten, denn der thäte ihnen niemals kein Leid, er wird seine neuen Mitbürger allezeit bereit finden, eben diese Meynungen als wichtige Wahrheiten anzunehmen, weswegen er in Paris eingesperret ist. Und wofern man in Indien Tollhäuser hat, so werden diejenigen, so ihn darein bringen wollten, eben die Strafe bekommen, die man ihm hier auferlegt hat.

Der

Der dritte Narr, den man mir zeigte, war es aus Liebe und Ehrfurcht für den Bildern der Heiligen und Agnus Dei geworden. Er trug täglich zwey bis dreyhundert derselben an sich; er hatte einige am Halse hängen; einige am Arme, und an den Händen: mehr als dreyßig zierten seine Brust; und sobald er ein Stück von diesem Halsschmucke versäete, so hielt er sich für verlohren. Bey diesen eingebildeten Talismannen sind ihm weder die Pest, noch der Hunger, noch der Krieg, noch sonst etwas furchtbar; ohne dieses würde ihn ein rauschendes Blat erschrecken. Er stürzte seine ganze Familie ins Elend, blos damit er diese geistlichen Kostbarkeiten kaufen könnte: einem Pilgrimme, der von Rom kam, zahlte er hundert Luisdor für eine Reliquie. Laßt uns diesen Menschen nach Spanien führen, weiser und gelehrter Abukibak, mit seinen Agnus Dei und Paternostern: denn kaum wird er über die pyrenäischen Gebürge angekommen seyn, so wird man ihn eben so sehr verehren, als man ihn kurz zuvor verachtete. Man wird diejenigen zum Feuer verdammen, welche sagen wollten, daß man ihn einsperren müsse; die heil. Inquisition wird ihn nebst seinen Bildergen in ihren mächtigen Schutz nehmen: alle seine Nachbarn werden ihn im Leben ehren, und nach dem Tode canonisiren.

Ich betrachtete einen vierten Narren mit Mitleiden und Erstaunen, der sich verschiedne Stöße gab, mit dem Kopfe wider die Wand lief, und ohngeachtet der Kette, die ihn fesselte, aus allen Kräften sich bemühte

bemühte zu mir zu kommen. Woher kommt denn die Narrheit dieses Menschen, fragte ich denjenigen, der mich in seine Clause geführet hatte? „Die Sünden der ganzen Welt zu tragen: er giebt sich blos die Schläge, um die Barmherzigkeit Gottes zu bewegen, und Vergebung für eure Fehler zu erhalten.“ Kaum hatte dieser zu reden aufgehöret, als der Narr anfing: Bekehret euch, ihr Elender! Sehet was ich zur Tilgung eurer Laster hier thun muß! Ich glaubte, weiser und gelehrter Abukibak, einen derer Sinesischen Bonzen zu sehen, welche mit einem seufzenden und heulenden Tone sagen: Auf solche Art büßen wir für eure Sünden. Sie schlagen sich ohn Unterlaß mit einem großen Steine für den Kopf und verwunden sich das ganze Gesicht. Du siehst also, weiser Abukibak, daß man einen indianischen Heiligen in Paris für einen Narren hält; unterdessen ist seine Tollheit so leicht zu entschuldigen, daß er wohl hätte Gnade finden sollen. Man darf nicht erst nach Sina gehen; wie viel giebt es nicht in Frankreich Leute, welche von einem ähnlichen Wahnwitze befallen werden? Es ist wohl wahr, daß sie sich nur die Schultern und den Rücken zerfetzen, an statt daß der unglückliche Gefangene sein Gesicht verunstaltete; aber ist wohl der Unterschied zwischen einem, der sich geisselt und dem, der sich Ohrfeigen giebt, zu groß, daß man den einen für vernünftig und den andern für wahnwitzig halten müßte? Entweder muß man diesen Narren mit völligem Rechte in Freyheit setzen, oder alle die Schwärmer ins Tollhaus bringen, welche glauben, daß zwischen der Gott-

heit und ihrem Hintertheile eine Sympathie herrsche.

Der fünfte Thor kam mir lustiger und lächerlicher vor, als alle die andern. Er bildete sich ein, er wäre ein Prophet; seine Art zu prophecεyen war ganz besonders komisch: denn er hatte ein Stückgen Kupfer, welches er in die Luft warf, indem er den Namen des heil. Antonius aussprach, der der Schutzpatron derer verlohrnen Sachen ist. Wenn nun das Stückgen mit der Seite auf die Erde fiel, von der er vorgab, daß sie Glück anzeigte, so verkündigte er die angenehmsten Sachen; fiel es aber auf die andre Seite, welche Unglück anzeigen sollte, so war auch kein Unglück in der Welt, das er nicht prophecεyt hätte. Man hätte ihn einer Thorheit wegen, die ganz lustig war, nicht ins Tollhaus gethan, wenn er nur dabey geblieben wäre; allein, da man ihm seine Prophecεyungen so bezahlte, je nachdem sie gut oder schlecht ausfielen, so hielt er sich deswegen an den heil. Antonius, als das Kupfer gar zu oft auf die böse Seite fiel und tractirte ihn höchst unbesonnen. Du bist nicht den Teufel werth, sagte er manchmal zu ihm; ja du bist noch schlimmer, als er; denn du wendest das Kupferplättgen so, daß ich für Hunger umkommen muß: aber ich will dich schon kriegen; zur Strafe will ich auf den heiligen Abend vor deinem Feste nicht fasten. Diese Ausschweifungen waren den Geistlichen als unanständig vorgekommen, daher hatten sie den Propheten ins Tollhaus bringen lassen. Es ist ein Unglück für ihn, daß er nicht

in China gebohren ist, da wäre es ihm erlaubt gewesen zu prophezeyen, und so oft als er gewollt hätte den Schutzpatron von Pekin zu beschimpfen. „Nichts ist sonderbarer, sagt ein neuerer Geschichtschreiber, wenn er von den sinesischen Astrologen redet, als ihre Art ihre Hausgötter zu Rathe zu ziehen. Sie nehmen zwey Stäbgen, die auf einer Seite platt und auf der andern rund sind; diese binden sie creuzweise zusammen; hierauf rufen sie den Götzen eifrig an, und sind fest überzeugt, daß er sie erhören muß. Alsdenn werfen sie die Stäbgen für sich hin: Wenn diese nun von ohngefehr auf die platte Seite fallen, so fangen sie an auf den Götzen zu schimpfen, an statt zu beten. Nichts desto weniger versuchen sie ihr Heyl noch einmal; und wenn sie nicht glücklicher sind, so folgen auf die Schmähreden gar Schläge. Unterdessen lassen sie den Muth nicht sinken, sondern wiederholen das Loos so vielmal, bis es ihnen endlich nach Wunsche ausfällt f).„

Als ich die Clause dieses fünften Narren verlies, begab ich mich in eine andre, worinn eine wahnwitzige Weibsperson war, sie war es zwar nicht aus der Ursache geworden, weil sie sich mit Prophezeyen abgegeben hatte; sondern weil sie gewissen Vorherverkündigungen zu blindlings geglaubt hatte. Ihr eignes Kind war das erste Schlachtopfer ihrer Thorheit geworden. Drey Wochen, nachdem sie niedergekom-

f) S. die Ceremonien und gottesdienstlichen Gebräuche der abgöttischen Völker im II. Theil. S. 248.

gekommen war, hatte sie einen sogenannten **klugen Mann** über das künftige Schicksal desselben gefraget, welcher ihr ankündigte, daß es sehr traurig seyn würde. Von diesem schrecklichen Prognostikon gerührt und von ihrer Schwärmerey ergriffen, nahm sie ihrem Kinde das Leben und rühmte noch ihre Uebelthat als eine Handlung, die von ihrer Frömmigkeit und Zärtlichkeit zeuge. Als die Richter den Kindermord erfuhren, zogen sie diese Frau ein und machten ihr den Proceß nach der Strenge der Gesetze; sie sahen aber deutlich und handgreiflich, daß sie wahnwitzig wäre, daher verdammten sie sie Zeitlebens zum Zuchthause. Wenn sie unter den **Banians** wäre gebohren worden, hätte man sie für sehr weise und klug gehalten. Sobald bey diesen Völkern ein Kind auf die Welt kommt, so fragt man einen Sterndeuter über sein Schicksal um Rath; sind ihm nun die Gestirne nicht günstig, so nimmt man ihm das Leben, welches die größte Gunst ist, die es von seinen Aeltern hoffen kann.

Ich besuchte eine andre Wahnwitzige, deren Reden mir sehr kurzweilig vorkamen. „Mein Herr, sagte sie zu mir, sie sehen ein Mädchen, welche der Himmel sehr hoch geehret hat. St. **Paris**, dieser große Heilige, bey dessen Grabe so viele Wunder vorgehen, ist gegen mich so gefällig gewesen, den Himmel zu verlassen und hat mich geschwängert. Ich bin wirklich von ihm schwanger und soll mit einer wichtigen Person niederkommen, welche die Jesuiten vernichten, alle Ketzer in Staub verwandeln, die

Herr-

Herrschaft der Türken zerstören, und die Schwelgerey des römischen Hofes reformiren wird. „Ist dieses Mädchen schwanger? fragte ich den, der mich herum führte. — Ja, antwortete er mir, sie ist es: man weiß in der That nicht von wem, und man glaubt, daß sie aus Furcht, es möchte ihre Schwäche entdeckt werden, närrisch geworden ist. Bey den Peruvianern, weiser und gelehrter Abukibak, würde diese vermeynte Beyschläferinn des heil. Paris überall Glauben gefunden haben; man hätte es für nichts ausserordentliches gehalten, daß dieser gute Heilige auf eine kurze Zeit seinen himmlischen Aufenthalt verlassen hätte, um sich auf der Erde einen Zeitvertreib zu machen. Diese Völker haben gewisse Mädchen oder Nonnen, die der Sonne gewidmet sind. Wenn sie schwanger werden, so sollen sie nach dem Gesetze verbrannt werden; sobald sie aber versichern können, daß sie die Sonne erkannt habe, so wird ihre Schwangerschaft für ehrwürdig gehalten g). Gewiß in einem Lande, wo man glaubt, daß manchmal die Sonne ihren Lauf unterbricht um

g) In Peruuii regni finibus receptum, Solem colere: quod Ingae reges pro firmamento aut insigni dominationis instituerunt, cum essent Dii antea diuersi. Illorum solemne, templa vbique Soli erigere, ampla, magnifica, auro laqueata aut strata. In iis castae aliquot Virgines, quarum pudicitia deuota: nec fas polluere, nisi vt luerent morte. Excusatur si qua iurauit compressam se et ex eo vterum ferre. Lipsii Monit. et Exemp. Politica, cap. III, pag. 27.

einem Mädchen beyzuwohnen, würde man es nicht als eine Ausschweifung ansehen zu glauben, daß ein heiliger Jansenist Bastarde machen könnte.

Der Wahnwitz der dritten Weibsperson, die man mir zeigte, war noch viel besondrer, als der zwoten. Ihre Thorheit bestund darinne, den Hosenknopf aller der ehrwürdigen Jesuiten zu küssen, denen sie begegnete. Hätte sie einen von ihnen bey dem Pabste angetroffen, so würde sie sich, anstatt zu dem Pantoffel des heiligen Vaters zu laufen, gewiß eher vor den Hosen des Ignazianers niedergeworfen haben. Sie bildete sich ein, daß in allen Hosen dieser ehrwürdigen Väter eben so viele Kraft stäcke als in den kräftigsten Reliquien. Wenn diese Devote in dem Königreiche Golconda oder Bisnagar gebohren wäre, so wäre ihr erlaubt gewesen nicht nur den Hosenknopf zu küssen; sondern wohl gar andre Theile. Die Faquirs oder golcondischen Jesuiten sind sehr gewohnt dergleichen Küsse anzunehmen, die in Europa so ausschweifend wären. Die Geschichtschreiber erzählen uns, daß man daselbst die andächtigen Frauenzimmer sieht denen Faquirs diejenigen Theile des Leibes küssen, welche die Natur zu verbergen sucht, ohne daß sie die Augen nur ein wenig davon abwendeten. Ich wollte fast wetten, wenn diese Mode in Europa aufkäme, daß die Mönche daselbst in eben dem Ansehen stehen würden. Mehr als ein Franciscaner würde das andächtig küssende Frauenzimmer verliebt anschielen, und wehe der, die eine Brille auf der Nase hätte! Denn es würde hier nur allzuoft der Fall

vorkom-

vorkommen, wovon der sinnreiche la Fontaine eine Erzählung gemacht hat, und welcher den Verlust der Brille der alten Aebtißin verursachte.

Doch den Spaß bey Seite, weiser und gelehrter Abukibak, laß uns die Menschen bedauern, wenn wir die Schwäche ihres Verstandes betrachten. Was wird aus dieser Vernunft, aus diesem Lichte der Natur, wovon die Weltweisen so viel schwatzen? Ist sie denn nur gewissen Völkern mitgetheilt worden? Ist denn die Seele der andern nicht von eben der Natur, noch von eben der Art, als jener ihre? Oder ist diese Vernunft allen gleich ausgetheilt worden; woher kommt es denn, daß sie so verschieden handeln? Welches sind die Weisen, und welches die Thoren? Jeder glaubt die Wahrheit einzusehen: wo finden wir die unpartheyischen Richter, die diesen Streit entscheiden können?

Ich grüße dich, weiser und gelehrter Abukibak.

Siebenzigster Brief.

Der Kabbalist Abukibak an den fleißigen Ben-Kiber.

Die Vergleichung, welche du, fleißiger Ben-Kiber, in deinem letzten Briefe zwischen den Ausschweifungen einiger europäischen Wahnwitzigen und denen Gebräuchen verschiedner Völker in Asien, Afrika u. s. w. anstellest, hat mir Gelegenheit gegeben über die Sitten der alten Völker nachzudenken.

Nach einer strengen Untersuchung, wobey ich alle mögliche Vorurtheile zu verbannen gesucht habe, glaube ich behaupten zu können, daß es zu allen Zeiten, so wie itzt Ausschweifende gegeben habe, und daß viele Völker Gewohnheiten gehabt haben, die den Gebräuchen anderer schnurstracks entgegen liefen; daher einer, der beyden ersten für sehr weise gehalten wurde, würde bey den andern für einen Ausschweifenden seyn angesehen worden. Ich gehe noch weiter und glaube, daß sowohl bey den Neuern als Alten alle Nationen, auch die gesittesten, einige Moden hatten und noch haben, die sogar der Vernunft entgegen sind. Ein Weltweiser, der sie mit Aufmerksamkeit betrachtet, siehet das Lächerliche davon sogleich ein.

Ich will dir, fleißiger **Ben-Riber**, meine Anmerkungen mittheilen, die ich bey Durchlesung des Herodots und Diodors von Sicilien gemacht habe, wenn sie von den Sitten und Gesetzen der vornehmsten alten Völker schreiben. Anfänglich werde ich ganz aufrichtig und unverfälscht erzählen, was diese Autoren davon sagen; hernach werde ich die ungeräumten, lächerlichen und kindischen Dinge anmerken, wovon sie strenge Beobachter waren. Meine Briefe darüber könnten zur Geschichte der Irrthümer des menschlichen Verstandes dienen.

Laßt uns bey den Aegyptern anfangen. „Da sie, sagt Herodot h), ein Clima und einen Fluß haben,

h) Herodot im VII. B. S. 227. Ich bediene mich in diesem Briefe, so wie in den andern, der Uebersetzung des du Ryer.

ben, deren Beschaffenheit von der Natur anderer ganz unterschieden ist; so haben sie auch Gesetze und Verordnungen unter sich gemacht, die von denen ganz unterschieden sind, welche man in andern Ländern antrifft. Die Weiber treiben unter ihnen allein den Handel, sie erbauen Buden und wohnen in den Kramläden, da unterdessen die Männer zu Hause spinnen. Andre Nationen verfertigen ihre Gewebe von unten hinauf; die Aegypter aber von oben herunter; die Männer tragen ihre Lasten auf dem Kopfe, und die Weiber auf den Schultern; die Weiber lassen den Urin stehend, die Männer setzen sich dazu nieder. Es ist ihnen nicht erlaubt ausser dem Hause ihre Nothdurft zu verrichten; hingegen essen sie ausser demselben und auf den Strassen, indem sie zur Ursache angeben, daß man unehrbare, aber nöthige Beschäfftigungen in Verborgnen thun müßte; die ehrbaren aber könnte man öffentlich vornehmen. Ein Frauenzimmer kann bey ihnen nicht Priesterinn eines Gottes oder Göttinn werden; aber die Männer sind die Priester aller Götter und Göttinnen. Die Söhne können nicht gezwungen werden wider Willen ihre Aeltern zu ernähren; die Töchter aber werden dazu genöthiget, wenn sie es auch nicht thun wollten. In andern Ländern tragen die Priester lange Haare; in Aegypten aber gehen sie mit beschornen Häuptern. In andern Ländern hat man die Gewohnheit, daß man sich bey dem Begräbnisse eines Vaters bescheeren läßt; hingegen lassen sich die Aegypter die Haare wachsen und bescheeren den Bart. In andern Ländern hält man seine Tafel von den Thieren abgesondert;

dert; die Aegypter aber essen in Gesellschaft der Thiere. Andre Völker nähren sich mit Gerste und Weizen, und bey den Aegyptern ist es eine Schande das zu essen, was daraus gemacht ist; sie backen ihr Brod aus einer Art von Getrayde, welches das Mittel zwischen Gerste und Waitzen hält. Sie rühren das mit Wasser vermischte Mehl und kneten es mit den Füßen, den Koth und Unflath aber greifen sie mit den Händen an. Andre behalten die natürlichen Theile des Leibes, so wie sie ihnen die Natur gegeben hat, ausgenommen die, welche von den Aegyptern darinne sind unterrichtet worden: Die Aegypter aber beschneiden sie. - - - Die Priester bescheeren aller drey Tage den ganzen Leib, damit sich nicht etwa ein Ungeziefer oder andrer Unflath an solchen Menschen erzeugen möge, die dem Dienste der Götter gewiedmet sind. - - Sie haben von ihren zugehörigen Gütern keine Ausgaben zu bestreiten; sondern jeder von ihnen bekommt täglich seine Portion Opferfleisch und oft mehr als er nöthig hat, von Rind- und Gänsefleisch, welches man ihnen völlig gekocht bringt. Man giebt ihnen auch Wein, ohne daß sie sich darum bekümmern dürfen; es ist ihnen aber nicht erlaubt von Fischen zu essen. Die Aegypter säen keine Bohnen und essen sie weder roh noch gekocht, ja die Priester dürfen sie nicht einmal ansehen, weil sie sich einbilden, daß diese Art von Hülsenfrucht unrein sey.„

Nun wollen wir untersuchen, fleißiger Ben-Kiber, wie viel Ungereimtheit und Thorheit in den

wunderlichen Gewohnheiten der ältesten Völker sich befindet, oder vielmehr desjenigen Volks, bey welchem wir die ersten Spuren der Künste und Wissenschaften antreffen. Wir wollen uns nicht bey den Männern aufhalten, die im Hause spinnen, und bey den Weibern, die in den Buden Wein verkaufen, wir wollen auch beyden Geschlechtern die Freyheit lassen, ihren Urin zu lassen, wie sie es für gut befinden; mögen sie auch lieber die strengste Colik ausstehen, als daß sie ihre Nothdurft ausser dem Hause verrichten sollten; wir wollen ihnen auch erlauben, daß sie bey allem Ungestüme der Luft essen mögen, ohne es in ihren Zimmern thun zu dürfen; aber indem wir ihnen so viel Freyheit zugestehen, so wollen wir doch nicht eben so nachsehend bey demjenigen Gesetze seyn, welches den Söhnen erlaubt ihre Aeltern nicht zu ernähren. Haben denn die Söhne keine so große Pflichten gegen ihre Aeltern zu beobachten, als die Töchter? Sind sie von andrer Natur, als ihre Aeltern? Gehören sie ihnen nur zum Theil zu? Was für ein wunderlicher und strafbarer Gebrauch! Man muß nicht nur aller Vernunft, sondern auch aller Menschlichkeit beraubt seyn, wenn man nicht aufstützig darüber wird. Was sollen wir von der Mode, mit den Thieren zu essen, sagen, ist sie nicht ganz besonders, hauptsächlich bey Leuten, die in andern Gelegenheiten solche Sclaven der Reinlichkeit waren, und sich mit solcher Sorgfalt wuschen? Die Mode, das Mehl mit den Füßen einzurühren und den Koth und Unflath mit den Hän-

 den,

den, ist nicht weniger sonderbar und unflätig. Was die Gebräuche der Priester anbelangt, so lächerlich sie auch seyn mögen, so haben sie doch dreytausend Jahre nicht können ins Abnehmen bringen und sie gehen noch heut zu Tage bey der einen Hälfte der Europäer im Schwange, wo ein Haufen Faullenzer, die auf eine lächerliche Art gekleidet gehen, ohne eine Ausgabe von ihrem Vermögen zu machen, das Vermögen der Layen verzehren, und die erbettelte Portion Fleisch fressen, die man ihnen weich gekocht bringt. Man bringt ihnen auch Wein; nur ist es den meisten verboten Rind- oder Schöpsenfleisch zu essen; sie dürfen sich nur mit Fischen nähren. Der einzige Unterschied zwischen den Europäern und Aegyptern ist sehr klein; denn es ist eben so lächerlich, wenn man sich einbildet, die Gottheit werde sehr dadurch geehret, daß man keine Fische äße, als wenn man sich hingegen des Fleisches enthält. Man muß sehr thöricht seyn zu glauben, daß ein Hecht in den Magen eines Priesters den Himmel äusserst beleidige; man wird es aber auch nicht weniger seyn, wenn man denkt, daß ein Rebhun, von einem Carthäuser verzehrt, diesen Mönch zur Hölle hinabstürze. Was für eine Thorheit, Gott zum Aufseher oder Hofmeister zu machen, der die Tafel einiger Privatpersonen einrichten muß! Der Abscheu, den die Aegypter für die Bohnen hatten, und die Furcht der Priester ihre Augen möchten die Heiligkeit ihres Dienstes verunreinigen, ist die höchste Ausschweifung. Was ist denn eine Bohne? ein Stückchen leblose

Erde,

Erde, wie andere Hülsenfrüchte. Verderbt etwa der Saft, der in ihnen ist, die Seele? Es ist schon genug, wenn man sie zu genießen verbietet, aber sie anzusehen, da müssen sich wohl gar einige subtile und giftige Theilchen von ihnen losreissen. Heut zu Tage hat die gesunde Vernunft gemacht, daß dieses Gift verschwunden ist, man ißt die Bohnen so gut wie die Erbsen. Das Gift der ersten erstreckt sich in einer gewissen Jahreszeit auf das Fleisch; vielleicht werden in vier oder fünf hundert Jahren die Fasten und Vigilien eben das Schicksal haben, wie die Träumereyen der Aegypter. Von den Aegyptern wollen wir uns zu den Aethiopiern begeben.

„Die Aethiopier, sagt Diodor von Sicilien [i]), haben vielerley Gesetze die von den Gesetzen andrer Völker abweichen, besonders was die Wahl der Könige anbelangt. Die Priester erwählen die angesehensten ihrer Gesellschaft, und nachdem sie sie in einen Kreis gestellt haben, so wird derjenige, den von ohngefehr ein Priester anrührt indem er in den Kreis kommt und wie ein Waldgott herum springt, auf der Stelle zum Könige erwählt, das ganze Volk bezeigt ihm seine Ehrerbietung, als einem Menschen der durch die göttliche Vorsehung zum Regimente ausersehen worden. Der Neuerwählte fängt nun an nach der Art zu leben, die ihm in den Gesetzen vorgeschrieben ist. In allen Dingen richtet er sich nach der Gewohn-

i) Diodor im III. B. S. 266. Ich bediene mich der Uebersetzung des Abts Terrasson.

Gewohnheit des Landes, indem er nur nach denen Regeln straft und belohnt die vom Anfange her bey der Nation üblich sind. Es ist dem Könige verboten jemand von seinen Unterthanen hinrichten zu lassen, ob er gleich ist für Gericht der Leib- und Lebensstrafe würdig erkannt worden; er schickt aber einen Beamten zu ihm, der ihm den Tod ankündigen muß; und sogleich schließt sich der Missethäter in sein Haus ein, und vollziehet die Strafe an sich selbst. Es ist ihm nicht erlaubt in benachbarte Reiche zu entfliehen und auf solche Art die Todesstrafe in eine Verbannung zu verwandeln, wie bey den Griechen. Man erzählt von einem gewissen, dem der Todesbefehl von dem Könige war zugesandt worden, und der darauf bedacht war aus Aethiopien zu entfliehen, daß ihm seine Mutter, da sie es gewahr worden wäre, ihren Gürtel um den Hals geschlungen und ihn also ohne Widerstand erdrosselt hätte, aus Furcht, ihr Sohn möchte durch die Flucht seiner Familie eine größere Schande anthun. Was den Tod des Königs betraf, so war auch etwas weit ausserordentlicheres in der Mode. Die Priester, welche in Meroe ihren Dienst verrichten, haben bey ihnen eine sehr große Gewalt. Diejenigen also, schickten, wenn es ihnen einfiel, einen Boten an den König ihm den Tod anzukündigen. Sie ließen ihm sagen, die Götter hätten es also beschlossen und es würde also eine Sünde seyn einen Befehl nicht zu befolgen, der von ihnen käme. Sie setzten noch einige andre Ursachen hinzu, welche einfältige Leute gar leicht bewegen können, die von einer alten Gewohnheit eingenommen

men sind und nicht gnug Stärke des Geistes besitzen, sich so ungerechten Befehlen zu widersetzen. Es haben auch wirklich die ersten Könige sich diesen grausamen Befehlen unterworfen, ohne eine andre Ursache zu haben, als ihren eignen Aberglauben. Ergamenes, welcher zur Zeit Ptolomäus II. regierte und die griechische Weltweisheit studirt hatte, war der erste, der dieses lächerliche Joch abwarf. Nachdem er einen Entschluß gefaßt hatte der einem Könige anständig war, so versammelte er eine Armee und griff die Festung an, wo ehemals der goldne Tempel der Aethiopier stund. Er ließ alle Priester erwürgen und richtete einen neuen Gottesdienst auf. Die Freunde des Fürsten haben ein Gesetz gemacht, welches noch dauert, so sonderbar es auch ist, nämlich, wenn ihr König eins seiner Glieder entweder durch Krankheit oder einen andern Zufall verlohren hat, so machen sie sich auf gleiche Art zum Krüpel, denn sie glauben es sey eine Schande den König, der zum Exempel hinkt, mit geraden Füßen zu begleiten, und es scheint ihnen ungeräumt, daß sie nicht sollten die Beschwerlichkeiten seines Leibes mit ihm theilen, weil uns die aufrichtige Freundschaft verbindet an dem Glück und Unglück unsrer Freunde Theil zu nehmen. Es geschieht auch sehr oft, daß man sie mit ihren Königen in den Tod gehen sieht und sie halten es für eine hohe Ehre ihm solchergestalt ihre beständige Treue zu beweisen. Daher kommt es, daß es bey den Aethiopiern schwer ist, etwas wider den König zu unternehmen, weil alle Freunde desselben nebst der seinigen auf ihre eigne Erhaltung bedacht sind.

Dieses

Dieses sind die Gesetze und Gewohnheiten der Aethiopier, welche die Hauptstadt und Insel Meroe nebst dem Theile Aethiopiens bewohnen, der an Aegypten stößt.»

In meinem folgenden Briefe will ich dir die Anmerkungen über so sonderbare Gebräuche mittheilen.

Lebe wohl, fleißiger Ben-Kiber.

Ein und siebenzigster Brief.

Abukibak an den fleißigen Ben-Kiber.

Wenn die äthiopischen Regenten gezwungen waren sich nach den Landesgesetzen zu richten, und wenn sie dieselben nach einer so klugen als unverletzlichen Anordnung unter keinerley Vorwande übertreten durften, so war im Gegentheil die Art ihrer Erwählung sehr thöricht und lächerlich. Giebt es wohl etwas ungeräumteres, als einen Kreis von einer Anzahl hüpfender und springender Personen schließen und hernach aus diesen Gauklern den zum Könige erwählen, den man von ohngefähr ergreift? Es wäre eben so gut, als wenn man einen Monarchen auf dem Grabe des heil. Paris erwählte oder einen berühmten Quäcker zum Könige erhübe.

Die blinde Unterwürfigkeit, welche die Aethiopier für die Befehle ihrer Regenten bewiesen, war eben so strafbar, ohngeachtet sie noch heut zu Tage bey den Türken und vielleicht bey noch gesittetern Völkern beobachtet wird. Ist es einem Menschen nicht natür-

natürlich, daß er sein Leben zu erhalten sucht und muß die Schwärmerey nicht recht sehr groß seyn, die ihm das Vermögen dazu benimmt? Ein Aethiopier, welcher die Mittel dem Tode zu entfliehen, der für ihn bestimmt war, verabsäumte, war ein Narr; und ein Türk, der eben so verfährt, ist nichts klüger, alle Gewohnheiten aber, die sich auf der Natur zu widerstreitende Grundsätze gründen, nehmen ihren Ursprung aus der Schwärmerey und werden nur durch Vorurtheile unterstützt. Sobald die Menschen die Augen aufthun, sobald sie von ihrer Vernunft Gebrauch machen, so sehen sie ihren Irrthum ein und begreifen, wie vortheilhaft es ihnen ist sich gänzlich davon loß zu machen. Das Beyspiel des Ergamenes, welcher sich von dem Joche befreyete, worunter seine Vorfahren geseufzet hatten, ist ein deutliches Beyspiel hievon. Die Kenntniß der griechischen Weltweisheit, das ist, die Freyheit zu denken, nachzudenken und zu beurtheilen, gab ihm alle das Unglück der Könige, seiner Vorgänger, zu erkennen; er sahe wohl ein, daß er sich von der Tyranney der Priester befreyen müsse, welche verschiedene umgebracht hatten. Die Regenten, welche vor ihm gelebt hatten, mußten sehr wenig Einsicht haben, wenn sie sich entschlossen so ruhig zu sterben, nachdem ihnen die Priester nach ihrem Gefallen den Befehl ertheilten sich aus dieser Welt zu packen. Wenn es heut zu Tage bey den Geistlichen stünde ihren Fürsten zu einer ähnlichen Reise Befehl geben zu dürfen; so wäre es viel gefährlicher ein Regent, als ein Bergmann und Grenadier zu seyn. Man würde

täglich

täglich sehen, daß den Fürsten geheime Orders ertheilt würden, welche die Geistlichen nicht wollten mit regieren lassen, und die geringste Auflage auf die Clerisey, würde gleich einen Befehl an den Oberherrn verursachen, daß er sich sobald als möglich ins Paradies begeben sollte, wenn man ihn nicht etwa ins Fegefeuer verwiese, oder welches noch ärger ist, gar in die Hölle. Die Priester itziger Zeit würden sich ohne Zweifel nicht mehr Gewissen daraus machen, als die vor Alters, den Himmel mit in ihr Verständniß zu ziehen. Wir können aus den wechselseitigen Unternehmungen der Jansenisten und Molinisten darauf einen Schluß machen, welche niemals unterlassen ihre Verbrechen, die sie begehen, und die Uebel, so sie einander anthun, mit der Religion zu beschönigen.

Itzt wollen wir uns fleißiger Ben=Kiber, zu der Thorheit jener Hofleute wenden, welche sich verstümmeln ließen, damit sie die Leibesgebrechen ihrer Fürsten nachahmen möchten und welche es für eine Schande hielten sich mit geraden Füßen im Gefolge eines Königes zu befinden, der hinkte. Wenn man heut zu Tage durch solche große Ausschweifungen Chargen und Ehrenstellen erhalten könnte, so zweifle ich nicht, man würde an dem Hofe eines einäugigen Königs viele sehen, die sich ein Auge ausrissen; und an dem Hofe eines lahmen, viele die sich einen Fuß verstümmeln ließen. Die Gleichgültigkeit der Fürsten gegen einen dergleichen Unsinn macht noch heut zu Tage einen Unterscheid zwischen

den

den Moden der neuen und alten Hofleute. Ahmen sie nicht, so viel als möglich, itziger Zeit die Fehler des Geistes der Fürsten nach, weil sie dadurch zu Ehrenstellen gelangen? Sind sie nicht Säufer, wenn der König den Wein liebt; wollüstig und unkeusch, wenn er Geschmack am Frauenzimmer findet; ohne Religion, wenn er ein Gottesleugner ist? Wie! Ist es wohl etwas schändlicher und unsinniger als den Leib und die Seele zu verunstalten? Diese Seele, die uns über die Thiere erheben soll. Ein äthiopischer Hofmann, der sich einen Fuß verstümmelte, erniedrigte sich doch nicht bis zu den unreinesten Thieren; aber ein europäischer Kammerjunker, der sich seinem Herrn zu gefallen vollsäuft und in dem schändlichsten Leben herum wälzt, setzt sich mit den Schweinen in gleichen Rang, die in ihrem Troge herum wühlen und sich den Hals mit Futter vollstopfen.

Ich glaube, fleißiger **Ben-Riber**, die Moden und Gebräuche der Aethiopier wären noch viel eher zu entschuldigen, als der neuen Hofleute ihre; denn sie hatten doch gegen ihre Fürsten eine wahre Liebe, weil sie freywillig und gern mit ihnen sturben. Es mischte sich also eben so viel übel verstandner Eifer als Hochmuth unter ihre Thorheit; aber in Europa ahmt man oft den Fürsten nach, den man auf das tödlichste haßt. Man hütet sich wohl mit ihm ins Grab zu fahren; kaum ist er darinnen, als man sich schon seinem Andenken widersetzt; man nimmt die Sitten und Lebensart seines Nachfolgers an und handelt nach einer ganz entgegengesetzten Art als die

vor drey Tagen war. Was für Materie nachzudenken geben uns nicht die Unternehmungen der Hofleute beym Anfange einer neuen Regierung! Laß es uns gestehen, fleißiger **Ben-Kiber**, die Menschen haben jederzeit ausgeschweift; aber laß uns noch hinzu setzen, daß sie zu unsern Zeiten die Thorheit mit der Falschheit verknüpft haben. Wir wollen zu den Aethiopiern zurück kehren und den Diodor von Sicilien noch einmal zu Rathe ziehen [k]).

„Es giebt noch verschiedne andre Nationen in Aethiopien, welche die beyden Ufer des Nils nebst den darinn gelegnen Inseln bewohnen, die übrigen halten sich in den benachbarten Provinzen von Arabien auf, und andre wohnen noch tiefer in Africa. Fast alle, und besonders die, welche längst dem Flusse gebohren sind, haben eine schwarze Haut, Stumpfnasen und krauses Haar; sie scheinen sehr wild und unbändig und sind es doch nicht sowohl wegen des Temperaments, als mit Willen und aus einer Verstellung. Sie sind sehr vertrocknet und verbrannt und haben beständig Nägel, wie die Vogelsklauen. Sie kennen keine Menschlichkeit und geben nur einen hohen Laut von sich. Da sie nicht darauf bedacht sind, wie wir, sich das Leben süßer und angenehmer zu machen, so haben sie auch keine ordentlichen Sitten. Wenn sie in den Streit ziehen, so waffnen sich einige mit ihren Schilden, die sie von Ochsenhaut verfertiget haben und in den Händen tragen sie kleine

Lanzen;

k) Diodor im III. B. S. 268. 269.

Lanzen; andre haben krumme Pfeile; noch andre bedienen sich der Bogen woran das Holz vier Ellen lang ist und die sie mit dem Fuße aufspannen; wenn diese keine Pfeile mehr im Vorrathe haben, so streiten sie mit der Keule. Sie nehmen auch ihre Weiber mit in Krieg und nöthigen sie von einem gewissen Alter an zu dienen. Diese tragen gemeiniglich einen kupfernen Ring an ihren Lippen. Einige dieser Völker leben nackend und bedecken sich nur damit, was sie antreffen, um sich vor der Sonne sicher zu stellen. Andere schneiden einem Schaafe den Schwanz ab und bedecken damit ihre Blöße; noch andre nehmen die Häute ihrer Thiere. Es giebt auch einige, die den halben Leib mit einem Schurze bedecken, den sie von Haaren verfertigen, da die Natur ihren Schaafen die Wolle versagt hat. In Ansehung ihrer Nahrung, leben einige von einer gewissen Frucht, die in den Seen und an morastigen Orten wächst; andre essen die zartesten Sprößlinge der Bäume, deren Schatten sie für der Mittagshitze schützt; einige säen Sesam und Lotus; es giebt auch einige, die von den Wurzeln des Schilfrohrs leben. Der meiste Theil von ihnen übet sich Vögel zu schießen: und da sie mit dem Bogen sehr geschickt umzugehen wissen, so ersetzt diese Jagd ihnen das Nothdürftige reichlich; der größte Theil dieser Völker aber ernähret sich von dem Fett und dem Fleische ihrer Heerden. Diese Aethiopier, welche über Meroe wohnen, machen einen merkwürdigen Unterscheid unter den Göttern. Sie sagen, daß einige ein ewiges und unvergängliches Wesen haben, als die Sonne,

der Mond und die ganze Welt: einige wären von Menschen gebohren und hätten sich durch ihre Tugenden göttliche Ehre erworben und durch die Wohlthaten, welche sie der Welt erwiesen hätten. Sie verehren die Isis, den Pan und hauptsächlich den Jupiter und Herkules, von denen sie glauben, daß das menschliche Geschlecht die größten Wohlthaten erhalten hätte. Einige Aethiopier glauben unterdessen, daß es gar keine Götter gäbe; und wenn die Sonne aufgeht, so verstecken sie sich in ihre Moräste und stoßen Schimpfreden wider sie aus, als wider ihren grausamsten Feind. Die Aethiopier sind auch noch durch die Ehrenbezeigungen von andern Nationen unterschieden, die sie ihren Todten erzeigen. Einige werfen ihre Körper in den Fluß, weil sie dieses für das ehrlichste Begräbniß halten, das man ihnen geben kann; andere behalten sie in ihren Häusern auf und schließen sie in gläserne Särge ein, weil sie glauben, es stehe den Kindern wohl an, ihre Aeltern beständig vor den Augen zu haben und das Andenken ihrer Voraltern solchergestalt zu erhalten; andre legen ihre Todten in Särge von gebrannter Erde und begraben sie um ihre Tempel. Sie sehen dieses als den unverbrüchlichsten Eyd an, wenn man bey den Todten schwört. In gewissen Gegenden von Aethiopien ertheilen die Einwohner demjenigen die königliche Würde, welcher unter ihnen der Wohlgebildeste ist, und sagen, daß die beyden größten Geschenke des Glücks der Regentenstand und eine schöne Leibesgestalt sey. Anderwärts ertheilet man sie dem wachsamsten Hirten, als denjenigen,

nigen, der die meiste Sorgfalt für die Unterthanen tragen würde. Andre erwählen den Reichsten dazu, in der Meynung, daß er am besten im Stande seyn werde, seinen Unterthanen beyzustehen. Es giebt wiederum andere, die die Stärksten zu Königen erwählen, indem sie diejenigen des höchsten Ranges würdig halten, welche am fähigsten sind, sie im Streite zu vertheidigen.„

Diese neue Stelle, fleißiger Ben-Kiber, giebt uns Gelegenheit zu vielen ernsthaften Betrachtungen. Sie erfordern eine weitere Ausführung, als wir gemeiniglich unsern Briefen geben und wir wollen sie auf den nächstfolgenden Brief versparen, den ich an dich schreiben werde.

Lebe wohl.

Zwey und siebenzigster Brief.

Der Kabbalist Abukibak an den fleißigen Ben-Kiber.

Laß uns, fleißiger Ben-Kiber, die ausserordentlichen Gewohnheiten und Gebräuche dieser Aethiopier noch einmal durchgehen, die von den zuerst angeführten so unterschieden waren. Die Begierde wilder und unbändiger zu scheinen, ohngeachtet sie es nicht sowohl wegen des Temperaments, als wegen einer gewissen Verstellung sind, zeigt gar deutlich an, wie weit sich der menschliche Verstand verirren kann. Ist es nicht erstau-

erstaunend, daß Menschen, welche die Grundsätze der Menschlichkeit in sich selbst finden, welche erkennen, daß sich auf dieselbe ihre ganze Glückseligkeit, ihr Vortheil und die Wahrheit gründen, doch dabey suchen sich so viel als möglich den Thieren zu nähern und ihre größte Ehre darinnen suchen, ihnen in ihrer Wildheit ähnlich zu werden? Diejenigen, welche glauben, der Mensch sey von Natur bemüht sich unterrichten zu lassen, und dem guten Rathe zu folgen, den man ihm giebt, weil er ihn zu seinem Glücke für sehr vortheilhaft hielte, mögen einmal gegen ein so überzeugendes Beyspiel etwas sagen, als uns diese Völker geben. Sie bemühten sich alles das von sich zu entfernen, was ihnen die Bequemlichkeiten andrer Nationen verschaffen könnte; das thierische Leben hatte für sie mehr Reize, als dasjenige, welches die gesittesten Weltbürger führen.

Die Gewohnheit, **ihre Weiber mit in den Krieg zu nehmen**, setzt mich nicht in Verwunderung, so lächerlich sie auch war; sie dauert noch bey den Teutschen fort, und der geringste Unterlieutenant der Infanterie hat die Frau Unterlieutenantinn bey sich. Wenn sich die kaiserliche Armee in Marsch setzt, so ist allemal ein Zug von Weibern und ihrem Gepäcke mit dabey. Urtheile einmal, fleißiger **Ben-Kiber**, ob es Leuten zuträglich ist, die nur darauf denken müssen sich zu schlagen, daß sie mit ihrem Haußwesen beschäfftiget seyn sollen. Wenn barbarische Völker die Gewohnheit beybehalten konnten ihre Weiber in den Krieg mitzunehmen,

so

so finde ich nichts außerordentliches darinnen; aber daß man heut zu Tage in Teutschland und vielen andern Ländern denen Officiers nicht verbietet, die Ihrigen mit zur Armee zu nehmen, das begreife ich nicht. Man muß etwa in Teutschland denken, daß das Gebet der Weiber eben so viel gilt eine Schlacht zu gewinnen, als das Gebet Mosis; ich weis aber doch nicht, ob sie unterdessen die Hände zum Himmel erheben, wenn sich ihre Männer schlagen.

Die Religion der Aethiopier, welche über Meroe wohnten, hatte nichts an sich, was heut zu Tage in dem größten Theile von Europa außerordentlich scheinen könnte: sie theilten ihre Götter in zwo Classen; einige waren ihrer Natur nach ewig und unvergänglich; andere hatten sich durch ihre Tugenden und durch die der Welt erzeigten Wohlthaten göttliche Ehre erworben, ohngeachtet sie von Menschen gebohren waren. Man wird sagen, daß es ungeräumt sey, zu glauben, eine Creatur könne jemals die Vollkommenheiten des Schöpfers erlangen; die Ordnung der Natur und hauptsächlich aller Dinge erfodere es, daß allezeit ein Unterscheid zwischen der Macht desjenigen sey, der sie hervorgebracht hat, und zwischen der Macht der hervorgebrachten Dinge; man wird beweisen wollen, die göttliche Natur könne niemals einem bloßen Sterblichen mitgetheilt werden; man wird endlich schließen, es wäre lächerlich, sterbliche Menschen in die Ordnung ewiger Gottheiten zu versetzen. Man wird auf diese Art sehr wohl urtheilen; aber eben die Person, welche solche Einwürfe macht, wird nicht

bemerken, daß sie eben so lächerlich handelt als die Aethiopier, welche sie verdammt. Sie giebt, so wie jene, eine Gottheit von ewigem und unvergänglichen Wesen zu, und zu gleicher Zeit eine unendliche Zahl Halbgötter, welche verschiedne Jahre unter den Menschen gelebt haben, ehe sie die göttliche Ehre genossen. Europa ist von Tempeln angefüllt, welche dem heil. Franciscus, Anselm und Ignatius u. a. gewiedmet sind. Der Weyhrauch steigt beständig von ihren Altären in die Höh, man schickt die eifrigsten Wünsche zu ihnen ab, man ruft sie um ihren Beystand an, man bringt ihnen Geschenke; was thaten wohl die Aethiopier mit ihren Untergöttern anders? Man wird zwar antworten, daß man alles, was man von diesen neuern Halbgöttern erhält, nur durch ihre Vermittelung von der ewigen und unvergänglichen Gottheit erhalte. Die Aethiopier und alle Heyden können auf eben diese Art antworten; denn ohngeachtet sie Untergötter anbeteten, so wußten sie doch wohl, daß diese nichts ohne den Willen des Jupiters thun konnten. Als Troja zerstört wurde, so bemühte sich Venus umsonst ihr beyzustehen [l]); die Hausgötter konnten sie nicht erhalten.

l) Ipse pater Danais animos viresque secundas
Sufficit: ipse Deos in Dardana suscitat arma?
Eripe, Nate, fugam, finemque impone labori,
Nusquam abero, et tutum patrio te limine sistam.
Dixerat, et spissis noctis se condidit vmbris.

Appa-

halten. Der heil: Augustin in seiner Civitate Dei macht sich sehr lebhaft über die Gottheiten lustig m) auf welche die Trojaner ihr größtes Vertrauen setzten; er fragte, wie denn Minerva dieselben hätte wider die Griechen vertheidigen sollen, da sie nicht einmal die Macht gehabt hätte, ihre Priester zu beschützen, als man ihr Bildniß von dem Altare wegnahm. Er hält sich über die Römer auf, daß sie geglaubt hätten n) die überwundnen und vertriebnen

Apparent dirae facies, inimicaque Troiae
Numina magna Deum.
Tum vero omne mihi visum considere in ignes
Ilium et ex imo verti Neptunia Troia.

Virgil. Aeneid. Lib. 2.

m) Nec ideo Troia periit, quia Mineruam perdidit. Quid enim prius ipsa Minerua perdiderat, vt periret? An forte custodes suos? Hoc sane verum est: illis quippe interemtis potuit auferri, neque enim homines a simulacro, sed simulacrum ab hominibus seruabatur. Quomodo ergo colebatur vt patriam custodiret et ciues, quae suos non valuit custodire custodes? August. de ciu. Dei Lib. I. cap. 2. pag. 4. Tom. 7. edit. Paris.

n) Apud hunc ergo Virgilium nempe Iuno inducitur infesta Troianis, Aeolo ventorum regi aduersus eos irritando dicere:

Gens inimica mihi Tyrrhenum nauigat aequor
Ilium in Italiam portans, victosque Penates.

Itane istis Penatibus victis, Romam, ne vinceretur prudentes commendare debuerunt? Sed hoc Iuno

Hausgötter der Trojaner, hätten sie selbst unüberwindlich gemacht. Was hätte dieser Kirchenvater wohl geantwortet, wenn die Heyden zu ihm gesagt hätten: „Ihr macht uns solche Vorwürfe, die wir euch mit mehrerm Rechte machen könnten. Sind die Heiligen, denen ihr wenigstens eben so viel Gewalt beyleget, als wir unsern Untergöttern, nicht auch manchmal überwunden worden? Wenn der heil. Paulus oder Petrus für ein Volk bittet, so muß das Verlieren oder Gewinnen einer Schlacht erst von der Macht des Vorbitters den Ausschlag geben. Wenn ihr behauptet, daß es einen Heiligen giebt, der für euch bittet, und daß die andern einstimmen, wenn er etwas verlangt; so behaupte ich im Gegentheil, daß

Iuno dicebat velut irata mulier, quid loqueretur; quid Aeneas ipſe pius toties appellatus? Nonne ita narrat?

Panthus Otriades arcis Phoebique Sacerdos,
Sacra manu, victosque Deos, paruumque nepotem
Ipſe trahit, curſuque amens ad limina tendet.

Nonne Deos ipſos, quos victos non dubitat dicere ſibi potius, quum ſe illis perhibet commendatos, cum ei dicitur:

Sacra ſuosque tibi commendat Troja Penates.

Si igitur Virgilius tales Deos et victos dicit, et vt vel victi quoquo modo euaderent homini commendatos, quae dementia eſt exiſtimare his tutoribus Romam ſapienter fuiſſe commiſſam, et niſi eos amiſiſſet, non potuiſſe vaſtari. Id. ibid.

daß eure Halbgötter nicht so vollkommen sind, als die unsrigen, weil sie euch verlassen, und zwar, welches noch ärger ist, auch nachdem sie Geschenke von euch erhalten haben; dieses ist eine schändliche Undankbarkeit. Wenn ihr behauptet, daß sie sich in ihrem Verlangen nach der obersten Gottheit richten, so werden wir euch antworten, daß es unsre Halbgötter eben so machen, und daß also die Hausgötter der Trojaner in Phrygien überwunden wurden, weil es Jupiter so verordnete, in Italien aber aus eben der Ursache den Sieg davon trugen."

Laß uns also gestehen, fleißiger Ben-Kiber, daß die Meynung eben so lächerlich als falsch ist, welche gewisse Advocaten und Sachwalter annimmt, die den Proceß der Menschen vor der Gottheit führen sollen. Die Aethiopier sind in diesem Stücke in einen groben Irrthum verfallen, die Europäer ahmen denselben nach, die Gottheit, welche das Vergangne, Gegenwärtige und Zukünftige, siehet und kennet, welche nach ihrer Weisheit und freyem Willen, alle Fälle ordnet, hat nicht, wie ein Richter, dessen Einsicht eingeschränkt ist, einen Sachwalter nöthig, welcher sie in den Dingen unterrichte, die sie entscheiden soll. Die einzigen Nachrichten, wornach sie urtheilt, sind die Tugend, Gerechtigkeit und Frömmigkeit derjenigen, welche eine Belohnung verdienen, und die Laster derjenigen, welche die Gerechtigkeit Gottes strafen muß.

Diejenigen Aethiopier, welche keine Gottheit glaubten und sich in ihre Sümpfe verbargen, wenn die Sonne aufgieng, indem sie Schimpfreden wider sie ausstießen, als wie

der

der ihren ärgsten Feind, müssen uns behutsam machen, daß wir nicht diejenigen Beweise von dem Daseyn Gottes für überzeugend ausgeben, die doch höchst zweifelhaft sind, damit wir nicht unwahr reden; da wir unterdessen ihrer eine große Anzahl haben, die unläugbar sind. **Locke** und viele andere große Weltweisen haben sehr klug gehandelt, daß sie zum Beweise des Daseyn Gottes nur solche Wahrheiten anbrachten, die von allem Zweifel und Verdrehung frey sind. Wie kann man die allgemeine Uebereinstimmung aller Völker zum Beweise des Daseyns Gottes anführen, da es bekannt ist, daß es zu allen Zeiten gnug verblendete und unwissende Leute gegeben hat, welche eine absolute Nothwendigkeit des Daseyns Gottes niemals erkannt haben. In unsern Tagen hat man ganze Nationen entdeckt, die davon eben so wenig Erkenntniß hatten, als die alten Aethiopier. Ein hochachtungswerther Geschichtschreiber und der nicht in den Verdacht kommen kann, der Gottlosigkeit das Wort zu reden, berichtet uns o) daß er Völker gesehen hat, und mit ihnen bekannt worden ist, welche keinen Begriff von dem Daseyn eines Gottes hatten. Also laßt uns nur gerade raus zugeben, daß der sich selbst überlassene Mensch, und der von allem Beystande entblößt ist, welcher seine Vernunft leiten könnte, auch die handgreiflichste Sache

o) Es ist bis itzt noch nicht ausgemacht, daß sie einige Kenntniß von Gott haben, noch daß sie Bilder anbeten, s. die Geschichte der Marianischen Inseln. S. 406.

Sache verkennen kann; trauriges und tödtendes Geständniß für die Eitelkeit der Menschen, welches aber doch nicht weniger wahr ist!

Die Ursachen, welche die Aethiopier zu der Wahl eines Königs nöthigten, scheinen mir fast eben dieselben zu seyn, wornach sich heut zu Tage gewisse Europäer bey der Wahl eines Regenten richten. Oft ist ein Prinz zu Constantinopel auf den Thron erhoben werden, zum Nachtheil der ältern, weil er wohlgewachsner war, als sie. Die Türken, besonders die Janitscharen, haben es sehr gern, daß ihre Regenten schön und wohlgewachsen sind.

Die Völker, welche einen König oder eine absolute Obrigkeit erwählen, richten sich gemeiniglich nach den übrigen Ursachen, wornach die Aethiopier handelten. Unterdessen scheint es mir doch als wenn diese Alten einen beträchtlichen Vorzug für den Pohlen hätten; denn bey diesen letztern giebt gemeiniglich das Privatinteresse ihrer Wahl den Ausschlag: sie verkaufen sie dem, der am meisten bietet; das Vaterland hat an ihrer Bestimmung wenig Antheil. Ich glaube, daß die Holländer bey der Wahl eines Generalstatthalters und die Venetianer bey ihrem Dogen zugleich auf die Wohlfarth des Staats bedacht sind, und die Aethiopier nachahmen; aber den Pohlen kann ich nicht gleiche Klugheit und Tugend zuschreiben. Ich bin zugleich überzeugt, daß man wohl in alten Zeiten kein Volk finden wird, welches sich des großen Rechts einen Regenten zu erwehlen, so schlecht bedient hätte. Was die Wohl-

fart

fart von Pohlen ausmachen sollte, das wird gemeiniglich für sie zur Quelle alles Unglücks; fast alle unglückliche Staatsveränderungen, die dieses Reich in den letztern Zeiten betroffen haben, sind aus der Königswahl entsprungen. Es wäre für ein Volk, welches von dem Wahlrechte so schlechten Vortheil zu ziehen weis, viel besser, wenn es die Entscheidung der Thronfolge, der Geburt überließe.

Ich grüße dich, fleißiger Ben-Kiber, und wünsche dir Glück, daß du nicht in einem Lande gebohren bist, wo eine jede Thronerledigung, das Volk in die Furcht eines bürgerlichen Krieges versetzt.

Drey und siebenzigster Brief.

Der Kabbalist Abukibak an den fleißigen Ben Kiber.

Ich will mich nun, fleißiger Ben-Kiber, zu den nomadischen Lybiern wenden. Sie hatten sich die Mode oder vielmehr das Gesetz auferlegt, keine Kühe und Schweine zu essen. Die Juden enthielten sich des Fleisches verschiedner Thiere. Moses hatte geglaubt es diene zur Erhaltung ihrer Gesundheit, wenn er ihnen dasselbe untersagte, und dieser weise Gesetzgeber befürchtete ohne Zweifel, daß durch eine schlechte Nahrung, die Krankheiten der Israeliten möchten vermehret werden. Eine ähnliche Ursache kann wohl Schuld daran gewesen seyn, daß die Lybier kein Schwein aßen, da das Fleisch dieses Thieres, ohngeachtet es delicat schmeckt, doch der

Gesund-

Gesundheit nicht zuträglich ist und besonders denen gefährlich, die einen Ansatz zum Aussatze haben, als einer sehr gewöhnlichen Krankheit unter den alten Egyptern, Lybiern, Israeliten ꝛc. Wenn aber die Gewohnheit sich eines gewissen Fleisches zu enthalten, entschuldiget werden kann, so ist doch die Mode, eine Kuh nicht schlagen zu dürfen, sehr thöricht, besonders wenn man diese Kuh aus keiner andern Ursache ehrt, als weil man glaubt, sie habe mit der Gottheit eine Aehnlichkeit. Kann man die Thorheit wohl weiter treiben, als daß man glaubt das höchste Wesen habe vornehmlich seinen Sitz in einem geringen Thiere? Die Vervielfältigung der Götter der Alten, so strafbar und ungeräumt sie auch seyn mag, scheint mir doch noch viel erträglicher, als die mannichfaltigen Verwandlungen, welche man von ihnen erzählt. Möchten mir doch die Weltweisen, welche so großes Wesen von dem Lichte der Natur und von der allen Menschen geschenkten Vernunft machen, sagen, ob die Lybier sattsam damit versehen waren, da sie sich aus Furcht die Gottheit zu beleidigen nicht getrauten eine Kuh zu schlagen. Diese so thörichte Furcht, herrscht unterdessen doch noch heut zu Tage in dem Gemüthe verschiedner Völker und giebt eine deutliche Probe ab, daß die Menschen zu allen Zeiten gleich durch ausschweifend gewesen sind. Es gab bey den Alten einige erleuchtetere und klügere Nationen. Ueberhaupt sind unter den Neuern die Europäer nicht so blind, als wie die Bewohner der andern Welttheile; im Grunde aber waren diese Nationen alle thöricht.

Die

Die Gewohnheit gewisser nomadischen Lybier die Adern am Kopfe oder an den Schläfen mit Wolle zu verbrennen, damit die Kinder in ihrem künftigen Leben keinen Flüssen unterworfen seyn möchten, scheint mir von den Engländern durch das Inoculiren der Blattern, nachgeahmt worden zu seyn. Die Lybier bauten durch ein wirkliches Uebel einer Krankheit vor, die man vielleicht niemals bekam; und waren doch klüger, als die Engelländer, welche eine große Anzahl ihrer jungen Kinder umbringen, aus Furcht, sie möchten gefärlich krank werden, wenn sie älter würden. Ohngeachtet des schönen Briefes, den Herr Voltaire über die Inoculation der Blattern geschrieben hat, zweifle ich doch, daß viele Völker Lust bekommen möchten den Engelländern nachzuahmen; noch weniger den Circaßiern, von denen sie diese schöne und heilsame Mode entlehnet haben. Noch weniger denke ich, daß man den Lybiern in ihrem Grundsatze nachfolgen wird, und jemals die jungen Leute in Europa wie die mondsüchtigen Pferde tractiren wird, denen man auch die Adern an der Stirne und an den Augen verbrennet.

Laß uns neue Thorheiten untersuchen. Die alten Europäer werden uns deren eine Menge an die Hand geben: wir wollen sie allezeit mit den Neuern vergleichen und bey den Galliern anfangen.

„Sie sind, sagt Diodor von Sicilien p), von einer großen Statur, haben eine frische Farbe und sehr

p) Diodor I. B. S. 180. Ich bediene mich allezeit der Uebersetzung des Abts Terrasson.

sehr weiße Haut. Ihre Haare sind von Natur roth, und sie bedienen sich noch eines Kunststücks diese Farbe zu erhöhen. Sie waschen sie oft mit Kalkwasser, und machen sie noch viel heller, indem sie sie auf dem Kopfe und an den Schläfen straf anziehen; also daß sie das wahre Ansehen eines Satyrs haben. Endlich werden ihre Haare so dick, daß sie den Pferdehaaren gleichen. Einige scheeren sich den Bart ganz ab, und andere tragen ihn etwas lang; aber die von Adel bescheeren nur die Backen, und behalten nichts destoweniger einen Knebelbart, der ihnen den ganzen Mund bedeckt. Es geschiehet auch oft, wenn sie essen, daß ihnen das Fleisch im Barte hängen bleibt, und wenn sie trinken, dient er ihnen gleichsam dazu, den Trank durchzuseigen. Sie nehmen ihre Mahlzeit niemals auf Stühlen sitzend ein; sondern liegen auf der Erde auf Decken von Wolfs- oder Hundshaut, und werden von ihren Kindern beyderley Geschlechts bedient, die noch sehr jung sind. Neben ihnen stehen große Kohlfeuer mit Kesseln und Bratspießen versehen, worauf sie große Stücken Fleisch kochen. Man ist gewohnt denjenigen die besten Stücke vorzulegen, welche sich durch ihre Tapferkeit hervorgethan haben; so belohnten bey dem Homer die Helden der griechischen Armee den Ajax, als er wider den Hektor allein gestritten, und ihn überwunden hatte. Sie bitten die Fremden zu ihren Festen und am Ende der Mahlzeit fragen sie dieselben, wer sie sind und was sie vorhaben. Oftmals entstehen über Tische unter ihnen Zänkereyen, und die Verachtung des Lebens ist Ursache, daß sie keine Schwierigkeit machen einan-

der herauszufodern; denn sie haben die Meynung als einen Grundsatz angenommen, da Pythagoras glaubt, die Seelen der Menschen wären unsterblich, und führen nach einer gewissen Anzahl Jahre in andere Körper. Daher, wenn sie ihre Todten verbrennen, so richten sie Briefe an ihre verstorbnen Freunde und Aeltern, die sie in das Feuer werfen, als wenn sie jene empfangen und lesen würden. Auf ihren Reisen und in den Schlachten bedienen sie sich der Wagen mit zwey Pferden bespannt, auf welchem außer dem Krieger noch ein Kutscher sitzt, der ihn lenkt. Gemeiniglich greifen sie die Cavallerie zuerst an, und zwar mit den Wurfpfeilen, die sie Saunies nennen, springen hierauf geschwind herab, um mit dem Degen zu fechten. Einige unter ihnen trotzen dem Tode so sehr, daß sie sich in das hitzigste Treffen wagen, indem sie nur einen Gürtel um den Leib haben, übrigens aber ganz nackend gehen. Sie nehmen ihre Bedienten, die nicht Sclaven sind, mit in den Krieg, welche aber arm sind und ihnen in den Schlachten statt einer Bedeckung oder den Wagen zu lenken, dienen. Die Gallier haben die Gewohnheit, ehe sie eine Schlacht liefern, der feindlichen Armee entgegen zu laufen, und die Vornehmsten derselben zu einem besondern Kampfe herauszufodern, indem sie ihre Waffen schwenken und sich bemühen, jenen ein Schrecken einzujagen. Nimmt einer die Ausforderung an, alsdenn fangen sie an den Ruhm ihrer Vorfahren und ihrer eignen Tugenden herauszustreichen: hingegen erniedrigen sie, so gut sie können, die Eigenschaften ihrer Feinde, und finden wirklich das Mittel den Muth derselben zu

schwä-

schwächen. Um den Hals ihrer Pferde hängen sie die Köpfe der Soldaten, welche sie im Kriege erlegt haben, und ihre Bedienten tragen die Beute vor ihnen her, welche noch ganz mit dem Blute ihrer getödteten Feinde bedeckt ist; sie aber folgen nach und singen Freuden- und Triumphlieder. Diese Siegeszeichen hängen sie an die Thüren ihrer Häuser, wie sie es mit den wilden Thieren machen, die sie auf der Jagd gefangen haben; aber die Köpfe der berühmtesten Anführer, die sie erlegt haben, balsamiren sie mit Cedernöl und heben sie sorgfältig in Kasten auf. Sie machen sich mit denselben bey den Fremden breit, und zeigen sie ihnen mit großer Ruhmredigkeit, daß weder sie noch ihre Voraltern diese Denkmaale ihres Sieges gegen die größten Schätze hätten vertauschen mögen. Man sagt, es habe einige gegeben, die aus einer barbarischen Hartnäckigkeit sie denjenigen selbst abgeschlagen hätten, die ihnen schweres Gold dafür anboten; aber, wenn auf einer Seite ein großmüthiges Herz die Denkmaale seines Ruhms nicht nach Golde schätzt; so ist es auf der andern der Menschlichkeit entgegen, mit todten Feinden Krieg zu führen. Die Gallier tragen ganz besondre Kleidungen, nämlich lange Röcke mit allerhand Farben bemahlt und Hosen, die sie Bracqves nennen. Ueber diesen Rock hängen sie einen Mantel von gestreiften oder gewürfelten Zeuge, der im Winter gefüttert, im Sommer aber leicht getragen wird, diesen heften sie vorn mit Agraffen zusammen. Ihre Waffen bestehen aus Schilden, die die Höhe eines Mannes haben und alle besonders gestaltet sind. Da sie dieselben nicht nur zur Ver-

theidigung brauchen; sondern auch zur Zierde, so sieht man Figuren von getriebner Arbeit darauf, welche einige Thiere vorstellen und sehr künstlich gemacht sind. Ihre Helme sind von dem nämlichen Metalle, und über dieselben steigen große Federbüsche in die Höh, damit sie ansehnlicher aussehen. Einige lassen natürliche Hörner von Thieren an ihre Helme befestigen; andre Vogelsköpfe oder Köpfe von vierfüßigen Thieren. Sie bedienen sich gewisser Trompeten, die einen besondern und schrecklichen Ton von sich geben, der sich aber zum Kriege schickt. Der meiste Theil trägt eiserne Panzer von gekettelter Arbeit; einige aber scheinen mit den bloßen Vortheilen zufrieden zu seyn, die ihnen die Natur gegeben hat und streiten ganz nackend. Sie tragen auch lange Schwerdter, welche an ihrer rechten Hüfte an langen eisernen oder metallnen Ketten herabhängen, unterdessen haben doch einige goldne und silberne Wehrgehenke. Sie bedienen sich auch gewisser Piquen, die sie **Lances** nennen, woran das Eisen einer Elle lang und zwo Spannen breit ist. Ihre Wurfpfeile sind zwar eben so groß als unsre Degen, aber spitziger: Einige von denselben laufen gerade aus, andre aber sind verschieden gekrümmt, so daß mit einem einzigen Stiche nicht nur das Fleisch zerstochen, sondern recht zerhackt wird, und wenn man sie endlich aus dem Leibe herausziehen will, so vergrößert man die Wunde erstaunend.

Bey dem Anfange der Untersuchung dieser Gebräuche der Gallier, finde ich viele, die noch heut zu

Tage unter den Franzosen im Schwange gehen. Sie suchen in eiteln und lächerlichen Verzierungen eine Schönheit, welche nur in ihrer verderbten Einbildung anzutreffen ist. Sie ahmen die Gallier, ihre Vorfahren nach; wie diese bedienen sie sich der Kunststücke die Farbe ihrer Haare zu erhöhen. Die Gallier bemühten sich, sie roth zu färben, die Franzosen aber suchen sie weiß oder schwarz zu machen; die Thorheit ist bey beyden gleich groß. Die Natur verbessern wollen und dazu fremden Beystand erborgen, um eine so gleichgültige Sache, als der Bart und die Nägel sind, zu färben, das heist die Schönheit eines Menschen nach dem abmessen, was bey den Pferden schön läßt, die man nach der Farbe ihrer Haare kauft.

In Ansehung des Kopfputzes waren die Gallier vollkommen unsern Petitmaitern gleich; sie strichen vermittelst eines gewissen Kalkwassers ihre Haare oben hinan und an den Schläfen hinter; die Neuern haben Schweinefett statt dieses Kalkwassers genommen, den Geschmack in der Anordnung des Scheitels aber haben sie beybehalten. Das hohe aufgebaute Toupee, die unbedeckten Schläfe ꝛc. alles dies ist noch sehr in der Mode; es ist Schade, daß die Gallier nicht auch hinten am Kopfe einen großen Sack trugen. Unterdessen verhindert doch der Haarbeutel nicht, daß man nicht sollte von den Petitmaitern sagen können, wenn man ihre nackten Schläfe und Ohren sieht, daß man sie für wahrhafte Waldteufel hielte. Wenn sie noch einen großen langen falschen Haarzopf tragen, so ist die Aehnlichkeit noch vollkommner.

Ich grüße dich, mein lieber Ben-Kiber; lebe wohl, und suche niemals die Natur durch Tändeleyen und Lumpereyen aufzuputzen.

Vier und siebenzigster Brief.

Der Kabbalist Abukibak an den fleißigen Ben-Kiber.

Die alten Perser, fleißiger Ben-Kiber, eröffnen uns ein weites Feld zu Betrachtungen. Ihre Sitten und Gebräuche waren eben so wohl mit guten und bösen untermengt, wie andrer Völker ihre. Mit einer klugen Mode war immer wieder eine thörichte verknüpft, und dieses bestätigte den Grundsatz, welchen ich in meinen an dich abgelassenen Briefen festgesetzt habe, und wovon du nicht weniger als ich überzeugt zu seyn scheinst; nämlich, es sey weder unter den Alten noch Neuern ein Volk, welches nicht sichtbare Beweise der Schwäche des menschlichen Verstandes ablege, und welches klärlich zeiget, eine gesunde Vernunft sey nur das Erbtheil einer kleinen Anzahl Weltweiser, die auf Erden zerstreut leben, unter denen sie selbst manchmal traurige Verfinsterungen leidet, die den Pyrrhonianern gefährliche Waffen in die Hand geben. Laß uns zu den Persern zurückkehren, und das an ihnen beobachten, was Herodot von ihnen sagt; er kannte sie vollkommen.

„Die Perser q) sind mehr als andere Völker in der Welt begierig nach fremden Moden. Sie tragen eine Weste nach dem Schnitte der Meder, und bilden sich

q) Herodot im I B. S. 129 u. f.

sich ein, daß sie schöner sey und sie besser kleide, als eine nach ihrer Mode; zum Kriege und zum Kampfe bewaffnen sie sich wie die Egypter. Sie bezeigen eine Neigung jedes Vergnügen zu versuchen, wovon sie reden hören: von den Griechen haben sie gelernt, Knaben zu lieben; sie heurathen viele Mädchens, sie halten aber auch noch weit mehr Concubinen. Nach dem Muthe und der Tapferkeit steht bey ihnen nichts mehr in so großer Achtung, als das viele Kinder zu haben, und wer ihrer viele in die Welt gesetzt hat, der bekommt jährlich Geschenke und Belohnungen von der Hand des Königes. Vom fünften bis zum zwanzigsten Jahre unterrichten sie ihre Kinder nur in drey Dingen; im Reuten, den Bogen zu spannen, und die Wahrheit zu reden. Vor dem fünften Jahre kommt ein Kind seinem Vater nicht unter die Augen; sondern es wird unter den Frauenzimmern erzogen, damit der Vater keine Betrübniß darüber haben möge, wenn das Kind in dieser ersten Erziehungszeit stirbt. Gewiß mir gefällt diese Mode und auch das folgende Gesetz, welches sie beobachten, da es weder dem Könige erlaubt ist, jemanden um eines einzigen Verbrechens willen tödten zu lassen; noch irgend einem Perser, daß er seine Bedienten wegen eines Fehltritts streng halten dürfe. Jedem ist befohlen zu bedenken, ob die von seinen Bedienten begangnen Fehler größer sind, als die guten Dienste, welche sie geleistet haben; und alsdenn darf er seinem Zorne den Lauf lassen und einen Sclaven bestrafen lassen. Sie behaupten, es hätte niemals ein Perser seinen Vater oder Mutter umgebracht; wenn es aber

manchmal geschehen sey, so hätte man bey Untersuchung der Sache befunden, daß die, welche man vor Aeltern mörder gehalten, entweder Bastarde oder Findlinge gewesen wären, weil sie gewiß glauben, es wäre nicht wahrscheinlich, daß ein Vater könne von seinem Kinde umgebracht werden. Bey den Persern ist es nicht erlaubt, das zu sagen, was man nicht thun darf. Unter ihnen ist es etwas schändliches und häßliches, zu lügen oder Geld schuldig zu seyn, weil es außer andern Ursachen den Schuldner in die Nothwendigkeit versetzt, immer zu lügen. Wenn jemand unter ihnen mit dem Aussatze oder andern dergleichen Uebeln behaftet ist, so darf er nicht in die Stadt kommen oder unter den andern Persern wohnen, denn sie sagen, diese Krankheiten wären Merkmaale, daß man wider die Sonne gesündiget hätte. Daher treiben sie die Fremden, so davon angesteckt sind, zum Lande hinaus und wollen aus eben der Ursache keine weiße Tauben leiden. Sie schlagen niemals ihr Wasser in einen Fluß ab, oder werfen ihren Speichel darein, oder waschen sich die Hände darinnen: mit einem Worte, sie thun nichts dergleichen darein; sondern halten die Flüsse ganz besonders rein."

Unter den Gesetzen und Gebräuchen, die wir, fleißiger Ben-Kiber, schon durchgegangen sind, haben wir keine schönern und lächerlichern gefunden. Die Sitten der alten Perser enthielten die äußersten Gränzen der Vernunft: sie waren da sehr vernünftig, wenn sie richtig dachten, und schweiften in ihren Fehlern sehr weit aus; bey ihnen fand man keine Mittel-

tel-

kelstraße zwischen dem Guten und Bösen. Die Franzosen gleichen ihnen vollkommen: Es giebt keine von den neuern Nationen, bey der man mehr großmüthige, edle und liebenswürdige Grundsätze antrifft; es giebt aber auch keine, bey welcher man mehr Leichtsinn, Schwachheit und Thorheit fände. Indem wir die Tugenden und Laster der Perser noch einmal vornehmen, so wollen wir die Aehnlichkeit, welche sie mit den französischen Gebräuchen haben, bemerken.

Die Perser waren begierig nach ausländischen Moden, sie trugen Westen nach medeischem Schnitt, weil sie glaubten, diese wären viel schöner und kleideten sie besser, als die nach innländischem Schnitt; hier sieht man der Franzosen übertriebne Liebe zum Putz. Sie sind nicht zufrieden, ihr ganzes Leben auf Erfindung neuer Moden zu verwenden, sie bemächtigen sich auch noch mit einem gewissen Geitze fremder Moden. Man sieht auf die englischen Hosen spanische Mäntel folgen; die kleinen englischen Hüte sind durch breite teutsche Filze ersetzt worden. Kommt eine Person in eine Gesellschaft in Paris, so fragt man nicht nach seinem Genie; man bekümmert sich nicht um das Gute, das er erzehlt; sondern man bemerkt anfänglich, ob sein Kleid nach dem neuesten Geschmacke ist, ob es ihm so stehet wie Leuten von gutem Geschmack. Wenn er auch wie Cicero reden könnte, und so gelehrt wie Bayle wäre, oder so liebenswürdig wie la Viscledé, so würde doch ein Ermel, der einen Fingerbreit zu lang oder zu kurz ist, oder eine Falte mehr oder weniger im Rocke den größten Theil

der Gesellschaft wider ihn einnehmen und er erhielte ungescheuet den Titel eines einfältigen Krautjunkers oder gar eines plumpen Kerls.

Die Perser waren nicht zufrieden, die bürgerlichen Kleidungen nur dem Gebiete der Mode zu unterwerfen; sondern auch die militärischen mußten sich nach derselben richten; zum Streite bewaffneten sie sich, wie die Egypter. Man glaubte in Frankreich, man müsse die ganze Infanterie nach preußischer Mode kleiden und die Montur an den Ermeln und Falten abkürzen. Einige alte Officiers stellten vergebens für, daß der Rock dem Soldaten im Zelte dienen müßte, um sich damit des Nachts zu bedecken, und man könne ihm also nicht erst ein großes Stück abschneiden; allein, wenn auch die Infanterie hätte erfrieren sollen, so mußte sie sich der Mode unterwerfen und ihr Unglück mit Gedult ertragen, bis es einem teutschen Fürsten gefiele, seine Truppen mit längern und gefütterten Röcken zu bekleiden: vielleicht werden alsdenn die französischen Soldaten eben so viel Hitze im Sommer auszustehen haben, als jetzt Kälte im Winter. Die Thorheiten, lieber Ben-Kiber, nehmen von Zeit zu Zeit andre Gestalten an, im Grund aber sind sie immer die ersten.

Wenn die Perser die Liebe zu schönen Knaben von den Griechen erlernt hatten, so sind auch die Italiäner in diesem Stücke sehr geschickte Lehrer für die Franzosen gewesen. Ich werde mich bey dieser Sache nicht lange aufhalten; es giebt Dinge, welche der Wohlstand und die Tugend zu untersuchen nicht für gut befinden. Ich will es damit

genug

gnug seyn lassen dir zu sagen, daß man mit dem Chaufour den ganzen Proceß verbrannt hat, den man wider ihn aufgesetzt hatte. Die Spötter sagen, alle Seiten darinn wären einem Haufen berühmter Namen geheiliget gewesen; gottesfürchtige Leute aber seufzen über die Menge Mitverschworner, welche dieser berüchtigte Wollüstling hatte.

Die Meynung der Perser von der Unmöglichkeit, daß ein Sohn seinem Vater nach dem Leben trachten sollte, zeiget die Ehrfurcht an, welche sie gegen diejenigen hatten, so ihnen das Leben gegeben. Diese so schöne, lobenswürdige und für die Familien sowohl als den Staat so nothwendige Ehrfurcht ist in Frankreich noch nicht völlig festgesetzt. Es ist wohl wahr, daß, wenn man daselbst viel ungehorsame Kinder antrifft, so findet man auch hinwiederum viel gottlose Eltern. Die Menschen verschlimmern sich je länger je mehr, an statt sich zu verbessern.

Das Gesetze, den ersten Fehler eines Unterthanen und Bedienten zu vergeben und zu sehen, ehe man ihn strafen wolle, ob seine erwiesenen Dienste größer wären als das Laster, das er begangen hat, ist eines von den vortrefflichsten Gesetzen, das man jemals unter den Menschen gemacht hat. Es wäre nöthig, daß es in gewissen Ländern von Europa und besonders in den Monarchien gelten möchte, wo einen das einzige Unglück, dem Fürsten misfallen zu haben, den größten Uebeln aussetzt.

An Höfen ist es nicht allezeit nöthig, um gestürzt zu werden, daß man strafbar seyn muß, man darf

nur

nur dem Fürsten, dem Minister oder der Maitresse von beyden misfallen. Ein persianischer Monarch ahmte in seinem richterlichen Amte die Weisheit Gottes nach, bey Bestrafung der Fehler sahe er zugleich auf die Schwäche der Menschheit. Wo ist der Mensch, der nicht wenigstens einmal in seinem Leben einen Fehltritt begehen sollte? Ein Regent muß sich also über die Menschheit erheben, da er von dem Himmel ein vollkommner Wesen erhalten hat, als die andern Sterblichen.

Die Verbindlichkeit, in der alle Privatpersonen stunden, die Dienstbezeigungen der Bedienten mit ihren Verbrechen in Vergleichung zu stellen, scheint mir eine eben so schöne, billige und dem Weltweisen so anständige Regel zu seyn, als das Gesetz war, welches die Gnade der Fürsten bestimmte. Ist es nicht für die Christen eine Schande, daß Heyden die Grundsätze der Tugend eher in Ausübung gebracht haben, als wie sie? Wo ist ein Fürst, Marquis oder Graf, der, ehe er seinen Bedienten straft, zuerst an die Verbindlichkeit denkt, die er diesem schuldig seyn könnte, oder an die erwiesenen Dienste? Die Persianer hatten gegen ihre Sclaven mehr Achtung, als der größte Theil von Europa gegen freye Leute.

Wir haben uns lange genug bey den Tugenden der Perser aufgehalten, nun wollen wir eben diese Leute, die uns einen Augenblick zuvor so vernünftig vorkamen, in ihren Ausschweifungen betrachten. Sie kannten die Gesetze der Gastfreyheit nicht; denn sie verbanneten die Fremden, wenn sie vom Aussatze befallen wurden, das heißt, wenn sie die meiste Hülfe

nöthig hatten. Sie entzogen sich ihren Mitbürgern aus eben der Ursache, und handelten aus dem nichtigsten und lächerlichsten Vorwande wider die Menschlichkeit. Was für eine Thorheit war es nicht zu glauben, daß der Aussatz ein Beweis von der Versündigung wider die Sonne wäre! Muß man denn den Himmel beleidiget haben, wenn man den Krankheiten unterworfen ist, die ohnedem das Erbtheil der Menschen sind? Die Natur unterwirft die Tugendhaftesten so gut denen Beschwerlichkeiten des Lebens, als die Lasterhaftesten. Ist es nicht übrigens bekannt, daß die meisten Krankheiten, besonders von der Art, wie der Aussatz ist, den Kindern durch die Zeugung mitgetheilet werden. Die Alten wußten es wohl und Hippocrates versichert [r]), daß Kinder, die von einem aussätzigen Vater gezeuget wären, schon in ihrem Blute den Saamen zum Aussatze hätten. Und wie könnte denn wohl die Sonne durch ein Kind beleidiget werden, wenn es auf die Welt kömmt? Man wäre ein eben so großer Thor, wenn man dergleichen Ungereimtheit glaubte, als wenn man sich einbilden wollte, dieses Gestirn empfände einen Widerwillen gegen die weißen Tauben.

Die Ehrfurcht, welche die Persianer gegen die Flüße bezeigten, scheint mir noch viel sonderbarer: sie ließen ihren Urin nicht darein, noch warfen

r) Qui ex elephantico parente nati sunt, elephantici fiunt, quia in semine impuro vitia parentum remanent, quae transferuntur in filios. Hippocrat. Lib. I. de Morb.

fen sie ihren Speichel hinein; auch getrauten sie sich nicht, die Hände darinnen zu waschen. Vielleicht befürchteten sie, die Sonne möchte böse darüber werden, wenn man das Wasser besudelte, welches ihre Strahlen reflectirt; sie hätten aber bemerken sollen, daß alle andre Menschen, welche gleichwohl gegen die Flüsse und Bäche wenig Achtung bezeigen, weder den Ueberschwemmungen unterworfen sind, noch daß die Sonne übler mit ihnen verfährt. In Wahrheit, fleißiger Ben-Kiber, wie weit geht nicht die Thorheit der Menschen! Laß uns deswegen einige der alten Lybier betrachten, und fortfahren, die Sitten und Gewohnheiten der vornehmsten Völker des Alterthums durchzulaufen.

„[s]) Indem man auf dem festen Lande Lybiens weiter gegen Mittag gehet, so findet man nur ein einziges wüstes Land, welches kein Wasser, keine wilden Thiere, keinen Regen, kein Gehölze hat, und zwar der Strich von Egypten bis an den Sumpf Tritonidis. Die nomadischen Lybier essen Fleisch und trinken Milch. Sie essen ebenfalls wie die Egypter keine Kühe und unterhalten keine Schweine; und eben die Frauenzimmer von Cyrene bilden sich ein, es sey ein Verbrechen eine Kuh zu schlagen. Sie erzeigen ihr wegen der Isis solche Ehre, welche in Egypten angebetet wird, sie stellen auch zu Ehren dieser Göttinn Fast und Festtage an. Die Weiber aus Barca aber essen niemals Fleisch, oder eine Kuh oder Schwein. Auf der Seite gegen Abend des Sumpfes Tritonidis, unterhalten die daselbst wohnenden Lybier kein Vieh,

s) Herodot. im IV. B. S. 138.

Vieh, sie beobachten auch nicht dergleichen Moden und thun nicht ein gleiches an ihren Kindern, was die nomadischen Lybier zu thun gewohnt sind; denn die Lybier, welche Heerden unterhalten, thun das, was ich oben erzählt habe, ohne daß ich eben behaupten wollte, sie thäten es alle auf einerley Art. Wenn ihre Kinder zu einem Alter von vier Jahren gelangt sind, so brennen sie ihnen mit Wolle die Adern auf dem Kopfe, einige auch diejenigen an den Schläfen, damit sie die übrige Zeit ihres Lebens keinen Flüssen unterworfen seyn sollen, und sie sagen, dieses wäre die Ursache, daß sie sich allezeit wohlbefänden.„

Lebe wohl, mein lieber Ben=Kiber.

Fünf und siebenzigster Brief.

Der Kabbalist Abukibak an den fleißigen Ben-Kiber.

Laß uns, fleißiger Ben-Kiber, unsre Untersuchung der Sitten der alten Gallier fortsetzen. Sie baten die Fremden zu ihren Festen, und fragten sie nach der Mahlzeit, womit sie sich beschäftigten und was ihr Vorhaben sey. auch entstunden bey ihnen über Tische Streitigkeiten; und sie foderten sich gemeiniglich zum Zweykampfe heraus. Hier sieht man eine Originalbeschreibung der Feste und Gastereyen der Petitmäters. Selten übernimmt man sich im Trunke, daß nicht die Strafe der Trunkenheit darauf folgen sollte. Die meisten Händel entstehen bey dem Wein und der Schmauserey; es scheint als wenn sich die Natur deswegen rächen wollte,

wollte, weil man sie durch gefährliche Ausschweifungen zu zerstören sucht, und als wenn uns die Vernunft gänzlich verließe, der man so schnöde begegnet. Die Thiere geben uns viele sehr nützliche Beyspiele. Die Quantität Nahrung, welche sie zu sich nehmen, wird sie niemals aus ihrer natürlichen Fassung bringen; man hat noch nie ein paar Hunde gesehen, die einander zerrissen hätten, weil sie zu viel gefressen oder gesoffen haben. Diese gefährliche Tollheit, die durch das niedrigste Laster verursacht wird, war für die Menschen aufbehalten und besonders für die Franzosen, als unglückliche Nachahmer der bösen Eigenschaften ihrer Voraltern. Sie betrinken sich oft, wie jene, sie schlagen sich sehr leicht, wie jene, und die Höflichkeiten, so sie den Fremden bezeigen, sind, wie bey jenen, mit vieler Neugier verbunden: sie müssen sich dieselben durch Beantwortung vieler überlästigen Fragen erkaufen, und nachdem sie erfahren haben, was sie wissen wollten, so vergessen sie es in einem Augenblicke und wenden es niemals an.

Ich würde den Franzosen die Neugier paßiren lassen, die sie von sich blicken lassen, andrer Völker Moden, Gesetze, Sitten und Neigungen zu erforschen, wenn sie nur die Erkänntniß nutzeten, die man ihnen beybringt; aber weil sie einzig und allein von ihrer Denkungsart eingenommen sind, so wollen sie nur andrer ihre aus bloßer Neugier wissen, oder deswegen, um ihre desto höher zu schätzen. Das heißt eben so thöricht handeln, als wenn einer den wahren Werth verschiedner Stücken Gold erkennen wollte, er probirte aber nur immer das eine, und wollte nur durch einen

flüch-

flüchtigen Blick beurtheilen, daß die andern mit demjenigen nicht von gleichem Werthe wären, für welches er eingenommen sey.

Die Knebelbärte der Gallier, in denen das Fleisch hängen blieb, wenn sie speiseten und die ihnen gleichsam zum Durchseihen dienten, wenn sie tranken, sind lange Zeit in der Mode gewesen, nicht nur bey den Spaniern, sondern auch bey den Franzosen. Vor hundert und funfzig Jahren ließen unsre Väter einen Theil des Verdienstes auf die Länge oder Dicke des Knebelbartes ankommen; man trug damals Sorge einen Theil der Haare unter der Nase zu kämmen und mit Wachs aufzustreichen, welches man heut zu Tage zu vermeiden hat, weil es kein gewisses Kennzeichen abgiebt. Es hat Petitmäters mit Knebelbärten, wie auch mit ganzen Bärten, und Knebelbärten, gegeben; der menschliche Verstand richtet sich auf alles ein, und macht es der Schwäche unterwürfig deren er fähig ist.

Wir wenden uns heut zu Tage nicht an unsre verstorbnen Freunde und Anverwandten, durch Briefe, die wir ihnen durch andre Todte zuschicken; wir reden aber mit ihnen, als wenn sie uns verstehen sollten. Wir richten unsere Bitten an sie, wir fallen ihnen durch unsre Bitten bey der Gottheit beschwerlich und unsre Thorheit scheint mir wenigstens eben so groß als der Gallier ihre. Ist es nicht lächerlich zwischen dem Schöpfer und der Creatur einen Sachwalter anzunehmen, der zum Vortheil der letzten reden soll? Braucht denn das höchste Wesen, das ein Herzenskündiger ist, jemand, der es von den Bedürfnissen der Menschen unterrich-

te, und muß denn etwa einer seiner Hofleute bey ihm für denjenigen einen Vorspruch einlegen, der um seine Gnade anhält, gleich denen weltlichen Regenten, derer vornehmste Eigenschaften Stolz und Eitelkeit sind? Die Thorheit den Abgestorbenen Briefe zu senden, sage ich noch einmal, scheint mir nicht so übertrieben zu seyn, als wenn man die Gottheit erniedrigen will, und ihr menschliche Schwachheiten beylegen.

Die Gewohnheit, welche die Gallier bey ihren Kriegen beobachteten, ist denen Moden der Franzosen vollkommen ähnlich, wenigstens bemerkt man darinnen eben das Genie, im Anfange viel Eifer und Lebhaftigkeit, eine gute Meynung von ihrer Tapferkeit, Stärke und Kriegserfahrenheit, eine Ruhmredigkeit bey ihren Siegen und einen übertriebnen Stolz alles auszukramen, was das Andenken derselben erneuern kann.

Kann es wohl so thörichte Menschen geben, die sich rühmen die Kunst zu besitzen andre ihres Gleichen umbringen zu können? Unter allen Ausschweifungen des menschlichen Verstandes ist dieses die unsinnigste und traurigste, welche die Völker verleitet, einander zu erwürgen. Man kann das Ungeheure davon noch besser einsehen lernen, wenn man nur auf diejenigen die geringste Aufmerksamkeit richtet, welche gemeiniglich unter der Last des Krieges seufzen. Ein Fürst hat eine Privatstreitigkeit mit einem andern Fürsten, sogleich schickt er eine Armee in sein Land und läßt in zwey oder drey Jahren funfzehn bis zwanzig tausend Menschen umbringen. Unterdessen frißt und säuft er und schläft mitten in seinem Reiche zweyhundert Meilen von seiner Armee ganz sicher. Endlich, wenn die Hitze seiner üblen

Leidenschaft verraucht ist, machte er Friede, wird ein guter Freund von demjenigen Fürsten, an dem er sich zu rächen gedachte, und verbindet sich mit ihm, um einige andere anzugreifen, ohne mehr Recht dazu zu haben. Unterdessen gehen Menschen zu Grunde, die Pest, der Hunger, der Krieg ruiniren sie auf einmal und der Fürst schläft, ißt und trinkt immer fort. Die unglücklichen Zufälle seiner Armeen werden auf die Rechnung der Anführer geschrieben: seine Hofleute helfen ihm sich selbst betriegen, alsdenn endlich kommt er von seinem Irrthume zurück, wenn er eine Million Menschen hat verderben lassen und wenn er den Rest seiner Völker für Hunger sterben sieht. Glücklich sind die Länder, fleißiger Ben Kiber, die von weisen, klugen und friedfertigen Königen beherrschet werden, welche nicht eher Krieg führen, als wenn es zur Wohlfarth ihrer Unterthanen unumgänglich nöthig ist! Ein dauerhafter Friede ist weit schätzbarer als hundert vollkommne Siege. Wie viel Schlachten hat nicht Ludwig XIII. durch die Anschläge des Cardinal Richelieu gewonnen? Nach seinem Tode war aber das Königreich lange nicht so blühend als nach dem Tode des Cardinals Fleury.

Laß uns noch einige Gebräuche der alten Gallier betrachten. „Ueberhaupt, sagt Diodor von Sicilien [t]), sind sie schrecklich anzusehen; sie haben eine grobe und rauhe Stimme, in Gesellschaften reden sie wenig und allemal sehr dunkel, indem sie eine Art zu reden affectiren, da man einen großen Theil desjenigen errathen muß, was sie sagen wollen. Die Hyperbole wenden sie am allermeisten an, entweder sich zu erhe-

t) Diodor im V. B. S. 186.

ben, oder ihre Gegner zu erniedrigen. Der Ton ihrer Stimme ist drohend und trotzig und sie lieben das Aufgeblasene und Uebertriebene sehr in ihren Gesprächen; übrigens sind sie geistreich und aller Gelehrsamkeit fähig. Ihre Poeten, die sie Barden nennen, bemühen sich Gedichte zu verfertigen, welche mit ihrer Musik übereinstimmen; und sie selbst singen entweder Lobeserhebungen oder Schmähgedichte gegen andre nach gewissen Instrumenten ab, die fast unsern Leyern ähnlich sind. Sie haben auch Philosophen und Theologen unter sich, die man Saronides nennt, gegen die sie von Hochachtung eingenommen sind. Sie schätzen diejenigen hoch, welche das Zukünftige entdecken wollen, es sey nun durch den Flug der Vögel, oder aus den Eingeweiden der Schlachtopfer, und das ganze Volk gehorcht ihnen blindlings. Die Art, womit sie wichtige Vorfälle voraus sagen, ist wunderbar und unglaublich. Sie tödten einen Menschen, dem sie einen wichtigen Stich mit einem Degen um die Gegend des Zwerchfells beybringen; hierauf geben sie auf die Stellung Achtung, in welcher dieser Mensch fällt, auf seine verschiednen Verzuckungen und wie das Blut aus seinem Leibe fließt, indem sie sich bey allen diesen Umständen nach den Regeln richten, die ihnen ihre Vorfahren hinterlassen haben. Es ist eine Gewohnheit unter ihnen festgesetzt worden, daß niemand ohne einen Philosophen sein Opfer bringt; denn da sie glauben, daß diese Art Leute die göttliche Natur vollkommen verstünden und so zu sagen, ihre Geheimnisse mitgetheilt bekämen, so denken sie, daß ihre Handlungen durch jener ihre Hülfe den Göttern müßten angenehm gemacht

werden,

werden, und daß diese ihnen das Begehrte erst erbitten müßten. Diese Philosophen, wie auch die Poeten, stehen bey den Galliern auch in Kriegs- und Friedensgeschäften in großem Ansehen, und sie werden sowohl von den verbundnen Nationen, als auch von den feindlichen gleich hochgeschätzt. Es geschiehet oft, wenn zwo Armeen fertig sind mit einander zu schlagen, daß diese Philosophen sich auf einmal unter die Piquen und entblößten Schwerdter werfen, und daß die Streitenden sogleich, wie bezaubert, ihre Wuth einstellen und die Waffen niederlegen. Also trägt auch unter den wildesten Völkern die Weisheit den Sieg über den Zorn davon, und die Musen über den Gott Mars."

In dieser letzten Schilderung finde ich viele Züge eines Gasconiers. Wenn die Hyperbole die Figur war, welche die Gallier am östersten anbrachten, entweder sich zu erheben, oder ihre Gegner zu erniedrigen, so brauchen die Gasconier wenigstens eben so gern, als ihre Vorfahren, diese rednerische Figur. Ich weiß aber nicht, ob sie ehemals so weit getrieben wurde, als gegenwärtig; das kann man aber versichern, daß die Menschen zu allen Zeiten gleich stark sind für sich eingenommen gewesen. Sie haben wenig Betrachtungen über ihre Fehler angestellt, und sich immer selbst denjenigen Weyhrauch gebracht, den sie von andern verlangten. Sollte man denn bey so großen Gebrechen eine so große Eigenliebe besitzen? Das einzige, was einen Menschen weniger thöricht machen könnte, wäre, wenn er über seine Aufführung nachdächte; dazu haben aber die wenigsten unter ihnen gnug Stärke.

Man darf also nicht hoffen, daß unsre Enkel die Fehler vermeiden werden, die wir begangen haben.

Wenn die Gallier unterdessen geistreich und aller Wissenschaften fähig waren, ohngeachtet sie eine so gute Meynung von sich hatten, so sind die Gasconier in dem nämlichen Falle. Sie haben unter sich Genies vom ersten Range gehabt, und wenn sie auch gleich der gelehrten Welt keinen Montagne und Bayle geliefert haben, so hätten sie doch das Recht es denen Ländern streitig zu machen, welche sich rühmen dergleichen große Männer hervorgebracht zu haben. Uebrigens ist dieses ein Kennzeichen, daß es nicht unmöglich ist, daß nicht auch von der Eigenliebe sollten Philosophen erzeugt werden und noch dazu sceptische Philosophen, das ist, sittsame und in ihren Urtheilen zurückhaltende Gelehrte.

Die Hochachtung, welche die Gallier gegen die Saronides bezeigten, welche ihnen die Zukunft entweder aus dem Vogelfluge oder aus der Untersuchung der Eingeweide voraus sagten, war eine Thorheit, die sich auf die Franzosen fortgepflanzt hat. Man wird heut zu Tage eben so stark von den Prophecenyungen bethört, als ehemals. Die Vernünftigen unter den Alten machten sich über die Leichtgläubigkeit derjenigen lustig, welche den Wahrsagern Glauben beymaßen; und Personen, welche ihre Vernunft gebrauchen, scherzen noch itzt über die Leichtgläubigkeit derer, die sich von den Astrologen und neuen Propheten zum Narren haben lassen. Anstatt der Eingeweide der Schlachtopfer hat man Spiegel und mit Wasser gefüllte Gläser u. a. genommen, und an statt des Vogelfluges

braucht

braucht man Würfel und Karten ꝛc. ꝛc. Die Thorheit, die Zukunft zu erfahren, hat sich nur in der Methode verändert; an sich selbst aber ist sie noch eben so stark.

Man müßte sehr schwach seyn, wenn man sich einbilden wollte, die Gottheit habe die künftigen Begebenheiten in die Gedärme eines Ochsen oder einer jungen Kuh gezeichnet, und die Art, wornach ein Vogel seinen Flug richtete, könne das ganze Schicksal eines Volks entscheiden. Aber müßte man es nicht eben so sehr seyn, wenn man glauben wollte, daß eine alte Hexe durch ein Glas den Vorhang wegnehmen könne, welcher die dunkle Zukunft verdeckt? Die Policey sollte die größte Strenge anwenden, einen so ungeräumten und gefährlichen Irrthum auszurotten; wir gleichen aber nicht nur den Alten in ihren Thorheiten, sondern wir ahmen sie auch in ihrer Nachläßigkeit nach. Man verbannete die Astrologen sehr oft aus Rom [u]), unterdessen blieben sie doch darinnen. Die Obrigkeit schreyet zu Paris wider die Wahrsager, sie saget, man müsse sie verjagen; sie begnüget sich aber nur bloß zu reden und es nicht zu thun. Lebe wohl.

Sechs und siebenzigster Brief.

Der Kabbalist Abukibak, an den fleißigen Ben-Kiber.

Die Ehrerbietung, welche die alten Gallier für ihre Theologen bezeigten, hat sich bey den Franzosen

u) Genus hominum potentibus infidum, sperantibus fallax, quod in ciuitate nostra et vetabitur semper, et retinebitur. Tacit. Hist. Lib. I.

nicht verringert. Wenn es ehemals ein angenommner Gebrauch war, daß niemand ohne einen Philosophen opferte, weil diese Leute die Natur der Gottheit vollkommen kannten, und so zu sagen mit ihr in Gemeinschaft stunden; wenn man glaubte, daß man durch ihre Hülfe den Göttern danken und sich das verlangte Gute von ihnen erbitten müsse, so denkt man heut zu Tage eben so und man ist überzeugt, daß kein Bündniß oder Vertrag zwischen Gott und den schwachen Menschen ohne einen Priester könne vollbracht werden. Die bürgerlichen Gesetze sind nach und nach in Religionsgeheimnisse verwandelt worden. Muß man sich eine Gattinn wählen, so ist die Heyrath nicht eher gültig, bis sie von einem Priester gebilliget wird; er hat das Recht zwey Personen so zu vereinigen, daß sie das Ansehen der Obrigkeit nicht ganz wieder trennen kann. Muß man für einen erhaltenen Sieg Danksagungen thun, oder den Himmel um Erhaltung der Feldfrüchte anflehen oder um eine andre Wohlthat, so haben die Priester allein dieses wichtige Recht. Die übrigen Menschen dürfen nur ihre Bitten mit den ihrigen verbinden; wären sie aber allein, so würde ihr Gebet keine Wirkung thun, oder wenigstens wäre es sehr schwach.

Man erstaunt über die uneingeschränkte Macht, welche die Layen denen Priestern und Geistlichen zugestanden haben, wenn man ohne Vorurtheil bemerkt, wie weit sie ihre Rechte ausgedehnt haben; es ist keine Sache, die sie nicht in das Fach der Religion hätten ziehen wollen. Wenn das tridentinische Concilium

cilium in Frankreich wäre zur Richtschnur angenommen worden, so hätte ein einziger Priester mehr Gewalt bekommen, als ein Premierminister. Denn dieser letzte, so viele Gewalt er auch hat, darf doch am Ende nicht die Reichsgrundgesetze verletzen; jener aber würde aus eigner Macht einen Sohn der väterlichen Gewalt entziehen oder ihn von dem Gehorsame loßsprechen können, den ihm doch die Natur und alle bürgerliche Gesetze auflegen. In Spanien, Italien, Portugall und andern Ländern, wo das tridentinische Concilium ohne Ausnahme angenommen ist, stehet das Schicksal der Kinder auch von dem zartesten Alter an nicht in den Händen ihrer Aeltern. So bald sie zum Heyrathen tüchtig sind, so können sie es ungestraft thun; ein Priester vereiniget sie auf ewig mit dem ersten dem besten Mädchen, wodurch sie sind verführet worden. Wenn ich die Mißbräuche bedenke, die aus einer so gefährlichen Gewohnheit auf das allgemeine Wohl fließen, so kann ich die Weisheit der Chiamesen nicht gnug loben, welche, an statt daß sie glauben sollten, die Ehe sey eine Ceremonie, die nicht ohne des Priesters Hülfe könne vollzogen werden, denen Talipoins verbieten sich dabey einzufinden, unter welchem Vorwande es auch geschehen möchte. Ich glaube, daß es die nützlichste Sache wäre, die man in Europa vornehmen könnte, wenn man darinnen eine so nützliche Mode einführete; und diejenige Mode wäre auch nicht weniger nothwendig, nämlich den Dienst der Geistlichen nicht in pure Civilsachen zu mischen. Unterdessen will ich doch nicht den Quåckern das Wort reden, und ob ich gleich die Macht und das Recht der Priester einzuschränken suche, so

bin ich doch weit entfernt zu glauben, es wäre nicht nöthig, daß gewisse Personen mehr als andre Menschen überhaupt zum Dienste Gottes bestimmt würden; sondern ich behaupte nur, man müsse ihre Rechte und Freyheiten einschränken und ihnen richtigere Gränzen setzen: sonst verhüllet sich der Hochmuth mit dem Schleyer der Religion und führt die Dinge bey dem Gottesdienste ein, die davon am entferntesten bleiben sollen. Ohngeachtet man nun aber die übertriebne Mode der Quäcker verwirft, so muß man doch gestehen, daß sie nicht unrecht haben zu antworten, wenn man sie fragt, ob sie keine Priester hätten: Nein, mein Freund, und wir befinden uns dabey wohl [x]).

Wenn auch übrigens die neuen Geistlichen denen Priestern der alten Gallier in der Macht gleich kommen, die sie über die Herzen der Völker hatten, so fehlt es doch weit, daß sie so einen klugen Gebrauch davon machen sollten. An statt, daß es oft geschahe, wenn zwo Armeen gegen einander stunden und zum Handgemenge kommen sollten, daß sie sich auf einmal zwischen die Spieße stellten, um die Wuth der Streitenden aufzuhalten und sie zur Niederlegung der Waffen zu bewegen: an statt dessen hat man oft gesehen, wie die Priester in den traurigen und unglücklichen Religionskriegen die Soldaten zum Niedermetzeln anfrischten, die ihre Meynungen vertheidigten und welche thöricht und unsinnig gnug waren, sich um solcher Lehren willen erwürgen zu lassen,

x) S. Voltaire in den Briefen über die Engelländer, I. Brief.

sen, die sie nicht verstunden und von denen sie oft nur einen sehr unvollkommnen Begriff hatten.

Der deutlichste Beweis, daß die Thorheit der Menschen täglich zunimmt, ist die Art, womit sie einander in den neuern Zeiten todgeschlagen haben. Die Alten haben keine Religionskriege gekannt. Man sahe bey den Aegyptern, Griechen und Römern sich niemals die Völker darüber entzweyen, ob man im Monat März Schöpsenfleisch, Eyer oder Stockfisch essen sollte; bey diesen Nationen erwürgte niemals ein Sohn seinen Vater um dergleichen Ursachen willen. Ein neuerer Schriftsteller hat Recht, wenn er spricht y), diese Laster und Verbrechen wären nur für die andächtigen Prediger der Geduld und Demuth aufgehoben gewesen. Was für eine Andacht, gerechter Gott! wie die war, die das St. Bartholomäusfest wirkte und welche Heinrich IV. umkommen ließ. Laß uns unsern Weg verfolgen, fleißiger Ben Kiber, den wir angetreten haben und ferner die Sitten und Gebräuche einiger alten Völker untersuchen.

„Die Celten und Iberier bekriegten einander lange Zeit wegen ihrer Wohnungen; nachdem aber diese Völker endlich einig wurden, so bewohnten sie einerley Land gemeinschaftlich, vermischten sich unter einander durch Heyrathen, und nahmen den Namen Celtiberier an, der aus beyden zusammengesetzt ist. Das Bündniß dieser beyden kriegerischen Nationen und die Güte des Landes, welches sie bewohnten, trug sehr vieles bey, die Celtiberier berühmt zu machen,

doch

y) Voltaire in den Briefen über die Engelländer, IV. Brief.

doch geschahe dieses erst nach vielen Schlachten und nach einer langen Zeit, nachdem sie von den Römern waren überwunden worden. Man giebt nicht nur zu, daß ihre Reuterey vortrefflich ist, sondern auch daß die Infanterie die stärkste und am besten zum Kriege abgerichtet sey. Die Celtiberier kleiden sich in einen schwarzen und haarigten Sagum (kurzen Soldatenrock) dessen Wolle den Ziegenhaaren gleicht. Einige tragen leichte Schilde, wie die Gallier, und andre hohle und runde Schilde wie die unsrigen. Sie haben alle gewisse Stiefeln von Haaren gemacht, eiserne Helme mit purpurrothen Federbüschen geziert. Ihre Schwerdter sind zweyschneidig und ausnehmend gut gehärtet. Sie bedienen sich auch noch im Handgemenge eines Dolchs, der nur einen Fuß lang ist. Die Art, wie sie ihre Waffen zubereiten, ist sehr sonderbar; sie vergraben Stücken Eisen unter die Erde, und lassen sie daselbst, bis der Rost die schwächsten Theile dieses Metalls verzehret hat, alsdenn bleiben nur die härtesten und festesten übrig. Von diesem so gereinigten Eisen verfertigen sie ihre vortrefflichen Degen und andre Kriegswerkzeuge. Ihre Waffen sind so stark, daß sie alles zerschneiden was ihnen entgegen kommt, weder ein Schild, noch Helm, noch viel weniger ein Knochen im Leibe kann ihrer Schärfe widerstehen. Sobald die Reuterey der Celtiberier in die Feinde eingebrochen ist, so sitzt sie ab und streitet als Infanterie, da sie Wunder der Tapferkeit verrichtet. Sie haben eine seltne Mode: Ohngeachtet sie sonst bey ihren Gastereyen sehr reinlich sind, so sind sie doch in folgendem Stücke sehr unreinlich; sie waschen sich nämlich den ganzen Leib mit Urin, und

sogar

sogar die Zähne, indem sie glauben, daß dieses nicht wenig zur Sauberkeit des Leibes beytrage. In Betrachtung ihrer Sitten sind sie sehr grausam gegen die Uebelthäter und ihre Feinde; aber voller Leutseligkeit gegen die Fremden. Sie erzeigen denenselben nicht nur alle Gastfreyheit mit Vergnügen, wenn sie durch ihr Land reisen; sondern sie verlangen auch daß die Fremden bey ihnen einsprechen sollen. Ja sie schlagen sich sogar darum, wer sie am ersten bewirthen soll und sehen diejenigen für Leute an, denen die Götter besonders günstig wären, bey welchen die Fremden einkehren. Ihre Nahrung besteht aus verschiednem nahrhaften Fleische und ihr Trank ist Honig im Weine zerlassen; denn ihr Land bringt Honig in Menge; aber der Wein wird ihnen von fremden Kaufleuten zugeführt. Die allergesittesten benachbarten Völker sind die Vacceaner. Diese Völker theilen jährlich das Land unter sich, welches sie bewohnen. Da jeder das Stück Land angebauet hat, welches ihm zugefallen ist, so bringt er die eingesammelten Früchte zum allgemeinen Besten zusammen. Sie machen alsdenn eine gleiche Eintheilung und man bestraft diejenigen mit dem Tode, welche das geringste davon entwenden [z]).„

Die Spanier gleichen in Ansehung ihrer Waffen sehr ihren Vorfahren, den Celtiberiern. Ihre Cavallerie ist vortrefflich, so war es auch die ihrige, sogar bis auf die Schlacht von Rocroy, ihre Infanterie war die stärkste und ausgesuchteste. Ohngeachtet des erschrecklichen Stoßes, den dieselbe in

z) Diodor im V. B. S. 190. Ich bediene mich allezeit der Uebersetzung des Abts Terrasson.

in diesem Treffen (1643) erlitten, ist sie doch sehr gut geworden und seit der Regierung Philipp V. allemal wohl eingerichtet gewesen.

Was die Kleidung anbelangt, so ahmen die spanischen Edelleute und angesehnen Bürger darinnen die Gebräuche der Celtiberier sehr nach, und sie folgten ihnen darinnen noch genauer, ehe ein Prinz vom französischen Geblüte den Thron bestieg; unter Philipp II. und seinen Nachfolgern machten die engen und anschliessenden Stiefeln der Celtiberier ein wesentliches Stück der spanischen Kleidung aus. Der heil. Ignaz ließ sich den einen Schenkel noch einmal zerbrechen, den man ihm schlecht geheilt hatte, damit sein Stiefel gut anliegen möchte. Was den Gebrauch des Dolchs anbelangt, so ist er in Spanien noch sehr in der Mode, und es giebt keinen Fechter, der nicht öffentlich darinnen Unterweisung gäbe.

Die Reinlichkeit, welche die Celtiberier bey ihren Gastmahlen beobachteten, wird von den Spaniern noch in eben dem Geschmacke beobachtet. Die erstern wuschen ihren Körper mit Urin, und die letztern rülpsen alle Augenblicke. Diese Moden gründeten sich auf einerley Ursachen, nämlich auf die Gesundheit des Körpers. Es ist nur zu wissen nöthig, ob bey auswärtigen Völkern die Mode den Leib mit Urin zu waschen mehr auffällt, als die, den Gästen ins Gesicht zu rülpsen. Was ich glaube, fleissiger Ben-Kiber, ist das, beyde Gewohnheiten müßten einem gleichdurch sonderbar fürkommen und sind den Thieren anständiger als den Menschen.

Ein sehr beträchtlicher Unterschied den ich zwischen den Sitten der Celtiberier und neuern Spanier

bemerke,

bemerke, ist die Leutseligkeit der erstern gegen die Fremden, die durch ihr Land reiseten. Es hat gute Wege, daß man heut zu Tage in Spanien Leute finden sollte, die sich um einen Fremden schlagen, wer ihn bekommen soll und die diejenigen, bey denen er einkehrt, für besonders begnadigt vom Himmel ansehen sollten; kaum trift er die meiste Zeit elende Wirthshäuser an, wo es sehr miserable Betten giebt. Will er etwas essen oder trinken, so muß er erst in allen Marktflecken herum laufen, um das nöthige einzukaufen, und in den großen Städten, wo er in Gasthöfen abtreten kann, setzt ihn der Titel eines Reisenden allein dem Uebel aus, von einem Wirthe gemißhandelt und geschunden zu werden, der sowohl höchst geizig als auch ein schlechter Koch ist.

Die Spanier gleichen also den Celtiberiern vollkommen in ihren Fehlern, aber nicht in ihren Tugenden; sie haben, wie die andern neuern Völker, den größten Theil der bösen Gebräuche und unvernünftigen Moden derjenigen beybehalten, die vor ihnen lebten; aber diejenigen haben sie abgeschafft, welche sich auf die Frömmigkeit und Vernunft gründen. Hier siehst du, fleißiger Ben-Kiber, deutliche Merkmahle, daß je älter die Welt wird, desto thörichter und gottloser werden die Menschen. Zu den Beweisen, die ich dir davon in denen vorhergehenden Briefen über die Sitten der alten und neuern Völker gegeben habe, will ich noch zwey Nachrichten fügen, die ich aus der Vergleichung der Spanier mit den Celtiberiern hernehme. Die erstern beobachten nicht, wie ich gezeigt habe, jener ihre Gastfreyheit gegen die

Fremden; aber die Grausamkeit gegen die Feinde haben sie beybehalten. Alle neue Geschichte berichten uns, daß keine Nation kleinmüthiger im Unglück ist, als die spanische, aber auch keine grausamer und blutgieriger, als sie, wenn sie den Meister spielt. Was für Grausamkeit hat sie nicht in Flandern begangen, und was für ungeheure, erschreckliche Handlungen hat sie nicht bey Eroberung der neuen Welt begangen.

Uebrigens bebaueten die Celtiberier ihr Land zum allgemeinen Besten, und theilten eben so die Früchte unter sich; jeder war zufrieden, wenn er nur so viel hatte, als er brauchte. Die Spanier haben ihren alten Sitz verlassen, sie haben ihr Vaterland entvölkert, um jenseit des Meeres Schätze zu suchen, die nicht so schätzbar sind, als die, welche ihnen die Natur in Menge verlieh. Wozu bringt uns nicht die Thorheit Gold zu sammeln! Und zum Unglück für das menschliche Geschlecht sind die Menschen niemals so sehr von dieser unsinnigen Leidenschaft gequält worden, als heut zu Tage.

Ich grüße dich, fleißiger Ben-Kiber, und empfehle dir fernerhin die Bemühung nach Weisheit und die Verachtung eitler Reichthümer.

Ende des dritten Bandes.

XXX III.88

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Argens, Jean-Baptiste de Boyer d', 1704-1771

Des Herrn Marquis d'Argens Kabbalistische Briefe, oder philosophischer, historischer und kritischer Briefwechsel zwischen zween Kabbalisten, verschiedenen Elementargeistern und dem höllischen Astaroth aus d. Franz. nach d. neuesten Haager Ausg. übersetzet
Bd.: 3

Danzig (1774)

Epist. 33-1/3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10402099-4
VD18 80252389-001